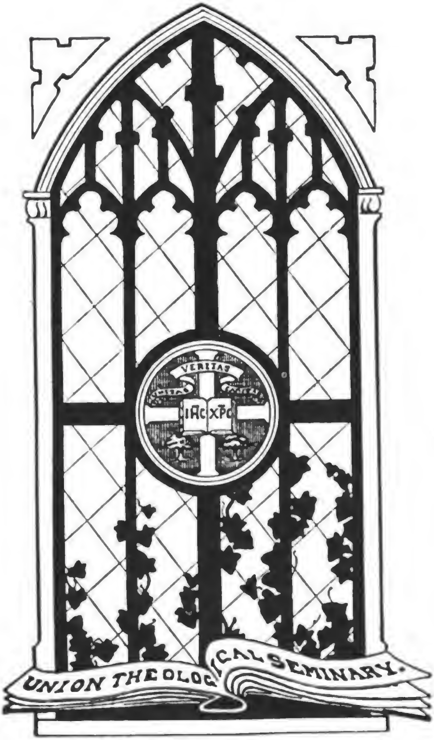
Ein besuch in Paramaribo

H. G. Schneider


VERITAS
IHC XPC
UNION THEOLOGICAL SEMINARY.



WILHELM HOFFMANN, DRESDEN.

Missionshäuser und Kirche in Paramaribo (Suriname).

Ein Besuch in Paramaribo.

Von

H. G. Schneider,

Prediger und Redakteur des Missionsblattes der Brüdergemeine.

Herrnhut
Stuttgart.

Verlag von M. Roth (M. Hollandt).
Missionsbuchhandlung
der Missionsanstalt d. Ev. Brüderunität.

Druck von Gustav Winter in Stolpen i. S.

Vorwort.

Gute schriftliche und noch viel reichere, vorzügliche mündliche Quellen aus den Federn und von den Lippen von Missionaren haben dem Unterzeichneten bei Abfassung dieses Schriftchens zu Gebote gestanden. Was in demselben von Wert ist, kommt also auf Rechnung jener, das Fehlerhafte und Mangelhafte darin auf das Conto des Verfassers. Das Letztere zu betonen, fühlt er sich namentlich gedrungen den Missionaren in Suriname gegenüber. Was ihnen verkehrt und verfehlt scheint, was die Gegner ihrer Arbeit mit Unrecht als Waffe gegen ihre Arbeit aus der folgenden Schrift sollten entlehnen wollen, — alle Verantwortung dafür mögen unsre lieben Brüder in Suriname ruhig von sich ab- und dem Verfasser zuweisen.

Daß er, der Mängel des Dargebotenen sich bewußt, überhaupt nur mit Zaghaftigkeit diese Blätter der Oeffentlichkeit übergiebt, dessen hat er kein Hehl. Leser, welche in Missionsschriften nur rein Erbauliches zu finden wünschen, werden dieses Büchlein enttäuscht bei Seite legen. Daß dasselbe für Kinder und Halberwachsene keinen geeigneten Lesestoff bildet, liegt auf der Hand, soll aber aus besondrer Veranlassung vom Verfasser hiermit noch ausdrücklich bemerkt sein, um ihn vor Mißdeutungen zu schützen. Ob es aber die Leser finden wird, an welche der Verfasser gedacht hat, und noch mehr, ob es sie nur einigermaßen befriedigen wird, ist ihm doch recht zweifelhaft.

Seine Absicht war, einen größeren Missionsorganismus sowohl nach seiner äußern Einrichtung, als auch nach seinen kirchlichen Ordnungen zu schildern, wie sie, allmählich geschichtlich entstanden, nicht zwar in allen ihren Einzelheiten, aber doch in ihren wesentlichen Grundzügen für alle Arbeitsfelder der Brüdermission maßgebend sind; weiter zu schildern, wie dieser Missionsorganismus wirkt und arbeitet; endlich aber einen solchen Missionsorganismus vorzuführen nicht in todter verblaßter Allgemeinheit, sondern auf einem ganz bestimmten Arbeitsgebiet und unter Berücksichtigung aller oder doch der wesentlichsten örtlichen Eigentümlichkeiten dieses Arbeitsgebietes — also in gewissem Sinn zweierlei auf einmal. Wie leicht aber, daß dann der eine oder gar beide Gesichtspunkte übel fahren! — Die Einleitung, unverhältnismäßig ausführlich, rechnet mit der Möglichkeit einer späteren Fortsetzung des Büchleins, welche dann die von der Brüdergemeine betriebene Plantagen- und Buschneger-Mission in Suriname zu berücksichtigen haben würde; doch will der Verfasser nach dieser Seite hin sich nicht durch irgend ein Versprechen gebunden wissen.

Indeß diese Möglichkeit, weiter das, was die Selbstkritik ihm noch sonst bedrohlich zuraunt, alle Bedenken, die mancherlei Wünsche und wenigen Hoffnungen, alles am besten — Gott befohlen! Zu seines Namens Ehre ist's wenigstens gemeint. —

Herrnhut, Ostern 1891.

H. G. Schneider.

Inhalts-Uebersicht.

Einleitung.

Das Missionswerk in Paramaribo.

I. Aeußere Verhältnisse.

II. Kirchliche Gemeinde-Aemter.

III. Kirchliche Pflege und kirchliches Leben.

Einleitung.

1. Land in Sicht.

Die Reise ging stark auf die Neige. Achtzehn Tage etwa pflegt sie zu währen, die Ueberfahrt von Holland nach Suriname auf den niederländischen Postdampfern, die einer Privatgesellschaft gehören, aber als die Post befördernd sich einer Unterstützung seitens der Regierung erfreuen. Wohl versorgt und geborgen ist man an Bord dieser Fahrzeuge. Kost, Bequemlichkeit, Bedienung, das Benehmen des Kapitäns und seiner Untergebnen lassen nichts zu wünschen übrig, ein Schiffsarzt befindet sich auch in dem schwimmenden Hause, und unter den allerdings nicht zahlreichen Passagieren des ersten Platzes findet man wohl stets einige wenigstens, mit denen man nicht ungern verkehrt. Was Du aber auf dem Gebiete der Seekrankheit geleistet an allgemeiner Mattigkeit, an Kopfweh und Uebelbefinden, an Revolutionen Deines Innern, das übernimm auf Dein eignes Konto und schreibe es, Du unerfahrene Landratte, Dir selbst und Deiner Schwerfälligkeit zu, oder schilt allenfalls noch ein wenig auf die böse See, die Dich zeitenweise etwas unsanft und heftig gewiegt. Aber klage sie nicht zu hart an! Ihre Fluten haben Dich geduldig und gefällig auf ihrem Scheitel getragen, am Tage hat Dich das Spiel ihrer blauen Wogen ergötzt, die Delfine, welche aus ihrem Schoße hervortauchten, die fliegenden Fische, welche als Gruß sie Dir

aufs Verdeck sandte und welche Du mit Deinen Gefährten erst bewundert und dann verspeist hast; am Abend und bei Nacht, wenn Du in ihre dunkle, beständig sich verändernde Masse hinabschautest, hat sie Dir eine kindliche Freude bereitet durch das unzählbare Heer von bläulich goldigen, kleinen Funken, die wie herabgefallene Sternlein in dem Kielwasser zu schwimmen und über die Kämme der Wogen herabzugleiten schienen.

Die Reise geht stark auf die Neige. Wie merkwürdig warm es allmählich geworden ist, lähmend und erdrückend warm, warm auf Deck, wärmer noch im Speisesaal, unerträglich warm in der Kabine, wo man die Nacht zubringen soll! Oeffne das Fenster da unten, kein Strom von Kühlung dringt hinein! Begehre welches Getränk Du willst, keines hat einen wirklich erfrischenden Geschmack, das Eis an Bord ist zu Ende und der Nordpol ist weit, sehr weit entfernt. Ein Regenguß rauscht hernieder, so gewaltsam und mit solchen Wassermassen, daß auch das wildeste Gewitter daheim nur ein Kinderspiel dagegen ist; aber Abkühlung folgt auch ihm nicht. Die schöne, tiefblaue Farbe des Meeres hat sich in ein wenig ansprechendes, graubraunes Grün verwandelt, weil die Tiefe des Wassers bedeutend geringer geworden ist und die gewaltigen Ströme des nahenden, aber noch nicht sichtbaren Festlandes ihren trübenden Sand der Salzfluth beigemischt haben. Einzelne Vorposten und ganze Geschwader von Vögeln lassen sich blicken, Seevögel sind das nicht, sondern die nach Dir ausspähenden Kundschafter, welche eine neue Welt abgesandt hat. Ja, wolltest Du all diesen Vorboten noch nicht recht trauen, so lies es schwarz auf weiß! In dem sogenannten, von nicht rauchenden Damen mit Beschlag belegten Rauchsalon oben auf Deck, wo täglich um Mittag herum die Länge der in den letzten 24 Stunden zurückgelegten Wegstrecke veröffentlicht wird, — da steht heute geschrieben: „212 Seemeilen bis Paramaribo!"

Die Reise geht stark auf die Neige. Gradezu unerträglich ist die Hitze geworden und doch muß sie ertragen werden; aber dabei einen erquickenden Schlaf schlafen, das ist zur Zeit noch unausführbar für Dich. Endlich bist Du ein wenig entschlummert, da schreckst Du empor, geweckt, nicht durch einen Lärm, sondern durch eine ungewöhnliche Ruhe, durch das Aufhören eines Lärmes, der dem Gewohnheitstiere Mensch vertraut geworden ist, — die Maschine steht still. Ist ein Unglück passiert? O nein, wir sind der sehr allmählich in den Ocean hinabtauchenden Küste nur bereits so nahe gekommen, daß von Zeit zu Zeit Messungen vorgenommen werden müssen, um zu erfahren, ob wir noch genug Tiefwasser unter dem Kiel haben. Das wiederholt sich vier=, fünfmal während der Nacht, welche träge dahinschleicht. Endlich ist der Morgen da. Du raffst die letzten Tropfen von Willenskraft, welche die versengende Hitze Dir nicht aus dem Körper herausgeschmolzen, mühsam zusammen, fassest den großen Entschluß aufzustehen, dich anzukleiden, ja sogar die Riesenaufgabe zu lösen, Dein fahrendes Hab und Gut zu ordnen und zusammenzupacken; denn das war ja die letzte Nacht an Bord. Endlich, endlich bist Du fertig und klimmst empor an Deck. Befremdender Anblick! Da herrscht reges Leben. Die Mannschaft besorgt ihr tägliches Reinigungsgeschäft des ganzen Schiffes heute besonders gründlich und ausführlich; auch unter Deck wird alles sauber, nett und blank gemacht. Warum? Dein Blick schweift unwillkürlich nach Westen und was Du da siehst, scheint Dir wirklich nicht so vieler Umstände werth. Dort liegt das Land, aber wie? Von den stattlichen, kastellartigen Formen des Tafelberges, von dem edelgeformten, stolzen Aufbau des Kamerungebirges, selbst von den kahlen, aber schroffen, wildschönen Felsgestaden Grönlands gewahrst Du nichts, ja von Bergen, von

Hügeln ist überhaupt nicht einmal eine Andeutung vorhanden, sondern nur, kaum aus der Wasserfläche herausragend, ein frisch grüner Streifen von Baumwuchs, über demselben ein zweiter, sehr schmaler Streifen von nichts, von Luft, von Himmel und darüber ein dritter, leicht durchbrochner Streifen, wiederum grün, — das ist alles, was Du von Land siehst; und gebildet wird diese wenig versprechende Erscheinung durch die zusammengeschlossenen Kronen dichter Laubholzbäume, über welche die der Entfernung wegen noch nicht sichtbaren Stämme und endlich die leichten, wieder deutlich wahrnehmbaren Wipfel der Königspalmen sich erheben. Ist das Suriname, das eine tropische Landschaft?! Hast Du um deßwillen so viel Zeit geopfert, solche Unbilden erlitten zu Wasser und zu Lande?! Enttäuscht machst Du links umkehrt und gehst in den Speisesaal hinab, ein tüchtiges, mit langsamem Behagen eingenommenes Frühstück zu verzehren; denn zu versäumen giebts ja auf Deck nichts.

Als Du endlich wieder oben auf Deck erscheinst, ist allerdings inzwischen das Land bedeutend näher gekommen, aber großartig ist der Anblick deshalb noch nicht geworden, und der Kapitän, der zu Dir tritt, hat Dir etwas mitzuteilen, was auch nicht grade wie Musik klingt. „Sehen Sie dort den schmalen gelbbraunen Strich zur Rechten und zur Linken, über welchem die Laubmassen und „Palmen sich wie eine festgeschlossene, grüne Wand erheben?“ „— „Ja, sehr wohl!“ — „Nun, obwohl Sie nichts von der, „eine reichliche halbe Meile breiten Mündung des Suriname-Flusses sehen, sondern nur eine geschlossne Laubwand vor sich haben, so müssen wir doch in diese scheinbar undurchdringliche, grüne Mauer hinein, um nach Paramaribo zu gelangen. Daß wir aber so viel von dem „gelbbraunen Strich erblicken, ist uns ein Zeichen, daß wir

„fürs erste **nicht** hinein **können**, weil Ebbe ist!“ — „Was „machen wir denn aber da?“ — „O, wir gehen ganz ein„fach dort in der Nähe des Feuerschiffes vor Anker und „warten, bis die Flut eintritt!“ — Eine fatale Nachricht! Geschlagne drei Wochen unterwegs, ja endlich dem Ziele ganz nahe und doch nicht hingelangen zu können, sondern sich gedulden zu müssen, als ob man noch ein gutes Stück davon entfernt wäre, — das ist eine starke Zumutung. Und warum können wir denn bei herrschender Ebbe nicht einlaufen in den Fluß? Nun, das hat ein paar Ursachen. Zum ersten liegt dieses ganze holländische Guiana eigentlich nicht bloß **am** sondern **im** Wasser; das Land erhebt sich unmittelbar am Ufer kaum $^1/_2$—1 Meter, in weiterer Entfernung vom Ufer nur $1^1/_2$—3 Meter über den Meeresspiegel, ja 8—10 Meilen landeinwärts giebt es überhaupt keine Erhöhung des Bodens, die größer als 25, 50, 80 Fuß wäre. So ist der Durchschnittsunterschied zwischen dem Wasserstande des Meeres und dem der in dasselbe sich ergießenden Flüsse sehr gering. Daher kommt es, daß das zur Flutzeit steigende Meer in die Mündungen der Flüsse hineinströmt und den Wasserstand derselben bedeutend erhöht; dann sind die Flüsse sehr voll und tief. Daher kommt es aber auch, daß das zur Ebbezeit fallende Meer sich aus den Mündungen der Flüsse zurückzieht und daß diese dann ihren Inhalt ungehindert dem Ocean zusenden; dann fällt das Wasser auch in ihnen, sie sind ganz augenfällig weniger voll und tief.*) — Zum andern aber führen die Flüsse

---

*) **Anmerkung.** Wie eben geschildert, so gestaltet sich das Verhältnis im allgemeinen. Doch bewirkt die Jahreszeit, d. h. sowohl die Trockenzeit als die Regenzeit verschiedne Veränderungen an diesem Thatbestand. Während der großen Trockenzeit erstreckt sich die Wirkung der Flut z. B. im Surinamefluß noch bis über Bergendal hinaus, d. h. der Luftlinie nach etwa 15, dem vielfach gekrümmten

Schlamm und erdige Bestandteile mit sich. Da ihr Fall aber so gering und der Meeresgrund vor ihrer Mündung so seicht ist, lagern sich diese erdigen Bestandteile an den Mündungen der Flüsse ab, bilden Dämme und Untiefen und hindern bei niedrigem Wasserstand zur Zeit der Ebbe große Seeschiffe am Einlaufen. Indeß der bedeutende Surinamefluß würde an sich auch Seeschiffe von größtem Tiefgang zu jeder Zeit und unbekümmert um die Veränderungen des Wasserstandes durch Ebbe und Flut nach Paramaribo tragen können, wenn nicht zwei böse Muschelbänke auf dem Wege von der Mündung bis zur Stadt sein Bett an zwei Stellen verseichteten; infolge dieser beiden Hindernisse können jedoch tiefer gehende Fahrzeuge nur mit der Flut in die Stadt gelangen, müssen aber zur Ebbezeit angesichts der Küste halt machen. So ists!

Und Deine Ungeduld ändert nichts daran, daß Süßwasser und Salzwasser in regelmäßiger Wiederkehr dieses Spiel mit einander treiben, Du mußt wohl oder übel mitmachen, ja es scheint doch wohl klüger, freiwillig ein paar Stunden zu warten, als die Einfahrt mit Gewalt erzwingen und auf einer Sandbank festrennen zu wollen, von der vermutlich nachher gar kein Loskommens mehr wäre. Drum ergieb Dich geduldig in Dein Schicksal und sprich Dir aus: Alles Uebel hat auch seine gute Seite. Wir wollen die Wartezeit wohl anwenden und einige nützliche Vorstudien

---

Wasserwege nach aber etwa 25 Meilen landeinwärts. Während der großen Regenzeit dagegen dringt sie in denselben Fluß nur 3—4 Meilen weit ein, ja der Gegendruck, welchen in dieser Zeit die durch Waldbäche und kleine Flüsse den großen zugeführten Wassermassen ausüben, ist so gewaltig, daß die Flut in den Flußmündungen nur 4 statt 6 und die Ebbe statt 6 gar 8 Stunden währt und daß bei dem oben erwähnten Bergendal gleichwohl der Wasserstand der Suriname 22—24 Fuß steigen kann.

treiben. Du mußt, ehe Du an Land gehst, doch ein wenig Bescheid wissen darüber, wohin und zu wem Du kommst! Also dort in der Nähe von Bramspunt, wo das holländische Leuchtfeuer- und Signalschiff verankert ist, die Anker herabgelassen, die Seele in Geduld gefaßt und trotz tropischer Sonnenglut und lästiger Rollwogen eine kleine Vorlesung über Land und Leute angehört! Dazu ermuntert Dich schon der Anblick der 3 Gestalten in jenem Boot, welches, durch die auf dem Postdampfer gehißte Flagge herbeigerufen, von dem Feuerschiff herübergeschaukelt kommt. Ein Lotse sitzt darin, von 3 Negern gerudert. An einigen von dem Postdampfer herabgelassnen Tauen wird die Nußschale befestigt, heraufgewunden und dann mit Mann und Maus auf Deck gebracht. Hurra die ersten Schwarzen Surinames! Als Missionsfreund würdest Du ihnen gerne die Hand zum Gruße schütteln; aber die Zivilisation, die Dir in allen Gliedern sitzt, läßt das denn doch nicht zu. —

2. Land und Klima.

Holländisch Guiana oder Suriname mit einem Flächeninhalt von 2956 Quadratmeilen*) liegt an der Nordküste Südamerikas. Im Süden gegen Brasilien bildet das

*) Anmerkung. Schon hier stoßen wir auf die beschwerliche Thatsache, daß die Zahlenangaben über Land und Leute in Suriname je nach den verschiednen Quellen sehr verschiedenartige und sich widersprechende sind, ja überhaupt nur einen bedingten Wert haben. **Verbeek**, ein sehr achtungswerter und tüchtiger, hochgestellter niederländischer Beamter, giebt den Flächeninhalt des von den Holländern voll in Besitz

Tumuc-Humac-Gebirge, im Westen gegen Britisch-Guiana oder Demerara der Corantijn-Fluß, im Osten gegen Französisch-Guiana oder Cayenne der Marowijne-Fluß oder Maroni die Grenze des Landes. Diese beiden Grenzflüsse, ebenso der Coppename- und der Suriname-Fluß verfolgen, wenn auch vielfach geschlängelt, durchaus die Richtung von Süden nach Norden. Eigentümlich ist den beiden letztgenannten, daß sie unmittelbar vor ihrer Mündung Nebenflüsse aufnehmen. So ergießt sich in die westliche Coppename die von Osten her kommende, aber ihrem Hauptlaufe nach auch von Süden nach Norden fließende Saramakka, während die weiter östliche Suriname noch vor Thoresschluß die von Südosten kommende Commevijne aufnimmt, deren Gewässer durch die Cottica vermehrt sind. Da die genannten vier Haupt-Flüsse das verhältnismäßig nicht breite Land seiner ganzen Länge nach durchfließen (die Breite beläuft sich auf ungefähr 45 Meilen), da sie außer ihren bereits genannten Nebenflüssen noch eine kaum übersehbare Fülle von größeren und kleineren Bächen (Creeks) im Gefolge haben, da weiter, wie oben gesagt, die See ihren Einfluß noch recht weit landeinwärts auf die Flüsse geltend macht und den Boden an der ganzen niedrigen Küste entlang mit ihren Gewässern sättigt, da endlich die

---

genommenen Teiles des Landes, d. h. der sogenannten Kolonie ohne das Buschland, auf mutmaßlich 2500 bis 2800 Quadratmeilen an. Darnach wäre die dem sogen. „Kleinen Meyer“ entlehnte Angabe von 2956 Quadratmeilen für das ganze Land eher zu niedrig als zu hoch bemessen. Kappler, ein Deutscher, der einige vierzig Jahre in Suriname, zum Teil als Beamter in niederländischen Diensten, zugebracht hat, schätzt freilich den Flächeninhalt des Landes nur auf „mehr als 2300 Quadratmeilen“, während der sogen. „Große Meyer“, neuste Auflage, von 2167 Quadratmeilen oder 119,321 Quadratkilometern und Daniel von 119,331 Quadratkilometern sprechen. —

kleine (Dezember — Ende Februar) und die große Regenzeit (April — Ende Juli) noch von oben sindflutartige Güsse herabführen, so müßte das Land ganz einfach an diesem Ueberfluß an Wasser zu Grunde gehen, es müßte elendiglich ertrinken, wenn nicht der schmorende Einfluß der tropischen Sonne einen großen Teil dieser Wasserfülle wieder aufsöge und verdunstete. Immerhin aber wirkt dieser Reichtum an Naß bestimmend auf die ganzen Verhältnisse des Landes ein. Längere gebahnte Wege oder gar Landstraßen giebt es mit der verschwindenden Ausnahme von ein paar Feldwegen in der Nähe von Paramaribo, an den Ufern der Commevijne und an der Coronie-Küste überhaupt nicht, sondern der ganze Verkehr ist auf die Creeks und Flüsse hingewiesen und bedient sich des Bootes als Fracht- und Fahrgelegenheit. Die Anzahl der Pferde und Maulesel des Landes dürfte, abgesehen von der Hauptstadt und ihrem Weichbilde eine äußerst geringe sein. (Im Jahre 1884 gab es in der ganzen Kolonie 216 Pferde, 81 Maulesel und 297 Esel.) — Die große Feuchtigkeit im Verein mit der glühenden Sonne bewirkt ferner eine außerordentliche Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens. Freilich scheint der Umstand, daß die holländische Regierung bei der Verwaltung des Landes mit seiner allerdings großen Zahl von Beamten jährlich 5—600,000 Mark zusetzen muß (während, man sollte es kaum glauben, die dänische Regierung bei der Verwaltung des eisigen Grönland einen jährlichen Ueberschuß von 60—70,000 Mark erzielt), dieser Behauptung zu widersprechen. Indes trägt, andrer mehr nebensächlicher Gründe zu geschweigen, die in ihren Folgen noch nicht überwundene, durchgreifende Veränderung aller geschäftlichen Verhältnisse, welche die im Jahre 1863 ins Werk gesetzte Aufhebung der Sklaverei herbeigeführt hat, an dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang die Hauptschuld. Aber

an sich ist das Land in hohem Grade fruchtbar und ertragsfähig, ja, es erfreut sich einer so üppigen und mannigfaltigen Pflanzenwelt, wie sie nur die unerschöpfliche Triebkraft der Tropen hervorzubringen vermag. Sogenannte Savannen, d. h. baumlose Sand- und Grasflächen, giebt es nur sehr wenige. Eine etwas größere Ausdehnung haben die hie und da vorkommenden Sümpfe; doch sind auch sie schon von Sumpfgewächsen und Buschwerk überwuchert. Der weit überwiegende Teil des Grundes und Bodens ist aber von außerordentlicher Ergiebigkeit und lohnt auf das freigebigste ein bescheidnes Maß von Mühe, welches man auf seinen Anbau verwendet, obwohl die Schwere des thonhaltigen Erdreichs und der Kampf gegen das üppigwuchernde Unkraut immerhin bei der Arbeit ins Gewicht fallen. Das bezeugt der Plantagenbesitzer, wenn auch in den letzten Jahrzehnten aus Mangel an Arbeitskräften und infolge ungünstiger geschäftlicher Verhältnisse auf dem Weltmarkt manche Plantage verlassen und vom Urwald zurückerobert worden ist. Das bestätigt der Buschneger weiter im Innern des Landes, der freilich seinen Kostgrund nur einmal entweder mit Wurzeln bepflanzt oder mit Reis besät, dann aber ein neues Stück Urwald in Ackerland verwandelt, was immerhin eine anstrengende Arbeit ist, da er erst die Stämme fällen, die Äste von ihnen loshacken und sie mit dem niedern Buschwerk verbrennen muß, ehe er zum Anbau schreiten kann. Doch sprechen die dann erzielten reichen Erträge für eine große Fruchtbarkeit des Bodens. Diese bekräftigen schließlich auch die unübersehbaren Bestände jungfräulichen Urwaldes, welche den weitaus größten Teil des dünnbevölkerten Landes bedecken. Ja, recht eigentlich ein unabsehbares Waldland ist dieses Suriname Das wird Einem klar, sobald man nur die Küste ein Stück hinter sich hat. Da giebt es weite

Gebiete, die noch niemals der Fuß eines Weißen betreten. Je weiter südlich, desto unbekannter und unerforschter wird die undurchdringliche Wildnis. Nur hie und da der schmale Fußsteig des Buschnegers, oder der kaum erkennbare Pfad des scheuen Indianers! Und keiner von beiden betritt den des andern, sie meiden sich wie auf stillschweigende Verabredung hin. Welche Schätze des kostbarsten, edelsten Bau- Schnitz- und Färbe-Holzes bergen diese unermeßlichen Gebiete nicht, welchen Reichtum an Harzen, Oelen, Früchten und Heilmitteln! Aber freilich schwer ist's, denselben zu heben; denn erst gilt es, den gefällten ungefügen Riesen des Urwaldes aus den Umarmungen seiner Nachbarn loszureißen, dann ihn an das Ufer des nächsten Flüßchens zu schaffen und ihn nun in dem gewundnen, engen und oft seichten Bette desselben einem größeren Wasserlauf zuzuführen. Hier warten neue Schwierigkeiten auf den Holzfäller. Er verbindet mehrere Stämme durch Schlingpflanzen zu einem Floß, aber die Hölzer sind so gediegen und schwer, daß die Stämme nur durch daraufgebundne Corjale (aus Baumstämmen ausgehöhlte Boote) an der Wasseroberfläche gehalten werden können. Nun gilt es aber, die Wasserfälle zu passieren. Da müssen die Flöße wieder aufgelöst und die Stämme einzeln durch die Stromschnellen befördert werden. Unterhalb derselben muß man sie abermals zu einem Floße zusammenfügen. Kein Wunder, daß viele es vorziehen, statt dieser mühevollen und zeitraubenden Arbeit einem erst kürzlich aufgekommenen, in mancher Beziehung leichteren Erwerbe nachzugehen und die bare Bezahlung für ihre Arbeit in dem vor nicht zu langer Zeit entdeckten Golde aus dem Boden hervorzuwühlen, welches an gewissen Stellen im Innern des Landes vorhanden ist. Mancher freilich setzt beim Goldsuchen die Ersparnisse zu, welche er beim Holzfällen gemacht, und findet doch kein Gold. Im

allgemeinen aber gewährt die Jagd nach diesem Edelmetall eine immer reichlichere Ausbeute und die Aussichten für die Zukunft sind in dieser Beziehung so verheißungsvoll, daß nicht bloß die Aufmerksamkeit der Regierung auf diese neue Einnahmequelle gerichtet, sondern sogar die Rede davon ist, daß eine — irren wir nicht — amerikanische Aktiengesellschaft eine Eisen- oder Pferde-Bahn am Surinamefluß entlang weit ins Land hinein bis in die Nähe der Goldfelder anlegen will, — ein Unternehmen, das jedenfalls auch der Flüssigmachung andrer Schätze des Urwaldes zu gute kommen dürfte.

Berücksichtigt werden muß endlich der Einfluß, welchen diese außerordentliche Wasserfülle im Verein mit der Glut der tropischen Sonne in einem so flachen und niedrigen Lande, wie es Suriname ist, auf das Gedeihen und die Gesundheit der Bewohner ausübt.

Auch im Haushalt der Natur wohnt der größte Reichtum oft dicht neben der größten Armut. Das von Gewässern überfließende Suriname verweigert doch dem Menschen das, was so wesentlich zur Erhaltung und Belebung seiner Gesundheit beiträgt: einen Trunk frischen gesunden Quellwassers. Wohl giebt es eine große Anzahl von Brunnen. Sie sind entweder 12—15 Fuß tief in die Erde gemauert, die bessere Sorte; oder sie werden dadurch gebildet, daß man 2 Fässer ohne Boden übereinander in die Erde eingräbt; solche hat überwiegend die farbige Bevölkerung, wenigstens in der Stadt, während dieselbe auf dem Lande sich mit dem Wasser begnügt, welches in großen, etwa 20 bis 30 Fuß im Geviert messenden Gruben zur Regenzeit sich sammelt. Aber da sich der Boden meilenweit landeinwärts nur 3—4 Meter über die Meeresfläche erhebt, so ist, jedenfalls während die große Trockenzeit herrscht, der ganze Grund noch halb und halb mit Meerwasser gesättigt,

die Brunnen liefern dann also nur ein brackiges, trübes, übelschmeckendes und wenig gesundes Wasser. Mit diesem Trunke, der allerdings zur Regenzeit eine wesentliche Verbesserung erfährt, begnügt sich die farbige Bevölkerung, weil ihr nichts besseres zur Verfügung steht. Oder sie hält sich an den Inhalt der Bäche und Flüsse. Doch ist es mit dem Wasser, das diese füllt, nicht wesentlich anders bestellt, als mit dem Brunnenwasser, wenigstens in dem ganzen nördlichen Teil des Landes. Auch ihr Inhalt ist (außer während der großen Regenzeit) durch das mit der Flut eindringende Meerwasser vergällt und noch dazu in dem Maße mit verwesenden Pflanzenstoffen versetzt, daß der Genuß desselben nicht eben förderlich für die Gesundheit erscheint. Nur weit landeinwärts, wo die Meerflut nicht hindringt, und die Wasserläufe wirklich Fall haben, wo sich Stromschnellen und Wasserfälle finden, weil der Boden dort wenigstens für Suriname recht stattliche Erhebungen von 300 bis 700 Fuß Höhe aufweist, ist das fließende Wasser genießbar und unschädlich. Was soll nun aber der den nachteiligen Einflüssen des Klimas gegenüber zu besonderer Vorsicht genötigte Europäer an oder in der Nähe der Küste anfangen? Soll er das ihm jedenfalls schädliche Brunnenwasser und damit das Fieber sich an den Hals trinken oder soll er in der Hitze gar verdursten? Nun, wo die Erde im Stich läßt, tritt der Himmel aushelfend ein, — man trinkt Regenwasser. In großen überdeckten und ausgemauerten Cisternen (sogenannten Regenbacks) wird es gesammelt und aufbewahrt (die Regenzeit füllt dieselben bis zum Ueberlaufen), aus ihnen schöpft man mit großen, 6—7 Liter fassenden Eimern und füllt dann den erst durch ein Tuch geseihten Inhalt in die „berühmten", sinnreichen indianischen Wasserflaschen. Die letzteren werden von Indianern aus Thon verfertigt, welcher mit der pulverisierten

Kohle einer Baumrinde gleichmäßig vermischt ist. Ausgetrocknet werden sie erst mit einem roten, jaspisartigen Stein geglättet, dann mit einer roten, aus der Frucht des Orleans- oder Kuku-Baumes gewonnenen Farbe überstrichen und darauf gebrannt. Man nennt sie Djogge (negerenglisch). Natürlich sind sie undurchsichtig, aber diesen Nachteil wiegen sie durch einen andern großen Vorzug auf; ohne auszufließen sind sie doch so durchlässig (porös), daß beständig Wasser an ihre äußere Oberfläche dringt, dort verdunstet, aber dadurch das Wasser in ihrem Innern so abkühlt, daß dasselbe immer 2 Grad kälter ist als der Raum, in welchem die Flasche steht, und infolge davon nicht blos wohl, sondern wirklich kühl schmeckt. Auch auf den Predigtreisen landeinwärts im Boot führt der Missionar meist diese Art Trinkwasser in Krügen mit sich. Da Regenwasser im allgemeinen rein und gesund ist, dürfte dieser Ersatz für Quellwasser an sich völlig ausreichend erscheinen. Indes ob grade die von staubigen Dächern zusammengelaufne und während der großen Trockenzeit (von Anfang August — Ende Oktober) ohne jeglichen neuen Zufluß immer mehr zusammenschmelzende, abgestandne Himmelsgabe noch jene guten Eigenschaften besitzt, dürfte um so berechtigteren Zweifeln begegnen, als grade diese Zeit des Jahres, namentlich der August und September, thatsächlich für die ungesundeste, für so gesundheitsgefährlich gilt, daß man sprüchwörtlich zu sagen pflegt: Wer diese Monate glücklich hinter sich habe, für den lohne es sich wieder, einen neuen Anzug zu bestellen.

Der Mangel an frischem, gesundem Quellwasser fällt aber um so schwerer ins Gewicht in einem Lande, das sich einer so gedeihlichen Wärme zu erfreuen hat. Die sehr geringen Veränderungen unterworfene, mittlere Jahreswärme beläuft sich auf ungefähr 27—28 Grad Celsius, während die größte Hitze bis auf 33—34 Grad Celsius steigt; unter

22 Grad Celsius sinkt die Temperatur nie. (Bekanntlich 8 Grad Réaumur = 10 Grad Celsius.) In der Regenzeit treten infolge kalter Winde plötzliche Abkühlungen ein und das Thermometer fällt dann um höchstens 4—5 Grad. Da friert man allgemein und bekommt Schnupfen; in dem Maße wird Einem die gleichmäßige große Hitze zur andern Natur. Und doch, wenn dieselbe den Eingebornen auch wenig oder gar nicht anficht, so kann sich der Eingewanderte auf die Dauer ihren nachteiligen Einwirkungen nicht entziehen; mag er sonst auch gesund bleiben, eine gewisse Erschlaffung der Muskeln und Nerven wird sich mit nur sehr seltenen Ausnahmen bei einem jeden Europäer mit der Zeit fühlbar machen. Außerdem aber brütet die Sonnenglut in den Sümpfen und träge dahinschleichenden Wasserläufen mit ihren verwesenden Pflanzenstoffen eine Menge von Dünsten und kleinen Lebewesen aus, welche eine ganze Anzahl von Leiden und Krankheitserscheinungen hervorrufen, die das Leben der Eingewanderten wie das der Eingebornen beinahe in gleich hohem Grade bedrohen. Diese Krankheitserscheinungen wollen wir in einem besondren Abschnitt berücksichtigen. Und wenn jemand die folgende kurze Schilderung als ein Abweichen von unserm eigentlichen Thema beanstanden wollte, so müssen wir ihm erwidern: Leider reden wir nur zu sehr zur Sache, wenn wir grade in Suriname unsern Weg zum Missionar so wählen, daß er uns am Hause des Arztes und an der Umzäunung des Kirchhofes vorüberführen muß; denn nicht bloß daß ein wesentlicher Teil der Arbeit unsrer Sendboten in Krankenbesuchen besteht, sondern wie viele dieser Boten und ihrer Gehilfinnen selber sind mit gebrochner Kraft aus jenem Lande heimgekehrt, wie viele sind überhaupt nicht mehr zurückgekommen! Vor grade 40 Jahren wurden innerhalb 10 Monaten 14 unsrer Brüder und Schwestern in der fremden Erde zur

letzten Ruhestatt gebettet. Aber — daß es darum jemals an solchen gefehlt hätte, welche bereit gewesen wären, die Lücken in den gelichteten Gliedern sofort wieder auszufüllen, das haben wir gleichwohl niemals vernommen. —

3. Klimatisch bedingte Krankheitserscheinungen.

Richtet man an surinamer Missionare die Frage, ob das Klima ihres neuen Vaterlandes gesund oder ungesund sei, so erhält man gewöhnlich keinen kurzen runden Bescheid. Und ein solcher ist in der That schwer zu geben. In auffallender Weise macht jeder seine besonderen Erfahrungen mit diesem Klima. Außerdem giebt es in nächster Nachbarschaft Orte, die ein viel schlimmeres aufzuweisen haben, so Demerara und vollends Cayenne, Länder, in denen das gelbe Fieber Heimatsrecht hat, während es in Suriname nur vorübergehend und dann durch Ansteckung eingeführt auftritt. Endlich treten innerhalb der Grenzen Suriname's selber sehr deutliche Unterschiede hervor. Einzelne Gegenden dicht an der Küste und vor allem die Hauptstadt Paramaribo bieten ziemlich gesunde Aufenthaltsorte, dank dem Einfluß des Seewindes, dank der Abwesenheit großer geschlossner Waldmassen und vielleicht auch infolge gewisser vorsorglicher Maßregeln der Gesundheitspolizei. Aus dem Grunde werden wo möglich auch alle Kranken nach Paramaribo geschafft, wo sie doch auch bessre ärztliche Hilfe finden, oder sie suchen zur Erholung die Meeresküste auf, da schon die bloße Luftveränderung an sich von wohlthätiger Wirkung auf ihren leidenden Zustand ist. Bös ist das

Klima aber im Innern des Landes, im sogenannten Buschland, dessen Waldgebiete unerreichbar für den Seewind und dessen Bodenerhebungen zu unbeträchtlich sind, als daß sie zu höheren Luftschichten hinaufragen könnten. Dort macht Suriname's Würgengel, der wohl selten Eingewanderte wie Eingeborne ganz unbehelligt ihren vollen Lebenslauf beschließen läßt, das Fieber, wie man schlechthin sagt, mit besondrer Heftigkeit und Bösartigkeit sein Recht geltend. Auf einer unsrer dort belegnen Stationen (Gansee) hat bisher kein Missionar länger als 1 Jahr ausharren können, ohne für seine bis zum Erlöschen geschwächte Körperkraft Erholung in der Stadt suchen zu müssen.

Das Fieber (Sumpffieber, Malaria) tritt sehr verschieden auf, leicht oder schwer, als vorübergehender Anfall oder als langandauernder Krankheitszustand. Kennzeichnend für die Tropen ist die Plötzlichkeit, die Heftigkeit und die auf rasche Entscheidung hindrängende Entwickelung (letzteres natürlich nur, wenn es nicht chronisch wird), welche hier in Suriname diese ja auch anderwärts nicht unbekannte Krankheit begleiten. Man kann am Morgen noch im Vollgefühl des Wohlseins und der körperlichen Kraft sich erheben, aber ein paar Stunden darauf schon schwer, ja hoffnungslos darniederliegen. Es äußert sich auf alle Fälle in bedeutend gesteigerter Körperwärme und beschleunigtem Puls, in Anschwellung der Leber, meist auch in starker Verstopfung, die möglichst rasch beseitigt werden muß, wenn man nicht Faulfieber hervorrufen will. Brennender Durst stellt sich ein, furchtbare Hitze wechselt mit erschütterndem Frostschauer. Bisweilen empfindet der Kranke keine sonstigen körperlichen Schmerzen, bisweilen aber ein bis zur Unerträglichkeit gesteigertes Kopfweh, ein Ziehen in den Beinen, ein Bleigefühl in allen Gliedern. In schwereren Fällen gesellen sich Ohnmachtsanfälle, heftige Rückenschmerzen und

heftiges Gallen-Erbrechen zu den bisher genannten Erscheinungen. Binnen 24 Stunden gesund und tot — das kommt bei Fieberkranken gelegentlich vor. Als eigentümliche Nachwirkung zeigt sich aber auch bei dem Genesenden ein noch langanhaltendes, körperlich und geistig lähmendes Schwächegefühl. — Die Mittel, mit denen man das Fieber bekämpft, sind einmal Rhabarber, Bittersalz oder Lemetje (eine zitronenähnliche Frucht, deren Saft man genießt), Medizinen, die alle eine lösende Wirkung haben, dann aber gleichzeitig gegen das Fieber selber Chinin, bei stärkeren Anfällen mit einer vorausgehenden Dosis Kalomel, und neuerdings Arsenikpillen, letztere namentlich zur Nachkur. — Ein lieber, in seiner Arbeit reichgesegneter Missionar, der im Innern des Landes wirkte und nun schon einige Jahre daheim ist beim Herrn, mußte, um überhaupt nur thätig sein zu können, jeden Morgen wie sein Frühstück so seine Portion Chinin und nachher Lemetje einnehmen. Aber es ist klar, einem solchen fortgesetzten Kampf gegen das Fieber muß schließlich auch ein eiserner Körperbau unterliegen, ehe das Maß der Jahre erfüllt ist, welche dem Menschenkinde gewöhnlich gesetzt sind. — Ansteckend ist übrigens das Sumpffieber nicht, sondern nur das gelbe Fieber, das sehr leicht, schon durch den Hauch des Mundes, auf ganz Gesunde übertragen wird.

Weit seltner als die Malaria tritt das Faulfieber auf. Es soll zwischen ihm, dem gelben Fieber und der Malaria nur ein Grad-, aber nicht ein Wesens-Unterschied stattfinden, wie verschiedne, in den Tropen wirkende Aerzte von hervorragender Bedeutung erklären, eine Behauptung, deren Beurteilung wir selbstverständlich den Kreisen der Fachmänner überlassen. Dem Laienauge treten sowohl gewisse Aehnlichkeiten als Verschiedenheiten zwischen dem Faulfieber und dem Sumpffieber entgegen. Jedenfalls ist

ersteres viel gefährlicher, ja fast in allen Fällen tödlich. Bei den daran Erkrankten zeigt sich die fieberhafte Temperaturerhöhung viel schwächer, sie fühlen sich wohler, aber ihr Lebensflämmchen wird rasch und plötzlich ausgeblasen wie ein Licht von einem plötzlich entstehenden Luftzug; denn die Krankheit hat ihren Hauptsitz in den innern Organen namentlich des Unterleibes und lähmt die Thätigkeit derselben völlig. — Bei einem unsrer Missionare, der vom Faulfieber ergriffen war, erschien vormittags 11 Uhr wieder der Arzt. Der Kranke lag noch im Bett und meinte, er fühle sich zwar noch etwas schwach, aber er sei eigentlich wieder gesund und bat schließlich, ob er sich nicht eine Pfeife anzünden dürfe. Der Arzt gestattete es ihm, fühlte seinen Puls, betrachtete ihn lang und ging, ohne ein weitres Wort zu sagen. Auf dem Hausflur aber teilte er einem Amtsbruder des Kranken mit, daß derselbe nur noch ein paar Stunden zu leben habe. Der Angeredete äußerte Zweifel und wurde an dem Ausspruch des Arztes vollends irre, als er den Kranken heiter und aufgeräumt, ja gemütlich seine Pfeife rauchend vorfand. Aber der Arzt behielt Recht. Zwei und eine halbe Stunde später, nachmittags 1/2 2 Uhr, sank der im Bett sitzende Patient plötzlich zurück und war entschlafen. —

Ferner erwähnen wir noch die Dysenterie (Ruhr), welche allerdings nur selten epidemisch auftritt und dann einen geradezu verheerenden Charakter annimmt, aber andrerseits auch nie im Lande erlischt, sondern vereinzelte Krankheitsfälle immer wieder hervorruft. Besonders häufig geschieht das zu der Zeit, wo die Früchte reifen, welche allerdings zum Teil vortrefflich und namentlich bei den Eingebornen so beliebt sind, daß sie dieselben oft in nur halbreifem Zustand genießen. Als Heilmittel dagegen wenden die Eingebornen die Rinde wie das Holz einiger Baum-

2*

arten an und das mit so gutem Erfolge, daß die Aerzte schließlich nicht umhin konnten, ihre gewöhnlichen Medikamente bei Seite zu lassen und zu jenem Mittel ihre Zuflucht zu nehmen. Ueberhaupt bereiten die Eingebornen aus Gewächsen des Landes verschiedene sehr wirksame Heilmittel, von denen die Schulmedizin zu ihrem eignen Schaden aber noch nicht Notiz genommen hat. —

Sind den Fieberanfällen Surinames und der Ruhr Eingewanderte wie Eingeborne, namentlich diejenigen unter den letzteren, welche sich mit Goldgräberei zu thun machen, ohne große Unterschiede ausgesetzt, so giebt es dort andrerseits doch auch wieder Krankheitserscheinungen, welche fast ausschließlich bei der farbigen Bevölkerung auftreten und Europäer oder ihre Abkömmlinge nur äußerst selten heimsuchen. Da ist vor allem der Aussatz zu erwähnen, in Suriname gewöhnlich Boasie genannt. „Die schlimme Krankheit", so bezeichnen die Neger sie auch häufig, tritt in neuster Zeit leider immer häufiger auf. Es giebt unter der farbigen Bevölkerung nicht viele größere Familien, in denen nicht wenigstens 1 Mitglied davon befallen ist, obwohl eine strenge, aber freilich nicht immer beobachtete Gesetzgebung der Ausbreitung des Uebels zu steuern sucht. So dürfen die Aussätzigen, wenigstens in der Stadt, sich nie am Tage öffentlich zeigen, und kriechen darum nur abends bei Mondschein aus ihren Behausungen hervor. Man sucht sie auch entweder in einem besondren Hospital unterzubringen oder hinaus aufs Land, in der Nähe einer Plantage einzulogieren, wo sie dann, von den Gesunden abgesondert, eine Hütte bewohnen. Aber gleichwohl breitet sich die Krankheit aus (nach Angabe eines lange Jahre in Paramaribo ansässigen Arztes soll es 4—5000 Aussätzige in dieser Stadt geben) und Neger, Mulatten wie Indianer sind ihre gleich empfänglichen Opfer. Die ersten Anzeichen

des ausbrechenden Aussatzes bestehen in roten, grindbedeckten Flecken am untern Rücken, die sich dann weiter nach oben verbreiten, auf den Armen sichtbar werden und auch an den Füßen entstehen. Bereits in diesem ersten Abschnitt der Krankheit kann man einen davon Befallenen daran erkennen, daß er beim Gehen den Fuß auf eine eigentümliche Weise von sich fortschleudert, als hätte er die Herrschaft darüber verloren. Später faulen Zehen und Fingerglieder ab, die Kranken können nicht mehr greifen und nicht mehr oder doch nur mit großer Mühe gehen, auch Nase und Ohren werden vom Ausschlag verzehrt. Schließlich ergreift der Aussatz edlere Organe, bewirkt häufig eine Abstumpfung des Geistesvermögens und führt endlich nach schweren Leiden mit langsamer Unfehlbarkeit den Tod herbei. Ansteckend ist die Absonderung aus den offnen Wunden, aber unmittelbar erblich tritt er in Suriname nicht auf, wenn auch nicht seltene Fälle von Wiederkehr der Krankheit bei Enkeln aussätziger Großeltern (Atavismus) vorkommen sollen.

Woher nun aber diese schreckliche Krankheit? Wir geben eine Erklärung wieder, die in Suriname allgemein angenommen und auch von dortigen Aerzten gebilligt wird, übernehmen unsrerseits aber keine Verantwortung für dieselbe, sondern bürgen nur für die weiter unten mitgeteilten Thatsachen, welche allerdings der gebräuchlichen Erklärung das Wort reden, aber doch vielleicht vor der scharfen Lupe strenger Wissenschaftlichkeit nicht Stich halten. Man sagt, die Entstehung des Aussatzes beruhe auf Idiosynkrasie, d. h. auf der Eigentümlichkeit Einzelner, daß Gelegenheitsursachen, die sonst im allgemeinen dem menschlichen Körper erfahrungsmäßig nicht zum Schaden gereichen, eben bei jenen Einzelnen regelmäßig Erkrankungen hervorrufen. Schon in den Ländern der gemäßigten Zone komme es nicht so selten vor, daß gewisse Menschen einzelne Speisen durchaus nicht ver-

tragen, welche an sich unschädlich und zuträglich sind; so veranlaßt der Genuß von Erdbeeren bei Manchen thatsächlich Nesselausschlag und der von Krebsen die Entstehung einer andern krankhaften Absonderung. Was in unserm gemäßigten Klima aber nur ausnahmsweise und vereinzelt stattfinde, das gewinne unter dem Einfluß des gleichzeitig nervenreizenden und nervenerschlaffenden, ja alle krankhaften Erscheinungen auf die Spitze treibenden tropischen Klimas eine allgemeinere Verbreitung und zugleich eine ganz anders scharfe Zuspitzung. Mit andern Worten: Für viele Eingeborne gäbe es eine Speise, welche, an sich unschädlich, aber für den einzelnen nachteilig sei und, wenn gleichwohl oft genossen, eine Verunreinigung und Vergiftung seines Blutes hervorrufe, die sich dann im Aussatz Luft schaffe. Diese schädliche Speise wird negerenglisch Trefoe = das Verbotene genannt (unsre Missionare sagen kurzweg „Treff"). Es komme nun alles darauf an, daß jeder bereits Erkrankte dahinterkomme, worin grade sein Trefoe bestehe, und diese Speise dann meide, wenn sie auch sein Lieblingsgericht ausmache; dann höre auch allmählich der Aussatz auf. Ein jüdischer Arzt hat sogar das mosaische Verbot des Schweinefleisches für die Kinder Israel zur Begründung dieser Erklärung herangezogen und behauptet, dieses Fleisch sei noch heute das Trefoe für diejenigen Juden, die in einem heißen Klima wohnten; denn so weit die in seiner Praxis gewonnene Erfahrung reiche, wären alle seine Stammesgenossen, die Schweinefleisch gegessen hätten, erkrankt. Soweit die Erklärung und nun ein paar Thatsachen als scheinbare oder wirkliche Belege für jene! — Auf dem einen Arme der 5jährigen Tochter eines farbigen Blankoffiziers (Plantagenaufsehers) entstand eine Flechte, welche die besorgten Eltern veranlaßte, das Kind zu einem europäischen Arzte zu bringen. Dieser erklärte denn auch zum größten

Schrecken der Eltern: „Das ist der Anfang des Aussatzes!“ Große Trauer und Ratlosigkeit in der ganzen Familie. Da träumt die Mutter des Kindes, das alle Sonntage genossne Okron, ein sehr beliebtes Suppenkraut, sei das Schädliche, das Trefoe des Kindes. Sie giebt ihm nun nie mehr davon und die Folge ist, daß zuerst die Flechte nicht mehr zunimmt, sondern stehen bleibt und dann allmählich verschwindet. Eines Tages erhält indes das Patenkind der Frau des Plantagenaufsehers, welches diese auf einige Zeit zum Besuche bei sich hat, nach Landessitte von seiner Mutter aus der Stadt eine große Portion Essen geschickt; auch eine Suppe ist darunter, Okron ist nicht darin. Was hindert also, daß der kleine Besuch die Suppe mit der 5jährigen Freundin teilt! Aber was geschieht? Am folgenden Tag ist der Arm der kleinen, früher mit dem Aussatz Behafteten dick geschwollen und ganz mit Ausschlag bedeckt. Die Mutter, außer sich, eilt in die Stadt und frägt nach der Zubereitung der Suppe; dieselbe war mit Okron gekocht, aber das Kraut war, ehe die Suppe abgesandt wurde, aus derselben herausgenommen worden. Von nun an vermied man es noch viel peinlicher, des Kindes Lippen irgendwie mit Okron in Berührung zu bringen, es genas vollständig und ist jetzt ein 18jähriges kerngesundes Mädchen. —

Ein andrer Fall! Die Frau eines in Diensten unsrer Mission stehenden Lehrers hat 5 Kinder, von denen jedes einen andern „Trefoe“ hat; das eine verträgt z. B. nichts von der Kuh, es sei Fleisch oder Milch, ein andres keine Eier und keine mit Eiern zubereitete Speise. Aus sehr naheliegenden Gründen hat die Mutter sich an diese Laune der Natur nicht kehren, sondern die Kinder an den Genuß des ihnen Unzuträglichen gewöhnen wollen. Aber es ging nicht, die Kinder erkrankten jedesmal unter Erscheinungen,

welche befürchten ließen, ein fortgesetzter Genuß des Schädlichen würde Aussatz bei ihnen erzeugen. So hat nun die Mutter das etwas verwickelte Vergnügen, täglich einen 5fachen Küchenzettel herzustellen oder sich über dem Auffinden von Gerichten den Kopf zu zerbrechen, deren keines den Trefoe ihrer fünf unfreiwilligen Kostverächter enthält. —

Mag man nun aber über das Trefoe als Erklärungsursache denken wie man will, so genügt es allein auf alle Fälle nicht, die außerordentlich große Verbreitung des Aussatzes zu begründen. Nein, man muß auch noch mit andern Ursachen rechnen. Zuerst kommt da die Ansteckung in Betracht, die durch Umgang und Berührung namentlich mit solchen hervorgerufen wird, die zwar schon am Aussatz leiden, aber doch noch nicht als Aussätzige öffentlich bekannt sind. Das gilt also namentlich im Blick auf Kinder, obwohl von Zeit zu Zeit, wenigstens in den Schulen von Paramaribo, ärztliche Untersuchungen an den farbigen Kindern vorgenommen werden. Verständlich und entschuldbar, aber doch von höchst unheilvoller Wirkung ist das Bestreben eigentlich aller am Aussatz erkrankten Erwachsenen, ihre Krankheit selbst vor ihren nächsten Angehörigen und Bekannten so lang wie möglich abzuleugnen und zu verbergen, wodurch sie natürlich aber leicht Andre in Mitleidenschaft ziehen. Auf Ansteckung dürfte auch die Mehrzahl der seltenen Fälle zurückzuführen sein, in denen Kinder europäischer Eltern an der Boasie erkrankten, wenn z. B. ein aus Europa nach Suriname kommandierter Militärarzt, der eine zwar dort geborne, aber kerngesunde, von Europäern abstammende junge Dame heiratet, drei aussätzige Söhne hat. Dieselbe Wurzel hat auch eine sehr rührende Geschichte, welche unsre Mission nahe angeht, aber aus leicht begreiflichen Rücksichten hier nur angedeutet werden soll. Sie handelt von dem Sohne eines unsrer Missionare, welcher zum tiefen Schmerz

seiner Eltern in zartem Alter angesteckt worden und schließlich noch jung an Jahren an dieser Krankheit in der deutschen Heimat vor nicht langer Zeit entschlafen ist. — Endlich müssen wir noch 2 andre Ursachen nennen, welche das häufige Auftreten der Boasie erklären. Einmal bewirkt der häufige Genuß mancher wenig saubrer und bei der großen Hitze leicht halbverdorbner Speisen, vor allem der gesalzener Kabeljaus (Backeljauw), die Entstehung des Aussatzes. Wird doch auch unsres Wissens die in Norwegen auftretende Form dieser schrecklichen Krankheit auf übermäßigen Fischgenuß zurückgeführt. Endlich spielt wie bei verschiednen andern Gelegenheiten so auch hier Vergiftung durch Kräuter, welche Aussatz hervorrufen, eine gewisse Rolle. Darauf ist unzweifelhaft auch das folgende Ereignis zurückzuführen. In Batavia an der Mündung des Koppenameflusses ist von der Regierung ein Hospital für Aussätzige errichtet, in welches laut dem Buchstaben des Gesetzes eigentlich alle Boasiekranke abgeliefert werden sollen. Die geistliche Pflege der Unglücklichen haben katholische Ordensbrüder an sich gerissen, ein Grund mehr, weshalb alle Farbigen, sofern sie nicht katholisch sind, sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, dort untergebracht und — katholisch gemacht zu werden, obwohl die Fratres an sich, soweit sie auch an der leiblichen Pflege der Kranken teilnehmen, es an selbstverleugnender Aufopferung nicht fehlen lassen. (Erst im Jahre 1889 starb dort am Aussatz ein katholischer Geistlicher, der, ein zweiter Pater Damien, sich bei der treuen Ausübung seines Berufes angesteckt hatte.) Dieses Hospital wurde von einem höheren Regierungsbeamten revidiert. Grade während seiner Anwesenheit benahm sich ein aussätziger Neger, der durchaus aus dem Hospital entlassen sein wollte und der durch schlechte Aufführung schon viel auf dem Kerbholz hatte, so widerspenstig und frech, daß der Beamte

mit gutem Grunde den Uebelthäter zu einer körperlichen Züchtigung verurteilte. Der Betroffene geriet indes darüber in solche Wut, daß er furchtbare Flüche gegen seinen Richter ausstieß und ihm schließlich zurief, aus Rache werde binnen 4 Jahren der eigne Sohn des Beamten auch in dem Hospital untergebracht sein. Und die fürchterliche Prophezeihung ging in der That in Erfüllung. Der blühende Knabe des Beamten erkrankte einige Zeit darauf wirklich am Aussatz und sein unglücklicher Vater mußte, in seiner Stellung grade zu besondrem Gehorsam dem Gesetz gegenüber verpflichtet, mit blutendem Herzen sein Kind in dieses Hospital bringen, welches doch nur für die Aufnahme meist in sehr einfachen Verhältnissen aufgewachsener Farbiger eingerichtet ist. Auf welchem Wege und durch Vermittelung welcher Helfershelfer aber jener Neger seine teuflische Drohung in Wirklichkeit verwandelt hat, das ist nie ans Licht gekommen; Gift muß aber dabei die entscheidende Rolle gespielt haben.

Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir endlich noch ein paar andre, Suriname eigentümliche Leiden, z. B. die häufig vorkommenden rosenartigen Ausschläge im Gesicht und auch an andern Körperteilen, namentlich an den Füßen, und dann die schrecklichen Elefantenfüße, eine Krankheit, die es bewirkt, daß ein Bein seiner ganzen Länge nach zu einer säulenartigen, kolossalen Ausdehnung anschwillt. Diese Geschwulst bleibt stehen und beschränkt sich nur auf das kranke Bein; auch ist sie keineswegs tödlich, sondern man kann einen so verunstalteten Fuß bis ins hohe Alter mit sich herumschleppen; ansteckend ist sie nicht. Farbige und Kreolen (in Suriname geborne Kinder europäischer Eltern) können davon befallen werden; bei eingewanderten Europäern tritt dieses Leiden dagegen selten auf. — Die Lungenschwindsucht kommt oft vor. Noch viel häufiger treten

Augenentzündungen auf mit brennenden, ja oft gradezu unerträglichen Schmerzen, welche nur durch Höllensteinlösung zu beseitigen sind. Kinder leiden häufig an Würmern, werden aber sehr selten von Masern, Scharlachfieber, Bauerwetzel und Keuchhusten, niemals von Diphtheritis befallen. —

4. Die Bevölkerung Surinames.

Die Einwohnerzahl Surinames beläuft sich auf 60 bis 65,000;*) sie ist im Verhältnis zur Größe des Landes eine sehr geringe. Während in Deutschland etwas mehr als 4000, in Holland mehr als 6000 Bewohner auf die Quadratmeile entfallen, hat Suriname nur etwa 20 für dieselbe Bodenfläche aufzuweisen. Diese geringe Bevölkerung

*) Anmerkung. Hier sind wieder Meinungsverschiedenheiten. Verbeek und der die offiziellen Quellen in Paramaribo benutzende „Surinamer Almanach" geben die Höhe der Bevölkerung in dem von der Kolonialregierung voll in Besitz genommenen Teil des Landes, also in der eigentlichen Kolonie, auf 52—54,000 an. Kappler stimmt damit überein, er schätzt außerdem die Einwohnerzahl des ganzen Landes, wohl etwas niedrig, auf ungefähr 60,000 Seelen. Daniel dagegen giebt die Höhe der Gesamtbevölkerung auf 71,800 und der „Große Meyer", neueste Auflage, auf 71,783 an. Der Widerspruch beruht offenbar auf der verschiedenartigen Schätzung der außerhalb der „Kolonie" lebenden Buschneger und Indianer. Daniel und Meyer haben vielleicht eine von Kappler auch erwähnte holländische Quelle benutzt, welche die Buschneger und Indianer auf 18—20,000 Köpfe berechnet, was Kappler aber entschieden zu hoch findet; er schätzt sie zusammen auf etwa 10,000 Menschen. —

ist außerdem sehr ungleich verteilt; die eine Hälfte, ungefähr 27,000, bewohnt die Hauptstadt des Landes, Paramaribo, die einzige Stadt Surinames, „die Stadt" schlechthin, welche die Neger Foto nennen. Also entfallen nur 33—38,000 Menschen auf das offne Land, und diese bewohnen im allgemeinen am dichtesten den nördlichen Teil desselben, an der Küste entlang und auf die Küste zu.

Dem religiösen Bekenntnis nach giebt es im Lande ungefähr 38—40,000 Protestanten, unter denen etwa 28,000 Mitglieder der Brüderkirche (unsre getauften Buschneger mit einberechnet), 6—7000 Reformierte, 3—4000 Lutheraner und gegen 500—1000 Mitglieder der englisch bischöflichen Kirche und andrer freikirchlicher, englischer Gemeinschaften (meist Eingewanderte, unter denen überwiegend Farbige von der westindischen Insel Barbados, weshalb sie auch häufig Barbadianer genannt werden) sich befinden. Die Katholiken geben selber ihre Anzahl auf 14,000 Mitglieder an, während die amtlichen Angaben der Regierung nur von 9—10,000 wissen wollen. Juden sind gegen 1200 vorhanden, Muhamedaner etwa 800, Anhänger des Brahmaismus etwa 4500, heidnische oder richtiger ungetaufte Neger und Indianer in der „Kolonie" (das Buschland also nicht mit einberechnet) vielleicht 500.

Fragen wir weiter, welcher Nationalität alle diese Menschen angehören, so ergiebt sich, daß wir eine sehr gemischte Gesellschaft vor uns haben. Verschiedene, aber an Zahl sehr geringe Indianerstämme bilden die Reste der ursprünglichen Herren des Landes; aber jetzt sind sie verachtet und verkommen; ihre Gesamtsumme dürfte sich auf etwa 1—2000 belaufen. Doch sollen jenseits des Buschlandes in den noch unerforschten Falten des Tumuc-Humac-Gebirges noch manche Indianerstämme leben, die freilich dort für die knöcherne Hand der Statistik zur Zeit noch

unerreichbar sind. Daß die Holländer die jetzigen Gebieter des Landes sind, merkt man zwar daran, daß unter den vielen Beamten des Landes einzelne, namentlich die höchstgestellten, dieser Nation angehören, daß man ferner auf den wenigen, noch in Betrieb stehenden Plantagen bisweilen Holländer als Direkteure oder Plantagen-Inspekteure antrifft. Doch findet eine direkte Einwanderung von Holländern zu Kolonisationszwecken nicht statt. Das europäische Element ist aber außerdem noch vertreten durch eine Anzahl von Portugiesen, fast alle von der Insel Madeira eingewandert, in deren Besitz unter anderm der weitaus überwiegende Teil der vielen recht übel berüchtigten Schanklokale gelangt ist. Auch verschiednen Engländern und Franzosen begegnet man in der bessern Gesellschaft, welche hier erwerblichen Zwecken nachgehen. Selbst Flüchtlinge aus der benachbarten französischen Strafkolonie Cayenne, darunter Leute aus Algier in Afrika und Anam in Hinter-Indien, kann man zuweilen antreffen. Natürlich fehlt auch der Deutsche nicht. Es giebt eine ganze Anzahl sehr ehrenwerter Kinder dieser Nation; aber geleugnet kann nicht werden, daß auch einzelne unsrer Landsleute sich über den Ozean in das ferne Suriname deshalb begeben haben, weil eine dunkle Vergangenheit ihr weiteres Fortkommen in der Heimat beeinträchtigte oder unmöglich machte. Die weitaus zahlreichste Vertretung in der Klasse der Ausländer (zu denen man freilich in gewissem Sinne auch die Neger rechnen könnte, von denen wir aber hierbei absehen) stellen unstreitig die etwa 1200 Juden, welche einen sehr großen Einfluß auf das geschäftliche und politische Leben ausüben. Schon vor 200 Jahren aus Brasilien vertrieben, wanderten sie ein in das Land der Glaubens- und Gewissensfreiheit Suriname. Sie, ferner die Deutschen, Engländer, Franzosen und Portugiesen, endlich die Holländer dürften zusam-

men sich auf etwa 2000 Köpfe belaufen. An 1500—2000 Chinesen und 5—6000 indische Kulis sind der Hauptsache nach erst seit Aufhebung der Sklaverei eingewandert. Durch zähe Ausdauer und unerhörte Sparsamkeit ist mancher bezopfte Sohn des himmlischen Reiches aber schon zu Reichtum und Macht gelangt. Seit 1890 sind auch größere Gruppen freier Arbeiter von der Insel Madura (Madoera) in Hinter-Indien, nordöstlich von, aber dicht an der Insel Java, eingeführt worden. Der ganze übrige Teil der Einwohnerschaft des Landes wird durch die farbige Bevölkerung gebildet, welche sich, die Buschneger abgerechnet, von denen bald näher die Rede sein soll, auf ungefähr 44—45,000 Seelen beläuft. Diese Masse bietet, was ihre Hautfarbe betrifft, den buntesten, mannigfaltigsten Anblick dar. Wirklich ebenholzschwarze, unverfälschte Neger, welche ausschließlich von den aus Afrika eingeführten Sklaven herstammen, giebt es nur noch wenige. Vielmehr ist im Lauf der Zeiten aus Verbindungen zwischen Negern, Indianern, wie eingewanderten Europäern und Juden, ja auch Chinesen ein Geschlecht entstanden, dessen Hautfarbe vom Weiß der Kaukasier, häufig mit ausgeprägt jüdisch-orientalischer Gesichtsbildung, alle Schattierungen von gelb, gelbbraun und rotbraun bis zum dunklen Schwarz aufzuweisen hat, ein Geschlecht, welches auch in Bezug auf andre Unterschiede der Herkunft und Rasse wie krauses oder glattes Haar, Bartlosigkeit oder Bartwuchs, aufgeworfne oder eingesunkene Lippen, hervor- oder zurücktretende Backenknochen u. s. w. alle „Menschenmöglichkeiten" erschöpft und in sich vereinigt. Unter dem weiten Mantel, den der Begriff „Farbige" um diese bunte Menschenmenge schlägt, treten immerhin aber die Vertreter zweier Hauptrichtungen am zahlreichsten und augenfälligsten hervor, die Klasse der Neger, in deren Adern doch wenigstens überwiegend reines Negerblut fließt,

und die der Mulatten (von mulus = Maulesel), Mischlinge von Weißen und Negern, welche, wie ein, hoffen wir, unbillig scharfer Urteilsspruch lautet, sowohl die Untugenden der Weißen als die der Neger, aber leider wenig Tugenden besitzen sollen; gering dagegen ist die Anzahl der Mestizen (Mischlinge von Weißen und Indianern) und die der Zambos oder Chinos (Mischlinge von Negern und Indianern).

Unter den Negern aber lassen sich, je nachdem sie Busch-, Plantagen- oder Stadt-Neger sind, auch noch gewisse Unterschiede an Tracht, Lebensweise und Charakter wahrnehmen, eine Thatsache, welche uns zunächst zur Besprechung eines andern Punktes, nämlich der staatlichen Einteilung und Ordnung Surinames, Anlaß giebt.

Suriname war nämlich in alten Zeiten durch einen Grenzkordon, welcher etwa 10—12 Meilen südlich von der Küste das Land durchquerte, in zwei scharf geschiedne Hälften, in die eigentliche Kolonie und in das Buschland geteilt. Dieser Grenzkordon bestand aus einem breiten Wege, an welchem in gewissen regelmäßigen Abständen militärisch besetzte Wachthäuser errichtet waren, die zum Schutz gegen die Buschneger und entlaufenen Sklaven dienen sollten. Seit 50 Jahren etwa ist dieser Kordon und mit ihm die strenge Absperrung der Kolonie von dem Buschland gefallen; aber gleichwohl besteht die Grenze thatsächlich noch fort.

Zuerst einen Blick auf die eigentliche Kolonie!

Die Regierung derselben ist einem Gouverneur übertragen, dessen Persönlichkeit vom Kolonialminister in Holland dem Könige zu diesem Amte vorgeschlagen wird und welcher von dem letzteren auf 3 Jahre, aber mit der Möglichkeit der Wiederernennung, seine Bestallung erhält. Mit

Vorliebe bezeichnet man in mündlicher und schriftlicher Rede diesen höchsten Beamten des Landes als den „Vertreter des Königs“ (oder der Regentin).

Ihm zur Seite steht eine Art von Staatsrat oder Ministerium, der Raad van Bestuur. Derselbe besteht aus dem Sekretär des Gouverneurs, der zugleich Vize-Vorsitzender ist, während der Gouverneur selbst gewöhnlich den Vorsitz führt, aus dem General-Prokurator, dem höchsten Gerichtsbeamten der Kolonie, welcher dem Range nach auf den Gouverneur folgt, weiter aus dem Administrateur der Finanzen und dem Chef des Imigratie-(Einwanderungs-)Departements. Alle Mitglieder des Staatsrates werden vom Gouverneur ernannt und durch den Kolonialminister bestätigt.

Eine weitere, auf die Regierung und Verwaltung des Landes Einfluß ausübende Körperschaft bilden die sogenannten Kolonialen Staaten, eine Art von Reichstag. Die Zahl der Mitglieder dieser Körperschaft beläuft sich auf 12 Personen. Vier von ihnen ernennt der Gouverneur, welcher persönlich nur einmal jährlich, zur feierlichen Eröffnung des Sitzungsjahres im Mai (wobei er eine Art von Thronrede hält und den Rechnungsentwurf des Staatshaushaltes für das neue Finanzjahr einreicht), sonst aber niemals in einer Versammlung der Kolonialen Staaten erscheinen darf, sondern durch ein von ihm dazu ausersehenes Mitglied des Staatsrates dort vertreten wird. Acht Mitglieder werden gewählt, — durch wen, davon gleich mehr! Diese 12 Mitglieder bekleiden ihre Stellung aber nur für einen Zeitraum von 3, 4 Jahren; dann treten sie ab, indes nicht gleichzeitig, sondern zu verschiedenen Terminen. Der Beratung und Billigung seitens der Kolonialen Staaten unterliegen Veränderungen alter, wie Entwürfe neuer Gesetze, ebenso der Voranschlag zu den Staats-Einnahmen und Ausgaben; doch bedarf letzterer außerdem noch der Bestä-

tigung durch die Generalstaaten (Volksvertretung) in Holland. — Was die Wahl jener 8, nicht vom Gouverneur ernannten Mitglieder betrifft, so wird sie vollzogen von all den Steuerzahlern, welche jährlich 40 Gulden (Mark 68) Abgaben entrichten und als Surinamer Staatsbürger in die betreffenden Register eingetragen sind. Im Blick auf die zukünftige Entwickelung der Verhältnisse in Suriname darf bei dieser Gelegenheit aber nicht verschwiegen werden, daß eine begründete oder unbegründete, jedenfalls aber im Wachsen begriffene Unzufriedenheit wie mit der ganzen Steuerverteilung, so auch mit diesem Wahlgesetz in weiten Kreisen der Bevölkerung des Landes vorhanden ist. Diese Unzufriedenheit machte sich unter anderm Luft in einer Surinamer Zeitung, welche anläßlich im Spätherbst 1890 vorgenommener Wahlen zu den Kolonialen Staaten behauptete, daß auf Grunde des Wahlgesetzes nur 272 Wähler ihre politischen Rechte auszuüben befugt gewesen wären. Von diesen seien 17 Personen Chinesen und Portugiesen, 155 Christen und 100 Israeliten gewesen. Daß 11—1200 im Lande wohnhafte Israeliten durch 100, aber 50,000 christliche Einwohner nur durch 150 Wähler vertreten seien, müsse als ein ungesundes Mißverhältnis bezeichnet werden und sei eben auch ein thatsächlicher Ausdruck dafür, daß die Vertretung der Intressen des Landes sich in den Händen einer kleinen, nur auf ihre Ehre und Machtstellung bedachten Clique befinde, die dem Wohl und Wehe der Gesamtbevölkerung wenig oder gar nicht nachfrage. So die Auslassungen jener Zeitung, welche keineswegs bloß einen vereinzelten, zufälligen Windstoß bedeuten, so wenig sie auch andrerseits uns zu irgend welcher persönlichen Stellungnahme veranlassen können; eine solche lehnen wir vielmehr grundsätzlich ab.

Zum Schutze des Landes, das sei hier noch kurz

erwähnt, und zur Aufrechterhaltung der Ordnung genügt eine **Militärmacht** von 350—450 Mann Infanterie und Artillerie, welche zum weit überwiegenden Teil in der Stadt Paramaribo (Fort Zeelandia) und im Fort Niew-Amsterdam am Zusammenfluß der Suriname und Commewijne untergebracht ist. Dieselbe macht ihre Anwesenheit angenehm bemerkbar dadurch, daß die unter Leitung eines deutschen Kapellmeisters stehende Militärkapelle Mittwoch und Sonnabend abend im Park des Sozietätshauses, und Sonntag nachmittag von 5—6 Uhr in den Anlagen vor dem Gouvernementsgebäude eine zivilisierte Musik zum besten giebt, welche vorteilhaft absticht von den schrecklichen Negermusiken bei den Tanzvergnügungen, wobei große und kleine Trommel, Harmonika und Posaune einen zwar rythmischen, aber zugleich wüsten und wenig musikalischen Lärm hervorbringen. Auch ein **Kriegsschiff** ist immer auf je 3 Jahre angesichts der Hauptstadt im Fluß verankert; doch ein Schlachtschiff erster Ordnung darf es nie sein, da die in ihrem Unterlauf an sich genügend tiefe Suriname wie gesagt nicht weit von ihrer Mündung von zwei Muschelbänken durchquert wird, welche Schiffen von bedeutendem Tiefgang den Weg nach der Stadt versperren. — Außerdem ist noch ein etwa 180 Mann starkes **Polizeikorps** vorhanden, das den Befehlen des General-Prokurators unterstellt ist. Es zerfällt in 2 Teile, einmal ungefähr 80 Mann Maré chaussée, unsre Gendarmen, meist Europäer und frühere gediente Soldaten, welche die Ordnung auf dem flachen Lande aufrecht erhalten, außerdem aber 100 Mann Schutzleute, die Wächter der öffentlichen Sicherheit in der Stadt, unter dem Befehl eines Polizei-„Kommissaris". Letztere bestehen überwiegend aus Eingebornen, wie denn der Neger auch für die Land- und Seemacht ein sehr brauchbares militärisches Material abgiebt. — Eine Bürger-

wehr von 2000 Mann (Schutters = Schützen) exerziert in schmucken Uniformen nicht selten und ganz brav. Jeder männliche Bewohner der Stadt muß, wenn er ein gewisses Alter erreicht, in ihre Reihen oder in die der Feuerwehr eintreten. Dieses Schützenkorps könnte doch aber wohl höchstens nur bei Kämpfen mit auswärtigen Feinden, nicht aber in Bürgerkriegen und bei Verwickelungen im Innern eine die holländische Herrschaft sichernde und stützende Thätigkeit ausüben, da die Mehrzahl ihrer Mitglieder der farbigen Bevölkerung angehört. Zu den Wächtern der öffentlichen Sicherheit darf man jedenfalls nicht sie, sondern nur die Polizei und das Militär rechnen. — So würde es unerklärlich sein, wie man vollends bei dem leicht entzündlichen und in leidenschaftlicher Erregung zu jeder Ausschreitung fähigen Charakter der farbigen Bevölkerung mit dieser Handvoll Soldaten und Polizisten Ordnung und Ruhe aufrecht erhalten könnte, wenn nicht im Lande noch eine andre geistige Schutzmacht wirksam wäre, welche im Namen des höchsten Herrn ermahnt: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Und diese geistige Schutzmacht heißt — Mission*).

Anmerkung. Nicht widerlegt, sondern grade bestätigt wird die Wertschätzung des moralischen Schutzes, welchen die Mission der Kolonie gewährt, durch die Ereignisse, welche sich im Mai 1891 in Paramaribo abspielten und mit dem Rücktritt des Gouverneur Lohmann von seinem Posten wie mit der beabsichtigten Feier des 25jährigen Bestehens der 1866 geschaffenen Kolonialen Staaten im Zusammenhang standen. Wer die eigentlichen Urheber der bei dieser Gelegenheit ausbrechenden Unruhen waren, wird das unbestechliche Zeugnis der Geschichte über kurz oder lang unwiderleglich feststellen. Vor diesem Zeugnis werden auch wie die Nebel vor der Sonne alle jene schändlichen Verleumdungen sich in nichts auflösen, mit denen man unsre Mission verunglimpft und die Lüge einzuschwärzen versucht hat, als ob unsre Sendboten jene Unruhen begünstigt oder gar her-

Nun einen Blick auf das Buschland!

Es ist bewohnt von den Buschnegern, einem kräftig-naturwüchsigen Geschlecht voll Leben und Selbstbewußtsein, welchem man seine eigentümliche Vergangenheit noch abfühlt; mit Vermeidung aller Einzelheiten müssen wir diese Vergangenheit kurz berühren. Die Vorfahren dieser Neger waren nämlich aus Afrika eingeführte und auf den Plantagen untergebrachte Sklaven, die aber, des Druckes und der grausamen Behandlung ihrer Herren müde, in das Innere Surinames flüchteten, sich dort einrichteten und zusammenschlossen, ja unter Kämpfen, welche einen großen Teil des vorigen Jahrhunderts hindurch währten, nicht bloß ihre Freiheit gegen die Soldtruppen der holländischen Regierung glänzend verteidigten, sondern durch immer wiederholte Anfälle ihren Gegnern, ja der ganzen Kolonie großen Schaden zufügten. Endlich überzeugte sich die Regierung der Kolonie davon, daß es unmöglich sei, dieser von der unzugänglichen Wildnis des Urwaldes und von dem für Europäer mörderischen Klima beschützten Flüchtlinge Herr zu werden. So schloß man im Jahre 1763 Friede, im wesentlichen unter den Bedingungen, daß die Buschneger ihrerseits sich verpflichteten, alle künftig zu ihnen entlaufenden Sklaven auszuliefern, während die Kolonialregierung die Freiheit und Selbständigkeit der Buschneger anerkannte und ihren Häuptlingen jährlich gewisse Geschenke auszuzahlen versprach. Dieses damals eingegangne Ver-

---

vorgerufen hätten, während das grade Gegenteil stattgefunden hat. Gleichzeitig heben wir aber mit Nachdruck hervor, daß das oben auf S. 37 und nicht minder auf S. 35 Gesagte mit diesem ganzen Büchlein niedergeschrieben wurde, ehe jene Ereignisse in Paramaribo stattgefunden hatten und in Europa bekannt geworden waren. Nur diese Anmerkung wird erst jetzt während des Druckes (August 1891) dem Texte eingeschaltet. —

hältnis besteht der Hauptsache nach noch heute fort. Wohl ehren die Buschneger im Gouverneur den Stellvertreter des Königs von Holland, vor dessen Oberhoheit sie sich dem Namen nach beugen. Wohl ist in Paramaribo ein besondrer Beamter der Regierung ernannt, der mit Beaufsichtigung der Intressen und Beziehungen zu den Buschnegern (und Indianern) betraut ist. Aber im Gebiet der Buschneger selber befindet sich kein Vertreter der Kolonialregierung, außer in den Golddistrikten, wo zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein paar Polizeistationen errichtet sind. Nein, sie sind ihre eignen Herren, sie zahlen keine Steuern, und ihre Oberhäuptlinge erhalten jährlich ihr Geldgeschenk, Noah z. B., der Oberhäuptling der Matuari, 200 Gulden (Mark 340) und Oseesi, der Oberhäuptling der Aukaner, 1000 Gulden (Mark 1700). Haben diese Fürsten der Wildnis einmal in der Stadt zu thun, — und die Buschneger erscheinen öfters in der Stadt, um dort ihr Bauholz, ihre Früchte und andre Erzeugnisse des Urwaldes abzusetzen, — so machen sie dem Gouverneur ihre Aufwartung, und kehren, etwa durch ein schönes Gewehr bereichert, von der Audienz zurück, während die Unterhäuptlinge bei jenem oben erwähnten Beamten vorsprechen und mit Händen, welche durch ein Säckchen Reis, ein Stück Zeug oder einige Flaschen irgend eines gebrannten Wassers beschwert sind, in ihre Wildnis heimziehen. Das Maschinenöl dieser Geschenke erhält das Räderwerk der gegenseitigen Beziehungen in gutem, glattem Gang.

Was sodann die einfache staatliche Ordnung der Buschneger betrifft, so steht an der Spitze jedes Stammes ein Granman (Oberhäuptling). Er hat Recht über Leben und Tod und regiert nach den ungeschriebnen Grundsätzen eines patriarchalischen Despotismus. Bei seinem Hinscheiden wird eigentlich der älteste Sohn seiner ältesten Schwester

sein Nachfolger; doch sind nicht selten verschiedene Thronbewerber vorhanden, unter denen dann, wenn sie sich nicht gegenseitig einigen, der Gouverneur den tauglichsten auswählt und ihm die Granmans-Würde zuspricht. — Als nächste Untergebene des Granmans folgen an Rang auf ihn die Grankapitäne (Unterhäuptlinge); sie beherrschen nur einen der verschiedenen Distrikte, in welche das Gebiet eines Stammes eingeteilt ist, und sind die Stellvertreter des Granmans. Größere Streitigkeiten und alle bedeutenderen Vorkommnisse bringen sie vor diesen und er befindet dann darüber; auch ruft er bei Entscheidungen über wichtige Fragen und zu Gerichtssitzungen von großer Tragweite wohl alle Grankapitäne des Stammes zu einer Ratsversammlung zusammen. Daß sie gleichwohl dem Oberhäuptling an Macht bedeutend nachstehen, macht die Art und Weise der Einsetzung in ihr Amt anschaulich. Ihre Würde ist nicht erblich, sondern wenn sie vom Granman abgesetzt oder mit Tode abgegangen sind, so sucht sich der Oberhäuptling einen Nachfolger aus und schlägt ihn dem Gouverneur in Paramaribo als solchen vor. Dieser bestätigt dann den Ernannten; daraufhin erscheinen Ober- und Unterhäuptling in der Stadt vor seiner Exzellenz. Diese läßt nun dem neugebacknen Würdenträger eine bunte Uniform, einen Stock (negerenglisch Tiki) mit goldglänzendem Messingknopf, drein der Name des künftigen Besitzers gegraben ist, und ein hellfunkelndes Messingschild überreichen, das, mit einem Kettchen versehen, um den Hals gehängt und auf der schwarzen Brust getragen wird. So stellt man Grankapitäne her. — Die unterste Sprosse an der Stufenleiter buschnegerischer Würdenträger nimmt der gewöhnliche Kapitän ein, der vom Granman mit oder ohne Vermittelung des Grankapitäns ernannte Vorsteher (Dorfschulze) einer jeden der kleinen, im Urwald angelegten und oft ihren Standort verändernden Buschnegerkolonieen.

Endlich: Wieviel verschiedene Stämme von Buschnegern giebt es denn aber? Nun, eigentlich drei, oder wenn man so will, vier.

1. Die Aukas (Aukaner) oder auch Djukas, an Zahl etwa 3—4000 Köpfe. Sie wohnen im Südosten des Landes an der mittleren Marowijne (dem Grenzfluß zwischen Suriname und Cayenne), an der oberen Cottika (dem Nebenfluß der sich in die Suriname nahe ihrer Mündung ergießenden Commevijne) und ein nach Süd-Südwesten vorgeschobner Posten dieses Stammes an der kleinen Sara-Kreek, welche ihr Wasser der mittleren Suriname zuführt. Im Intresse dieses an der Sara-Kreek ansässigen Teiles der Aukaner ist unsre Missionsstation Koffikamp an der mittleren Suriname angelegt, eine knappe Tagereise südlich von unsrer Station Bergendal; ebenso soll unter den an der oberen Cottika wohnenden Aukanern, welche bisher nur durch regelmäßig zu ihnen reisende Missionare mit dem Evangelium bekannt gemacht wurden, im Laufe des Jahres 1891 im Negerdorf Wanhatti eine feste Missionsstation gegründet werden; endlich ist, ebenfalls im Intresse der Aukaner, die künftige Anlegung einer Niederlassung in Albina an der Marowijne dadurch vorbereitet worden, daß wir dort ein Grundstück erhalten haben und Wohnhaus mit Kirche für den durchreisenden Missionar herrichten.

2. Die Saramakkaner, etwa 2500—3000 Seelen, die aber nicht mehr an dem ihren Namen bestimmenden Flusse wohnen, sondern im vorigen Jahrhundert ihre Sitze verlassen und sich an dem oberen Surinameflusse angesiedelt haben. Für sie ist unsre Missionsstation Gansee gegründet worden, eine knappe Tagereise stromaufwärts von Koffikamp. Im vorigen Jahrhundert hatten wir 4 Tagereisen stromaufwärts von Gansee noch die Station Goejaba. Sie mußte aber nach immer wiederholten Versuchen infolge des für Europäer mörderischen Klimas aufgegeben werden.

3. Die Matuari oder Beku- und Musinga-Neger, 5—600 an der Zahl. Sie wohnen an der oberen Saramacca. In ihrem Gebiete sind unsre Missionsstationen Maripastoon und 4 Tagereisen stromaufwärts Kwattahede angelegt worden. Mit den Matuari ganz vermengt und unter ihnen an der oberen Saramakka angesiedelt hat sich in den fünfziger Jahren unsres Jahrhunderts:

4. der Stamm der Curenti- oder Koffimaka-Neger, der lange unbekannt war und die übrigen Buschneger an Wildheit und Grausamkeit überragte. Diese Leute, etwa 3—400 an Zahl, wohnten vor ihrer Umsiedelung an der oberen Coppename. Auf das Recht der Freizügigkeit haben sie aber trotz ihrer Verbindung mit den Matuari nicht verzichtet. Das zeigte sich im Jahre 1883. Der Granman der Matuari, Noah Adrai, hatte die Curenti bedrückt und sich gegen eine ihrer Frauen vergangen. Da zogen etwa 100 Curenti fort, ließen sich wieder an der Coppename nieder und gründeten dort das Negerdorf Coppenkriji, dessen Bewohner von dem Missionar unsrer Plantagenstation Katharina Sofia mit Wort und Sakrament bedient werden. —

5. Die Sprachen Surinames.

Beinahe so bunt wie die Mischung der Rassen und Nationen in Suriname ist das Gewirr der Sprachen, die man dort hören kann. Deutsch vernimmt man freilich selten, aber doch gelegentlich, portugiesisch wird schon viel öfter

gesprochen, ebenso die Zunge der Indianer. Englisch spielt auch eine nicht unbedeutende Rolle infolge der regen Verbindung mit Demerara und den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die Gebildeten in Nickérie reden ausschließlich diese Sprache. Die eingewanderten indischen Kulis reden 5 verschiedene Dialekte, auch die dort angesiedelten Chinesen bedienen sich ihrer Muttersprache in verschiedenen Mundarten. Doch ist's nach dem, was wir oben über die Zahlenverhältnisse der Vertreter dieser genannten Nationen geäußert, ohne weiteres einleuchtend, daß den eben erwähnten Sprachen keine irgendwie führende und beherrschende Stellung zukommen kann. Diese Rolle spielen vielmehr nur 2 Sprachen, das Holländische und das Negerenglische.

Ersteres ist die Sprache der Herren des Landes, der Gebildeten, es ist eine vollkommen ausgebildete und entwickelte Sprache von eigentümlicher Kraft und Schönheit, eine Sprache, die den Schlüssel bildet zu einer reichen geistigen Welt. Sowohl unter politischem Gesichtspunkt völlig gerechtfertigt, als unter dem der wachsenden Gesittung unerläßlich geboten ist die Forderung, daß alle Bewohner Surinames auch holländisch verstehen, sprechen, lesen und schreiben können. Auf der Durchdringung mit holländischer Sprache und Bildung beruhen die geistigen Fortschritte des Landes. Darüber kann kein Zweifel sein. Aber wie wenig entsprechen dieser Ansicht und Einsicht die thatsächlich vorhandenen Verhältnisse! Es ist auch eine traurige Hinterlassenschaft aus den Zeiten der Sklaverei, daß die früheren Arbeitstiere, um deren geistiges und sittliches Wohl man sich wenig oder gar nicht kümmerte, die farbige Bevölkerung, ihren ehemaligen Herren und nunmehrigen Mitbürgern fremd und fern gegenüberstehen, daß jene von diesen durch eine geistige Kluft geschieden sind, daß Neger und Mulatten ihre eigne Sprache reden und

von den geistigen Schätzen, welche der Holländer ihnen in und mit seiner Sprache darbietet, wenig oder gar nichts wissen wollen. Wohl macht das Holländische Fortschritte im Lande, aber sehr, sehr langsame. Es fehlt an geeigneten und genügenden Lehrkräften. Seine wenigen Vertreter befinden sich einer so vielfältigen, so erdrückenden Mehrheit von Anhängern des Negerenglischen gegenüber, daß es, sofern man dergleichen überhaupt vorausberechnen kann, in der Kolonie mindestens eines halben und im Buschland eines ganzen Jahrhunderts bedürfen wird, ehe die Sprache der Herren des Landes neben der ihrer Unterthanen sich volle Gleichberechtigung erkämpft, oder über dieselbe den Sieg davongetragen haben wird. Zur Zeit ist es aber jedenfalls noch so, daß man in Suriname weit eher ohne Kenntnis des Holländischen, nun und nimmermehr aber ohne die des Negerenglischen durchkommen kann. Letzteres muß jeder Geschäftsmann, jeder Arzt, jeder Beamte, jeder Missionar, jeder Hausbesitzer, jede Hausfrau wenigstens einigermaßen verstehen und beherrschen. Zum Glück ist es leicht zu erlernen, wie eine nähere Besprechung dieser Kindersprache im guten und ungünstigen Sinne des Wortes ergeben wird.

Ehe wir aber zu dieser Besprechung übergehen, betonen wir ausdrücklich, daß es sich dem Charakter dieser Blätter gemäß nur darum handeln kann, durch eine kurze Skizze dem Leser einen allgemeinen Begriff von der Sprache zu verschaffen, ja demjenigen, welchem Grammatik und Lexikon unbekannte Dinge oder durch Mißbrauch ein Greuel geworden sind, geben wir den selbstverleugnenden Rat, die folgenden paar Seiten bis zum Beginnen des nächsten Abschnittes getrosten Mutes zu überschlagen.

Das Negerenglische ist eine arme, unausgebildete Natursprache, die der Hauptsache nach aus Brosamen von den

Tischen verschiedner Kultursprachen entstanden ist. Seinen Untergrund bilden Bestandteile afrikanischer Negersprachen. Die Söhne des schwarzen Erdteils, in Suriname als Sklaven eingeführt, fanden das Land damals aber noch nicht, oder genau genommen nicht mehr, im Besitz der Holländer, sondern der Engländer und portugiesisch sprechender Juden.*) Von Vertretern der beiden letztgenannten Nationen, die nur in ihrer eignen Sprache zu ihnen redeten, nahmen die Neger nun zuerst Worte in ihre Sprache auf. Die Beeinflussung des Englischen machte sich jedoch, vollends nach allmählicher Verarmung der portugiesischen Juden, so stark geltend, daß es, wie auch der Name der neuen Sprache besagt, den Hauptbeitrag zu derselben geliefert hat. Der Bau des Negerenglischen bekundet, — weiter unten angeführte Einzelnheiten bezeugen das, — bis heutigen Tages den überwiegend englischen Ursprung. Aber noch andre Geistesmächte machten sich geltend. Berührung mit Franzosen und Deutschen beförderte auch einzelne Almosen aus diesen Sprachen in den Sammelhut. Doch von entscheidenderer Einwirkung wurde in späteren Zeiten die Zunge der neuen Herren, welche Suriname im Jahre 1667 durch den Frieden von Breda erhielt, der Holländer. Einzelne englische Worte wurden durch holländische verdrängt, neue Begriffe und Ideen von nun an ebenfalls durch holländische Ausdrücke wiedergegeben. Unsre Mission hat dabei nicht unwesentlich mitgewirkt durch die mündliche Verkündigung des Evangeliums wie durch Uebersetzung der Psalmen und des neuen Testaments ins Negerenglische; die der farbigen Bevölkerung fremden christlichen Anschauungen und Aus-

---

*) Anmerkung. Die Holländer hatten Suriname bereits einmal früher im Besitz, dann kam es in die Hände der Engländer und diese traten es beim Abschluß des Friedens von Breda wieder an die Holländer ab.

drücke entnahm sie naturgemäß dem Holländischen. Man würde aber irren, wenn man auf Grund des Bisherigen annehmen wollte, das Gepräge dieser bei so vielen Nationen zusammengeborgten Münzen völlig unversehrt und gleich erkennbar in dem Sprachschatz der Neger und Mulatten anzutreffen. O nein! Die entlehnten Worte wurden den eignen Sprachorganen angepaßt, von mehreren sich folgenden Konsonanten der eine oder andre ausgeworfen oder aber durch einen dazwischengeschobenen Vokal geschieden, auch den auf Konsonanten sich endenden Worten ein Vokal angehängt. Andre Veränderungen beruhen darauf, daß die Neger beständig „l" und „r" verwechseln. Außerdem aber ist ja keine Sprache bloß eine zufällige, beliebige Verbindung von Lauten und Worten, die nach gewohnheitsmäßig angenommener Ordnung zusammengefügt werden, sondern eine jede hat neben ihrem Leibe auch einen Geist, welcher die Denkweise und den Charakter der sprachbildenden Volksseele wiederspiegelt. So hat auch der Surinamer Neger unbewußt es sehr gut verstanden, nachdem die übermächtigen Kultursprachen ihn des größten Teiles seiner afrikanischen Muttersprache beraubt, aus dem ihm als Ersatz Gebotenen ein Neues zu schaffen, das seine Eigentümlichkeit in ihrer Stärke und Begrenzung treulich abkonterfeit. Die große Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit seines Gefühls erkennen wir wieder in bis zur größten Uebertreibung starken Ausdrücken; seine auf das Äußre, sinnlich Wahrnehmbare gerichtete Seele in der anschaulichen Handgreiflichkeit, mit der er auch geistige Verhältnisse und Begriffe wiedergiebt, aber auch in dem Unvermögen, feinere und tiefere Gefühle oder Gedanken zu unterscheiden und zu zerlegen; seine unverwüstliche Heiterkeit und neckische Spottsucht in einer Fülle von Spitznamen wie von gutem Humor und gesundem Mutterwitz zeugenden Redewendungen. Selbst schwere sittliche Fehler im Charakter

des Negers plaudert seine Sprache aus. So spiegelt sich z. B. sein Mangel an Wahrheitsliebe und an Bewußtsein der Verantwortlichkeit für sein Thun darin wieder, daß er tote Gegenstände, welche durch Fahrlässigkeit oder böse Absicht das Werkzeug wurden, ihm selbst oder andern zu schaden, als Urheber des Unheils angiebt.

Doch nun zu Einzelheiten und zwar zuerst ein paar Bemerkungen grammatikalischer Art!

Das Hauptwort kennt keine Beugefälle (Kasus), kein verschiedenartiges Geschlecht (Genus), keine Ein- und Mehrzahl (Numerus). Letztere wird für die Einzahl durch den Artikel da und für die Mehrzahl durch den Artikel dem angedeutet. Der zweite Beugefall (Genitiv) wird entweder durch vo = von umschrieben oder dadurch ersetzt, daß man das regierte Hauptwort ohne jegliche Veränderung dem regierenden voranstellt. Z. B.: Da wefi vo koning dede, oder besser: Koning wefi dede = des Königs Weib ist gestorben. Öfters entstehende Zweideutigkeiten werden durch besondre Betonung vermieden, z. B. Mi pikien Masra dede bedeutet, wenn Masra betont wird: mein junger Herr ist gestorben; dagegen wenn auf pikien der Nachdruck gelegt wird: meines Kindes Herr ist gestorben. pikien kann nämlich beides heißen: jung und Kind und grade dieser Umstand diene als Beleg für die große sprachliche Genügsamkeit des Negers, der außerdem beinahe jedes Eigenschafts- und Zeitwort ohne jegliche Veränderung auch als Hauptwort benutzt; boen (sprich bung) = gut und Wohlthat. Das Negerenglische besitzt nur äußerst wenig Wörter wie man = Mann, oeman (uhman) = Frau, wefi = Weib, brara = Bruder, sisa = Schwester, welche nur ein Geschlecht bezeichnen. In den meisten Fällen muß der Zusammenhang entscheiden, welches Geschlecht gemeint ist; so kann an sich snyri sowohl Schneider als Schneiderin,

troostoeman Tröster wie Trösterin bedeuten. Öfters hilft man sich aber durch Hinzufügung eines jener wenigen, eingeschlechtigen Wörter, z. B. foetoe (futu) = Fuß, boi = Junge, foetoeboi = Laufbursche, Diener, oemanfoetoeboi (oeman = Frau) = Dienerin, Magd.

Das Eigenschaftswort entbehrt wie das Hauptwort der Fähigkeit, Beugefälle, Geschlecht wie Ein- oder Mehrzahl durch besondre Endungen anzudeuten. Es wird häufig wiederholt, um Veränderung oder Verstärkung seiner Bedeutung auszudrücken. So kann blaka blaka schwärzlich heißen, aber in dem Satze: Wan blaka blaka ningre = ein ganz schwarzer (pechschwarzer) Neger, bezeichnet es den höchsten Grad der Schwärze; Zusammenhang und Betonung beugen in einem solchen Fall wieder einem Mißverständnis vor. Die Steigerung (Comparation) wird außer bei boen gut durch Vorsetzung des Wortes moro = mehr zuwege gebracht, das aber für Komparativ und Superlativ ausreichen muß. Da moro ogri soema kann sowohl der schlechtere als auch der schlechteste Mensch bedeuten. Der Zusammenhang entscheidet, was gemeint ist, oder man wiederholt das moro und hat damit den höchsten Grad der Steigerung erreicht.

Das Zahlwort erinnert wieder stark ans Englische. Die Grundzahlen heißen: wan 1, toe (tu) 2, dri 3, fo 4, vijfi 5, siksi 6, sebi 7, aiti 8, negi 9, tien 10, elfoe 11, twaalfoe 12, tiennadri 13 u. s. w.; twenti 20, twenti na wan 21, dritentien 30, fotentien 40 u. s. w.; wan hondro 100; jenes verbindende na ist eine Abkürzung von nanga = und. — Die Ordnungszahlen werden (abgesehen von da fosi und dem holländischen tweede, derde = der erste, zweite, dritte) dadurch gebildet, daß man den Grundzahlen die Worte disi meki = welcher macht (da soema disi meki fo = der Mensch welcher macht

vier, d. h. der Vierte) oder di vo = disi vo welches von (di vo fo = das, welches von vier) voranstellt.

Das Fürwort, ohne Beugefälle, kennt keinen Unterschied zwischen persönlichem (Personale) und besitzendem (Possessivum) Fürwort: mi, joe (ju), a oder hem (er, sie, es), wi, oen, dem bedeutet sowohl ich, du, er u. s. w. als auch mein, dein, sein, ihr u. s. w.; joe = Du wird nur vertraulich gebraucht, sonst bedient man sich in der Anrede wie im Schwedischen des Standesnamens oder Titels des Angeredeten, meist der Worte masra Herr und missi Frau; disi oder da (Einzahlartikel) disi = dieser, dem (Mehrzahlartikel) disi = diese (Mehrzahl); disi, oft zu di ververkürzt, ist aber zugleich auch das einzige bezügliche (relative) Fürwort und duldet kein Verhältniswort (Präposition) vor sich; letzteres muß vielmehr immer (wie es gelegentlich auch im Englischen und Schwedischen geschieht) nachgestellt werden, z. B. da hoso, disi mi ben de na ini wörtlich: Das Haus, welches ich war darin.

Das Zeitwort ist durchaus keiner Veränderung fähig; Einzahl, Mehrzahl und Person werden nur durch die vorgesetzten persönlichen Fürwörter kenntlich, z. B. mi slibi ich schlafe, joe slibi du schläfst, hem slibi er, sie, es schläft u. s. w.; die verschiedenen Zeiten (Tempora) werden durch Voranstellung der Hilfszeitwörter de (sein) für die Gegenwart, ben (holländisch ben = bin) für die Vergangenheit, go (gehen) und sa (shall) für die Zukunft gebildet. Eine leidende Zeitform (Passivum) giebt es nicht; sie wird durch Umschreibung ersetzt, z. B. dem ben naki = sie haben mich (statt: ich wurde) geschlagen; ebenfalls durch Umschreibung wird das Partizipium ersetzt, z. B. di mi slibi schlafend = während ich schlafe.

Vom Umstandswort (Adverb) ist zu bemerken, daß es sich meist nicht vom Eigenschaftswort unterscheidet. —

Andre Adverbia sind durch Zusammensetzung entstanden, z. B. nofotron = oft (von nofo = genug und tron = mal). — Manche Adverbia werden gebildet, indem man sich des Wortes fasi = Art und Weise, wie der Präpositionen nanga = mit (und) oder abgekürzt na bedient, z. B. koni = List, na wan konifasi = auf eine listige Weise; nanga tranga = mit Gewalt, gewaltsam. —

Was die Herstammung der verschiedenen Bestandteile des Negerenglischen betrifft, so wird dem des Englischen kundigen Leser unter den angeführten Beispielen schon manches britische Kind mit nur künstlich geschwärztem Negergesicht begegnet sein, erkennbar trotz des Kopfputzes von holländischer Orthographie. Wir geben nur noch ein paar Beispiele, welche teils die Veränderung des Sinnes, teils die Veränderung und Umstellung der Buchstabe nanschaulich machen: sidom (sit down) sitzen, komoto (come out) herauskommen, skin (skin) Fleisch, Körper, mofo (mouth) Mund, nofo (enough) genug, bribi (to believe) glauben, srefi (self) selbst, haksi (to ask) fragen, soema (some one) Mensch; odi (in Demerara: haudi) Begrüßungswort, aber nicht aus Adieu, sondern aus: how do you do? entstanden. — Einige Beispiele holländischen Ursprungs: blijdskap (blijdschap) Freude, blijti (blijde) froh, prijs (prijs) Preis. — Portugiesischer Herkunft ist z. B. pikado (precado) Sünde, pikien (pequeno) Kind, krabita (cabrita) Ziege. — Spanischen Ursprungs sind z. B. adjosi (a Dios) Adieu (Abschiedsgruß), brasa (abraga) umarmen. — Von afrikanischen Stammwörtern führen wir an: jeje Geist, njam essen, njanjam das Essen. —

Ein paar Beispiele für die an die Sinnenwelt sich anlehnende, bilderreiche Anschauungsweise des Negers: kroekoetoe (sprich krukutu) heißt links, vo doe kroekoetoe = links, d. h. Unrecht thun, kroekoetoe brara = der

linke, d. h. Stiefbruder, kroekoetoe Gado = der linke Gott, Abgott, Götze; mama heißt Mutter, wird aber häufig benutzt, um den Begriff der Größe anzudeuten, z. B. mama aréen ein großer Regen, mama fowloe ein großer Hahn, mi mama! Ausdruck großen Erstaunens. — Von der Neigung des Negers zu starken Uebertreibungen kann folgendes eine Ahnung verschaffen: mi bele foeloe nanga plisiri = ich habe mich ungeheuer gefreut, wörtlich: mein Bauch ist voll von Vergnügen, oder: da plisiri sidom na ini mi skin = das Vergnügen sitzt in meinem Körper; bele foeloe = ich bin satt, wörtlich: Leib voll; hangri kili mi = ich habe starken Hunger, wörtlich: der Hunger tötet mich; mi dede kaba = ich bin sehr müde, wörtlich: ich bin schon gestorben. — Ausdrücke, die eine Verwechselung von Ursache und Wirkung und Mangel an Verantwortlichkeitsbewußtsein bezeugen, sind z. B.: Nefi koti mi = ich habe mich geschnitten, wörtlich: das Messer hat mich geschnitten; tafra naki mi = ich habe mich am Tisch gestoßen, wörtlich: der Tisch hat mich gestoßen. —

Schließlich sei bemerkt, daß das Negerenglische einerseits zwar eine arme, grammatikalisch wenig entwickelte Sprache ist, die sich häufig schwerfälliger Umschreibungen bedienen muß. Andrerseits aber zeichnet sie sich auch wieder durch eine eigentümlich schlagende Kürze aus, die zum großen Teil durch Weglassung des Artikels und Zeitwortes bewirkt wird. Ja, der Neger spricht seine Sprache nicht bloß, nein, er lebt sie auch; man muß ihn nicht bloß hören, sondern auch sehen. Sein Auge, seine Gesichtszüge, die Körperhaltung, vor allem die Bewegungen seiner Finger, seiner Hand verleihen dem, was er sagt, eine packende und hinreißende Anschaulichkeit, die geradezu unvergleichlich ist. Oft genügt ein Wort mit einer begleitenden Handbewegung,

oder auch bloß die letztere, um einen ganzen Satz unübertrefflich auszudrücken. Im übrigen versteht er sich nicht auf Kunstpausen, sondern rasch, beredt, warm, in ununterbrochnem Fluß perlen die Worte von seinen großen aufgeworfnen Lippen wie aus einem inhaltreichen Gefäße hervor, welches eine geräumige, gut gebaute Schnauze hat.

Zum Schluß picken wir für den Leser aus einer Sammlung von 700 negerenglischen Sprichwörtern und volkstümlichen Redeweisen ein paar Proben heraus, ersparen ihm und uns aber den negerenglischen Grundtext und begnügen uns mit Wiedergabe der wörtlichen Uebersetzung wie der Bedeutung derselben.

Kleine Axt fällt große Bäume = Kleine Ursachen, große Wirkungen. — Orange muß grün (sein), ehe sie reif (wird) = Gut Ding will Weile haben. — Ratte hat ihr Böses, Bakliau (Salzfisch) hat seinen üblen Geruch = Sie haben einander nichts vorzuwerfen. — Wenn Ratten einen Aussätzigen fressen, hört Niemand etwas davon; aber wenn Aussätzige anfangen, Ratten zu essen, schreit alle Welt: Aussätzige essen Ratten! = Wenn dem Armen Unrecht geschieht, so kümmert sich niemand darum; thut der Arme aber etwas Unrechtes, so schreit alle Welt Zeter über ihn. — Der Regen fällt nicht so schwarz, wie er (als Wolke) aussieht = Es wird nicht so heiß gegessen wie gekocht. — Ein Höcker ist seinem Herrn nicht schwer = Gewohnheit macht jede Bürde leicht. — Wenn Köchin und Stubenmädchen uneins werden, erfährt die Frau, wo die Butter geblieben ist = In Streit geratene Verbrecher geben sich gegenseitig an. — Der Rücken hat keine Ohren = Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. — Ich habe dir eine Bank gegeben, nun soll ich dir auch das Sitzfleisch dazu geben = Wenn man ihm den kleinen Finger giebt, nimmt er die ganze Hand. — Dagewesen war dagewesen, als

Dagewesen kam = Es ist immer so gewesen und einmal nicht anders. — Findet der Hund einen Knochen, so verläßt er den Menschen = Im Glück vergißt man alte Freunde. — Der Thatmann muß nicht reden, sondern der Sehmann (der's gesehen hat); und: Der Mund spricht nicht von sich selbst; und: Das Salz lobt sich nicht selber in der Suppe = Eigenlob stinkt, Ander Lob klingt. — Dunkelheit verbirgt den Kot nicht = Die böse That verrät sich durch ihre Folgen. — Das Gesicht war eher als das Porträt = Das Ei muß nicht klüger sein wollen als die Henne. — Die Henne wird nicht sagen: ihr Nest rieche übel = Jeder Krämer lobt seine Ware. — Krankheit kommt zu Pferde und spaziert langsam zu Fuß zurück = Unglück kommt rasch, aber seine Folgen währen lange nach. — „Kopf, Kopf! was ist dir?“ „Die Zunge hat mich umgebracht!“ = Deine Zunge wird dich noch ins Verderben stürzen. — Du kannst das alte Mütterchen verstecken, aber nicht ihren Husten = Die Eselsohren gucken aus der Löwenhaut. — Eine Schuld bekommt kein weißes Haar = Der Tag der Vergeltung wird schon kommen u. s. w. —

6. In der Stadt an Land!

So! — Nun ist die Ebbe und die Zeit der Vorstudien vorüber! Die Flut steigt, der von Bramspunt (Bram, holländische Abkürzung von Abraham, Name eines der ersten Gouverneure des Landes, punt (holländisch) = Punkt, also Abrahamspunkt) gekommene Lotse giebt das Zeichen, die

Anker werden wieder gelichtet, der Dampfer setzt sich in Bewegung, um das letzte Stück der Reise, einen Weg von etwa 2½ Stunden, noch zurückzulegen.

Und nun thut sich immer mehr eine neue, fremde Welt dir auf, die allerdings von hinreißendem Zauber, von entzückender Schönheit ist. Welch ein Pflanzenwuchs! Beide Ufer der Suriname, in deren breitem Bette wir unter Halbdampf vorwärts gleiten, sind dicht bekleidet mit wunderbarem Grün. Unmittelbar aus der Flut ragen, die Grenze zwischen Land und Wasser verhüllend, die großen breitblättrigen Mokomokopflanzen mit ihren 2—4 Fuß hohen Stauden. Dicht hinter und über ihnen erhebt sich das menschenfeindliche, undurchdringliche Brantimakagestrüpp mit den spitzigsten und härtesten aller Dornen, welche der Erdboden hervorbringt. Hoch über diesen Unterbau steigt dann eine Fülle von Baumriesen empor, deren Blattwerk, deren Stamm- und Ast-Bildung eine ungeahnte Mannigfaltigkeit der Formen in sich schließt. Da sind Bäume, die an unsre Eichen und Buchen erinnern, da der Kankantri, ein Gewächs von außerordentlicher Höhe und Ausdehnung, dessen gewaltige Aeste nach allen Seiten hin weit um sich greifen, da die niedrigere Troelipalme, dort die schlanken Kokus- und Königs-Palmen, die wie ehrgeizige Streber ihr Haupt nicht hoch genug erheben können! Und diese ganze grüne Herrlichkeit hat sich so dicht und üppig entwickelt, daß das einzelne zurücktritt, daß eine große, geschlossne Laubmasse, ein hoher, grüner, undurchsichtiger Wall sich dir entgegendrängt. Gleichwohl ist dieser Anblick nicht eintönig; denn diese Blätterwelt glänzt im buntesten, reichsten Farbenspiel vom lichten Hellgrün bis zu den tiefgesättigten Tinten einer bräunlich- und schwärzlich-grünen Schattierung, leichte anmutige Schlingpflanzen schweben in kühnem Bogen von Ast zu Ast, von Krone zu Krone, bedeckt zum Teil mit Blüten

von wunderbarem Farbenschmelz. Und diese Blätterwelt hat auch ihre Unzahl von Bewohnern, weiße und rote Flamingos, grüne Papageien, rote und blaue Arras, eine zuversichtlich kecke Gesellschaft, die sich nicht bunt genug kleiden, mit ihren heisren Stimmen nicht laut genug auslassen kann.

Indes dieser üppige, bunte tropische Waldesschmuck bestimmt nicht ausschließlich das landschaftliche Bild des Flusses von seiner Mündung bis zur Stadt. Nein, Du gleitest dazwischen an freundlichen Plantagen vorüber mit lichtem Herrenhaus und den niedrigen Hütten der Arbeiter, indischer Kulis. Dreißig bis sechzig Fuß lange Lauf- und Landungsstege führen von diesen Niederlassungen in den Fluß. Dort grüßen dich auch die scharf ausgeprägten Formen des Forts Nieuw-Amsterdam, das nicht bloß den Ausfluß der Suriname, sondern auch den der Commewijne beherrscht, da es grade auf der Landspitze belegen ist, welche sich zwischen die beiden Flüsse schiebt. Ein Blick hinein in die kaum schmalere, aber ebenso grün umrahmte Wasserstraße der Commewijne und dann vorüber an den Festungswerken! Da wirst Du eine Kirche gewahr, die erste in dem fremden Weltteile, die erste, welche dir als Zeugin für die Arbeit unsrer Brüder entgegentritt. Es ist Clevia, auf dem rechten Ufer belegen, nahe dem Wasser. Der dort stationierte Missionar hat irgendwie Kunde davon erhalten, daß ein Gut-Freund der Mission an Bord ist und läßt zum Gruß mit den Glocken läuten. Sie klingen heimatlich, ja wie überall auf Erden; denn zum Anhören der Botschaft von dem einen Herrn laden sie ein, der den Schwarzen wie den Weißen vom Tode zum Leben helfen will. Aber nicht bloß auf dem Wege durch dein Ohr erhälst Du den ersten christlichen Brudergruß in der neuen Welt, sondern dort am nahen Strande drängt sich auch

eine Schar von schwarzen Kindern und arbeitet sich ab mit dem Schwenken bunter Tücher. Es sind die Schüler und Schülerinnen der dicht bei der Kirche belegnen Missionsschule, die dich auch willkommen heißen wollen. Daß sie's thun, wie sie's thun, bezeugt dir ebenfalls: Hier hat die Heidenmission ihr gesegnetes Friedenswerk! Ein paar Jahrzehnte zurück — und die muntre, anständig gekleidete Schar am Ufer hätte nichts nach dir gefragt! Warum? Weil sie weder von den weißen Lerimans und ihren Freunden etwas wußte, noch Höschen und Kleidchen besaß, sondern nackt, unwissend und verwahrlost wie die Affenrudel des Urwaldes aufwuchs. Glocke und anständig gekleidete, jubelnd grüßende Schulkinder — an Wert und Bedeutung sehr verschiedene Dinge, aber beides Wirkungen der Mission, welche das Evangelium und die Gesittung bringt; die Grüße der Glocke und der Schuljugend — als Einleitung für eine Missionsstunde müßte das wohl passen! — Aber der Dampfer hält nicht an auf seinem Wege. Clevia verschwindet wieder, zwischen Waldmassen und Plantagen geht es weiter, noch eine Krümmung des Flusses und die auf dem linken Ufer belegene Stadt Paramaribo beginnt vor deinen Blicken aufzutauchen — ein ungemein fesselndes und anziehendes Bild! Freilich die schlanken Spitzen hochragender Türme begrüßen dich nicht. Wie könnte der schwammige Boden solche Steinmassen tragen! Sie würden einfach in ihn hinabsinken. Nur 3 Türme hat die Stadt, einer ziert das Gebäude der Finanzverwaltung, zwei die katholische Kirche; aber sie sind niedrig und von Holz. Ja mit Ausnahme wieder des Finanzgebäudes und 2, 3 Privathäuser, die aus Backsteinen aufgeführt sind, besteht die ganze Stadt nur aus Holzgebäuden. Die Mehrzahl ist einstöckig, aber meist mit einem nach der Straße zu aus dem Dach herausgebauten Giebel (Frontispiz), der auch die zweistöckigen Häuser ziert, wenn

sie nicht gar mit einem auf hölzernen Säulen ruhenden Balkon ausgestattet sind. Vermag Paramaribo darum auch nicht den vornehmen Eindruck einer Großstadt zu machen, so gewährt es doch den Anblick einer freundlich lichten Villenstadt, die sich in dem blanken, stattlichen Fluß von 800 Meter Breite schon mit einem gewissen berechtigten Stolze spiegeln darf. Die schmucken, mit hellem Oelanstrich versehenen Häuser haben Schieferdächer, aber keine Schornsteine und Oefen; die tropische Sonne heizt ja gut, und die Küchen sind, eben auch um der Hitze wie der Feuergefährlichkeit willen, in selbständigen kleinen Gebäuden hinter den Häusern untergebracht. Viele der letzteren haben bloß Fensteröffnungen, aber keine Fenster, da in diesem Lande Zug eine Wohlthat ist. Fensterladen fehlen hingegen nirgends; sie werden bei Nacht und während der tropischen Regengüsse geschlossen. — Alle diese Häuser sind nun aber nicht Giebel an Giebel, Front an Front aufgebaut, sondern stehen meist frei da, von kleinen Gärten umgeben, die mit ihrem frischen Grün und ihren bunten Blumen einen ungemein wohlthuenden Eindruck machen, ja aus welchem, das Haus oft hoch überragend, stolze Palmen emporsteigen, die bei ihrer großen Menge von weitem den Eindruck machen, als läge die Stadt in einem Palmenwalde versteckt. Die Weitläufigkeit, mit der das von einzelnen Kanälen durchschnittene Paramaribo angelegt ist, täuscht auch über seine Größe. Es zählt bloß 26—27,000 Einwohner, während man seiner Ausdehnung nach das Doppelte davon erwartet. Andrerseits besagt aber diese Zahl, — sie stellt die Hälfte der Bewohner der Kolonie dar, — welche Bedeutung die Stadt für das ganze Land hat. Ist Paris Frankreich, so ist Paramaribo mit noch viel größerem Recht Suriname.

Der Dampfer führt dich zuerst an der Vorstadt

Combé*) (oder Zeelandia) vorüber. Dann passierst Du das auf einem Vorsprung des Ufers belegne Fort Zeelandia (Stadt-Plan Nr. 5) selber, dessen Geschütze nicht bloß, auf kriegerische Zeiten wartend, feiern und rosten. Nein, sieh dort die Rauchwolke und vernimm gleich drauf den dröhnenden Donner des Salutschusses, der deinem Dampfer als einem holländischen Postschiff gilt. Und nun antwortet derselbe gar zweimal aus seinem Böller. Das beruht auf weiser Abmachung. Kommt die englische Mail (sprich Mähl = Postdampfer) von Demerara, die auch Postsendungen an Bord hat, so erwidert sie den Salutschuß des Forts nicht, während die französische, von Martinique kommend, den Gruß mit einem Schuß beantwortet. An dem Wegfall, beziehungsweise an der Zahl der Antwortschüsse kann die ganze Stadt erkennen, welcher Postdampfer eingetroffen ist, und man erfährt damit zugleich, daß man zwei Stunden nach dem Kanonengruß auf dem dann dicht umdrängten Postamt erscheinen und sich seine Briefschaften abholen kann. Die Geschütze des Forts Zeelandia haben aber noch eine andre friedliche Aufgabe tagtäglich zu erfüllen. Uhren vertragen das Klima der Tropen nicht sonderlich gut. Paramaribo hat es erst in neuster Zeit zu 3 öffentlichen Uhren gebracht. Da gewähren wieder die guten Kanonen Zeelandias Abhilfe. Früh 5 Uhr, mittags 12 Uhr und abends 8 Uhr lassen sie einen Schuß fallen, der nicht bloß der Stadt, sondern auch dem umliegenden Lande die Zeit verkündet. Es ist beinah unglaublich, wie weit ins Land hinein diese Zeitsignale tönen; z. B. in dem 18 Meilen entfernten Kwattahede an der oberen Saramacca vernimmt man sie noch.

*) Anmerkung. Zum bessern Verständnis des Folgenden sehe man die Skizze von dem Plan der Stadt ein, welcher auf der dem Büchlein beigegebnen Plankarte verzeichnet ist!

Hinter dem Fort auf einer leisen Bodenerhebung winkt das auch aus Holz gebaute, aber doch sehr geschmackvolle und stattliche Gouvernementsgebäude (Stadt-Plan Nr. 6), vor dem sich ein freier Platz mit kleinen Anlagen und Blumenrabatten befindet, der sich bis an den Fluß hinab erstreckt. Leise flattert an hohem Flaggenstock vor dem palastartigen Bau die holländische Trikolore, rot, weiß, blau, der französischen so ähnlich und doch dadurch von der letzteren unterschieden, daß die Farbenstreifen der holländischen wagerecht, die der französischen senkrecht laufen. Vom Gouvernements-„Plan" an ein Stück stromaufwärts dehnt sich der Kai am Ufer entlang. Freundlich ist noch immer der Anblick, mit roten Blüten übersäte Mandelbäume ziehen sich am Ufer hin und verdecken einen Teil der dicht dahinter sich erhebenden, hell leuchtenden Häuser. Der Dampfer gleitet an der Koffi-Waag vorüber, dem Ankerplatz der Segelschiffe. Ach, wie ist der jetzt schwach besetzt, während früher, als noch der Plantagenbau blühte, hier 60—70 Fahrzeuge lagen! Doch nun ertönt in langanhaltenden, gurgelnden Tönen die Dampfpfeife, von der Kommandobrücke schallt Befehl auf Befehl, schwach nur arbeitet die Maschine, zwei zum Kranz gewundne Taue sausen nach dem Land hinüber, dort von Hafenarbeitern begierig aufgefangen und an eisernen Ringen befestigt. Jetzt steht der Dampfer, wir legen an „Waterkant" an, d. h. genau genommen an einer festen, langen, in den Fluß hinausgebauten Landungsbrücke, dem sogenannten „Steiger" (Stadt-Plan Nr. 4), das Landungsbrett wird hinübergeschoben, eine Anzahl von Zollbeamten kommen an Bord, die auch deinem Hab und Gut gegenüber amtliche Neugier mit menschenfreundlicher Rücksicht zu verbinden wissen. Endlich hast Du Abschied vom Schiff und seinen Bewohnern genommen und gehst, von lieben Brüdern freundlich empfangen und geleitet,

an Land. Aber langsam! Denn die große, bunte Menschenmasse läßt dich nur mühsam vorwärts kommen, weil sie so dicht gedrängt ist und weil — ihr Anblick dein Auge wie mit einem Zauber fesselt. Dergleichen hast Du noch nie gesehen! Braunrote, beinah nackte Indianergestalten mit kohlschwarzem Haar und eckigen, gefurchten Gesichtszügen, — Buschneger meist ohne Hut, das krause Haar gelegentlich zu hörnerartig nach oben starrenden kleinen Zöpfen geflochten, die Schultern mit einem togaartig umgeschlungenen Tuche bedeckt, das aber beide Arme zur Bewegung frei läßt, entweder mit einer Hose bekleidet oder um die Taille bloß einen Strick gebunden, durch den die beiden Enden der Kamisa, des Lendentuches, geschoben sind, Beine und Füße dann unbedeckt, — Stadtneger, eine Mütze oder einen Hut auf dem Kopf, in etwas abgetragne blaue Hosen und ein buntes Hemd gehüllt, das die schwarze Brust sehen läßt und dessen Bündchen oben am Hals nicht bloß zu einem Kragen, sondern auch zu einer Art von Schlips sich erweitert, im übrigen barfuß, zum Teil etwas verbummelte Gestalten von nachlässiger Haltung, während die Kleidung andrer bei aller Einfachheit doch Reinlichkeit und Sorgfalt verrät, — hellfarbige Mulatten, je heller desto sorgfältiger, ja stutzerhafter gekleidet in helle, zum Teil reinweiße Stoffe nach europäischem Schnitt, wenn auch etwas weit, einen breitrandigen Strohhut oder den weißen Tropenhelm auf dem Kopf, ein zierliches Stöckchen in der Hand und im Auftreten bisweilen ein widerliches Maß von Selbstgenügsamkeit und Eingebildetheit, — dort eine Kulifamilie, welche zu viel von dem zu haben scheint, was Indianer und Buschneger entschieden zu wenig haben. Denn sie stecken tief in einer zwar weiten, aber kaum Gesicht und Hände freilassenden Kleidung, der Mann ganz in weiß, das Weib in hellgelb und das Kind an ihrer Hand in

hellrotem Stoff; auf dem Kopf haben Vater und Söhnchen eine Art von Turban, des Weibes Gesicht ist halbverhüllt durch ein Stück Zeug, das Kopf, Schultern und Oberkörper umgiebt; doch sieht man den Ring, den sie in der Nase, und bisweilen einen andern, den sie in der Stirnhaut trägt, ein abscheulicher Schmuck, der freilich durch das Gehänge von Gold- und Silbermünzen, das sie um den Hals geschlungen hat und das vorn auf die Brust herabhängt, an Geschmack weit übertroffen wird, — hier ein chinesisches Ehepaar; Mann und Frau scheinen viel von einander angenommen zu haben, er trägt einen Zopf, sie trägt keine Röcke, sondern Hosen; in weiten, chokoladenbraunen Oelkitteln, der des Weibes länger als der des Mannes, tragen sie ihre Gliedmaßen verborgen, aber ihre heimische Kopfbedeckung haben sie nicht auf, sondern unter dem landesüblichen Negerkopftuch runden sich ihre gelben, starkknochigen Gesichter mit den schiefgeschnittenen Augen, — einzelne Holländer, dem Aeußern nach recht feine, gutgestellte Herrn, mit müdem Ausdruck in den bräunlichbleichen Gesichtszügen, — einige Juden, ebenfalls wohlbegüterte Herren, mit denselben tiefliegenden stechenden Augen und derselben Adlernase, die wir überall in der Welt antreffen, — einzelne Portugiesen, minder sauber gekleidet und mit Gesichtern, welche von einer trocknen, lederartig gelblichen Haut bedeckt werden, — diese bunte Völkerwoge macht etwa die Hauptbestandteile des Knäuels aus, der sich auf dem Kai dem angelangten Dampfer gegenüber schaulustig angesammelt hat. Und nicht bloß auf dein Auge stürmt eine Fülle von Eindrücken ein, sondern auch dein Ohr wird von einem Strome der verschiedenartigsten Laute getroffen, wie Du sie noch nie vernommen. Doch schließlich kommst Du noch ziemlich ungerupft aus dem Knäuel heraus; denn deine Begleiter sind Lerimans (Lehrer, Missio-

nare), die kennt jedermann in der ganzen Stadt und denen macht auch jedermann höflich Platz. Sie zeigen dir zur Linken die lutherische Kirche und daneben die städtische Willem-Schule. Sie treten mit dir noch einen Augenblick unter das schattenspendende Dach der Markthalle. Du erschrickst freilich zuerst und glaubst, ein Auflauf, eine Schlägerei oder doch ein wütender Zank sei dort im Werke. Aber nein, es sind nur Negerweiber, die sich auf die ihnen eigne, lebhafte, ja laut kreischende Weise unterhalten oder breite weiße Zähne fletschend mit einander lachen. Auch eine köstliche Gesellschaft! Um das Haupt ein turbanartiges Kopftuch (Hangissa), mit dem viel Luxus, oft in bunter Seide und Spitzen, getrieben wird, um die Achseln ein buntfarbiges Schultertuch (Taposkin, Taposkinpanje) von Baumwolle oder Seide, welches so übergeworfen ist, daß seine Zipfel hinten über den Rücken herabfallen, eine weite, lose herabhängende Jacke (Jakti), die bis zu den Hüften reicht, der untere Teil des Körpers in einem weiten Rock (Koto), welcher um die Hüften durch ein Tuch zusammengehalten wird, dessen Zipfel auch nach hinten herabfallen, und welcher außerdem die Eigentümlichkeit besitzt, daß er, länger als nötig, oberhalb der Hüften einen geräumigen Wulst bildet, den man als Aufbewahrungsort für alle möglichen Dinge benutzt, — das macht die Bekleidung dieser Damen aus. Aber gleichzeitig welche Musterkarte von Stoffen! Gestreiftes, getüpfeltes, geblümtes Zeug, je bunter desto besser, fast thun Einem die Augen weh! Und was sie alles feil haben, die guten gesprächigen Damen der Markthalle; mehr als die Hälfte dieser Nüsse, Wurzeln und Früchte hat dein Auge noch nie erblickt! — Doch vorwärts! Du wirst durch die Jodenbreestraat (Straße) geführt an Läden vorbei, welche einen überwältigenden Geruch ausatmen, — alles Bakeliau, eine Fischart, eine sehr beliebte, aber widerspruchsvolle Speise;

denn wie viel Schlechtes muß man riechen, um etwas Gutes schmecken zu können! Es geht um eine Straßenecke, vorbei an dem großen chinesischen Kaufhaus der Gebrüder Wong, die in Schnittwaren handeln. Du befindest dich in der Maagdenstraat. Sieh dort das stattliche chinesische Klubb-Haus, dessen Dächer und Erker durch jene eigentümlich geschweifte, chinesische Form bereits die Landsmannschaft der Besitzer verraten! Noch ein paar Schritte und nun — bist Du da, bist am Ziel, bist „auf dem Platz" angekommen (Stadt-Plan Nr. 1), wie der echte Surinamer Missionar sich auszudrücken beliebt. Willkommen denn zu eingehender Umschau, willkommen auf dem Boden, welcher die äußre Grundlage für unser Missionswerk in Paramaribo bildet!

Das Missionswerk in Paramaribo.

I. Aeußre Verhältnisse.

7. Das Missionsquartier.

Das Missionswerk der Brüdergemeine, das einzige evangelische im ganzen Lande, besteht nun schon 155 Jahre lang, d. h. seit dem Jahre 1735. Aus kleinen Anfängen unter vielen Bedrängnissen und Kämpfen erwachsen und erstarkt, umfaßt es gegenwärtig 10 Plantagenstationen mit 4 Filialen innerhalb des Gebietes der Kolonie, 4 Stationen

im freien Buschland (zu denen nächstens noch 1 neu zu gründende kommen wird) und endlich die Arbeit in der Stadt, auf die wir gleich näher eingehen werden. In der Pflege unsrer Mission stehen ca. 28,000 getaufte Christen, deren Zahl sich jährlich stetig vermehrt, also etwa die Hälfte der ganzen Bevölkerung des Landes. Beinah vierzig Missionare besorgen und tragen die Last der Arbeit gemeinsam mit ihren Frauen. Ungefähr die Hälfte von ihnen, d. h. 21—22 Missionare sind in Paramaribo angestellt. Dort ist auch die ungefähre Hälfte aller unsrer Pflegebefohlenen im ganzen Lande, d. h. 14,300 Personen angesiedelt, die gleichzeitig die ungefähre Hälfte der Einwohner der Stadt ausmachen. Auf die Arbeit unter ihnen beschränken sich die Mitteilungen der folgenden Blätter. Ob denselben eine Schilderung unsrer Thätigkeit auf den Plantagestationen und auf den Stationen im Buschland später folgen wird, überlassen wir der Zukunft.

Unser Werk in Paramaribo selber ist nicht so alt wie die früher begonnene Mission auf dem Lande. Es datiert aus dem Jahre 1754, hat also eine Geschichte von 136 Jahren hinter sich. In 4 Kirchgemeinden gliedert es sich, in die sogenannte große Stadtgemeinde mit etwa 8700 Mitgliedern, und in die 3 Vorstadtgemeinden Rust en Vrede (2500; Kirche: Stadt-Plan Nr. 12), Wanica (1800; Kirche: Stadt-Plan Nr. 8), und Combé (1300; Kirche: Stadt-Plan Nr. 7). Außerdem gehört noch die auf dem Lande, aber der Stadt sehr nahe gelegne Filiale Beekhuizen dazu, welche indes soeben mit der Gemeine Rust en Vrede vereinigt worden ist. Während die Missionare der 3 Vorstadtgemeinen ihre Wohnungen in der Nähe ihrer Kirchen haben, bewohnen 18—19 Missionare mit ihren Frauen das beträchtliche Grundstück, auf welchem die Kirche der großen Stadtgemeine steht.

Von dem Waterkant benannten Teil des Kais 4—5 Minuten entfernt nimmt diese Missionsniederlassung den größten Teil eines der städtischen Quartiere ein und wird an 3 Seiten durch die Maagden-, Steenbakkerij- und Domine-straat begrenzt, während die vierte Seite durch benachbarte, nicht der Mission gehörige Grundstücke gebildet wird, welche überwiegend im Besitze von Chinesen sich befinden. Betrachten wir dieses große Hauptquartier unsrer Mission nicht bloß in Paramaribo, sondern in ganz Suriname näher, so wird uns im Blick darauf, ja auch im Blick auf manches sich daranschließende vielleicht der Vorwurf gemacht werden, daß wir zu sehr ins Einzelne, ins Kleine gingen. Indes auch abgesehen davon, daß das Leben sich eben nur aus einer Menge von lauter kleinen Maschen zusammenwebt, so betreten wir einen Boden, der uns geschichtlich ehrwürdig, wir hätten beinah gesagt, heilig ist. Hier haben unsre Väter im Schweiße des Angesichts für den Herrn gearbeitet, zu ihm gebetet, mit ihm gerungen, hier ist viel Geduld und Glaube der Heiligen geopfert worden. Hier hat die Wiege gar manches Mitgliedes unsrer Kirche, aber auch die Bahre seines Vaters, seiner Mutter gestanden; oder hier wirken noch Anverwandte von ihm; hier haben die besten Jahre ihrer Kraft, die größte Liebe ihrer Herzen Männer und Frauen dargebracht, welche, jetzt daheim im Vaterland alt und gebrochen und in den Schatten der Vergessenheit vor Menschen zurückgetreten, doch keinen Tag vergehen lassen können, ohne fürbittend des „Platzes" vor dem Herrn der Heiden zu gedenken. Hier hat endlich der einfache praktische Sinn unsrer Vorfahren Formen und Einrichtungen geschaffen, welche zwar auch mit menschlicher Unvollkommenheit behaftet sind, aber doch in vieler Beziehung als zweckmäßig und segensreich sich bewährt haben. Das alles ist uns Grund genug, nicht wie ein Fremder

das Werk, das hier getrieben wird, nur flüchtig zu mustern, sondern wie ein Hausfreund uns teilnehmend in dasselbe zu vertiefen.

„Verbaut und verwinkelt!", so würde vielleicht naserümpfend ein moderner Häuserspekulant ausrufen bei einer Wanderung durch die Höfe, beschatteten Gärtchen, Gänge und Gäßchen im Innern unsres Missionsquartiers in Paramaribo. Und geleugnet kann nicht werden, daß der vorhandne Raum bis auf den letzten Quadratfuß ausgenutzt ist, daß aber die Bebauung nur allmählich im Laufe von mehr als einem Jahrhundert, je nachdem das Bedürfnis sich geltend machte und die knappe Missionskasse es gestattete, ohne vorher festgestellten einheitlichen Plan stattfand, und daß es darum einem Unbekannten recht schwer fallen würde, sich gleich beim ersten Besuch auf dem Innern des Grundstückes zurecht zu finden, obschon er zugeben würde, daß dort Sauberkeit und freundliche Wohnlichkeit herrscht, letztere nicht am wenigsten dank gelegentlichen Blumenbeeten wie einzelnen Mangobäumen und Palmen. Schreiten wir zuerst das bebaute Viereck an seiner Außenseite auf der Straße ab, mit seiner westlichen Grenze auf der Maagdenstraat beginnend.*)

Anmerkung: Hier verweisen wir auf die dem Büchlein beigefügte Plankarte. Außer der schon oben berührten kleinen Skizze vom Plan der Stadt wird hier ein sehr sauber, genau und sorgfältig ausgearbeiteter Grundriß unsres ganzen Missionsquartiers geboten, den gründlich zu studieren auch die dem Plan selber unmittelbar vorgedruckten Erklärungen erleichtern. Demselben liegt eine Zeichnung des entschlafenen Br. Gerhardt aus dem Jahre 1871 zu Grunde. Architekt O. Räthling in Berlin, Sohn des 1866 auf einer Besuchsreise in Herrnhut nach 26jährigem Missionsdienst in Suriname heimgegangnen Br. A. H. Räthling, hat aus Liebe zu unserm Missionswerk und zu dem Lande seiner Geburt das Büchlein mit dieser wertvollen Beilage, einem „Missionsbeitrage" seiner Kunst, wesentlich bereichert. —

Diese Grenze wird gebildet durch ein zweistöckiges Gebäude, das nur mit seinem Giebel an die Straße stößt. Es dient als Waschhaus (Plan *B* 1), ist im Oberstock mit einer offenen Galerie versehen und beherbergt zugleich die Wohnungsräume für das Küchenpersonal und andre weibliche Bedienstete. Nur durch einen schmalen Zwischenraum von dem Waschhaus getrennt liegt das einstöckige Küchengebäude (Plan *C*) mit seiner dreifenstrigen Front an der Straße; da täglich ungefähr mindestens 60 Kostgänger draus gespeist werden, ist die Küche selber von entsprechender Größe; außerdem sind noch Speisekammern und Vorratsräume in diesem Hause untergebracht. So folgt mit einer offenen, drangebauten Galerie auf das nahe Küchengebäude zu das zweistöckige Vorsteherhaus (Plan *A*) mit 5 Fenstern Front. Sein ganzer unterer Stock wird von dem Speisesaal eingenommen; die Mittagsmahlzeit vereinigt hier die 32—36 Missionsgeschwister. Im oberen Stock befindet sich das Comptoir und die Wohnung des ökonomischen Vorstehers unsres ganzen Surinamer Missionswerkes, eines viel angelaufenen und viel geplagten Mannes; in den beiden Giebeln sind Räume zur Aufbewahrung von Betten, Geschirr u. s. w. und in einer aus dem Dach herausgebauten Erkerstube werden besuchende Missionsgeschwister von unsern Plantagestationen beherbergt. Das Vorsteherhaus*) bildet zugleich mit seiner einen Giebelseite die Ecke der Maagden- und Steenbakkerij-Straat. Wir biegen um dieselbe und stoßen da auf 9 stattliche, in

*) Anmerkung. Hierher das Titelbild! Der Giebel links gehört noch dem Vorsteherhause an, dann folgt die von der Straßenflucht zurückgezogne Kirche mit den Palmen davor, weiter die Bäckerei, die ehemalige Schneiderei, der „Winkel" und endlich — jenseits der Domineſtraat, ganz rechts auf dem Bilde — die Bewaarschool (Kleinkinderschule).

einer Reihe sich erhebende Königspalmen, welche aber nicht auf dem Grundstück selber, sondern an dem Rande des kleinen Grabens stehen, welcher den Bürgersteig von der eigentlichen Fahrstraße trennt. In einer Länge von 225 Fuß wird hier die Straßenflucht zwischen dem Vorsteherhaus und dem nächsten an ihr liegenden Gebäude durch einen langen, hohen Staketenzaun gebildet, der 3 breite Eingänge hat. Durch diese tritt man in ein nettes Vorgärtchen und gelangt dann zu der Kirche (Plan *D*) der großen Stadtgemeinde. Die erste Kirche war 1778 an dieser Stelle errichtet worden. Fünfzig Jahre später, d. h. im Jahre 1828, wurde sie niedergerissen und durch eine zweite, größere, die noch jetzt benutzte, ersetzt. An dieser wurden aber im Jahre 1869 verschiedne Veränderungen vorgenommen. Sie wurde verschönert, die Fenster vergrößert und eine Verlegung der Kanzel und des Liturgustisches von der einen Längsseite weg an die eine Breitseite ausgeführt. Bei einer Länge von 90 und einer Breite von 60 Fuß hat sie 9 Fenster Vorder-, 4 Fenster Giebel-Front, und zwei Stockwerke von Emporen übereinander. Die untere, 20 Fuß tief, läuft an der einen Breit- und den zwei Längs-Seiten entlang, die obere kommt nur mit ihrer Orgel und einem Raum für den chorus musicus den Zwecken der Kirche zu gute. Der übrige Raum der oberen Empore findet eine anderweitige Verwendung, von der wir gleich sprechen werden. Der Bau faßt 1800—2000 Personen und ist entschieden zu klein, ein Mangel, dem die gutwilligen Besucher aber dadurch abhelfen, daß sie, zu spät gekommen, um noch Sitzplätze zu finden, stehend dem Gottesdienst anwohnen, stehend in den Gängen zwischen den Bänken, stehend in den Aufgängen zu den Emporen, stehend in dem Vorgärtchen vor oder zwischen den Tamarinden-Hecken des Wäschegartens hinter der Kirche. (In Suriname

bleicht man Wäsche nie auf Rasenplätzen, sondern auf Hecken oder Sträuchern). Die Stimme des Predigers können sie jedenfalls auch da vernehmen, weil Thüren und Fenster stets geöffnet sind. Das Innere der Kirche, die aus Sparsamkeitsrücksichten des Turmes entbehrt, ist einfach, aber sauber und freundlich. An der im Innern von Emporen freien Giebelseite ist ein einziges, aber sehr großes Fenster angebracht, unter welchem der Rednertisch und darüber die Kanzel sich befinden. Leider wird es auf unserm Titelbilde durch den dichtbelaubten Mangobaum verdeckt.

Warum aber, wenn die Kirche nicht alle Zuhörer faßt, enthält man ihr noch den größten Teil der oberen Empore vor? Einfach deshalb, weil die Kirche ein Holzbau ist und das Gebälk eine Belastung, wie sie durch eine Ansammlung von ein paar hundert Menschen mehr bewirkt würde, kaum, jedenfalls nicht auf die Dauer, zu ertragen im Stande wäre. So ist nur die eine Breitseite dem Orgelchor eingeräumt, die beiden Längsseiten hat man aber in Stuben verwandelt, welche früher zu Wohnungen für Missionsfamilien dienten, jetzt aber verschiedenen andern Zwecken nutzbar gemacht worden sind. Wir erwähnen unter diesen Räumen nur die einfenstrige Bibliothek, das Arbeitszimmer des Präses und das Archiv, beides Räume mit 2 Fenstern, und vor allem die sogenannte „große Stube" mit 4 Fenstern, in der Kirchenbücher und Personallisten der Stadtgemeine verwahrt und kirchliche Meldungen entgegengenommen werden. Ueber die dort verrichtete Arbeit sprechen wir weiter unten. Doch mag uns der diesem kirchlichen Expeditionslokale anhaftende Name „große Stube" Anlaß zu ein paar Bemerkungen geben! Als ein Erbe noch aus alten Zeiten, wo die Zahl der Missionsgeschwister eine geringere war, hat das Zusammenleben der Missionare und ihrer Frauen in Paramaribo die Formen und den Charakter des Lebens einer

großen, zusammengehörigen Familie bewahrt. Das findet seinen Ausdruck auf mancherlei Weise, z. B. darin, daß alle Mitglieder dieser Familie von und zu einander häufig statt von Bruder, Schwester, von Papa, Mama sprechen, ohne daß bei dieser Bezeichnung irgend welche Rücksicht auf das wirklich schon sehr fortgeschrittene oder noch recht jugendliche Lebensalter der so Bezeichneten genommen würde. Solche Benennungen wie „große Stube", oder „fesisei" (negerenglisch = vorne) für das Vorsteherhaus gehören auch hierher; denn sie bekunden eben auch eine mehr gemütlich familienmäßige, als eine nach dem sachlich treffendsten Ausdruck strebende Auffassung der Umgebung und Verhältnisse. Auch die Unbefangenheit, mit der solche familiäre Ausdrücke bald der deutschen, bald der holländischen oder negerenglischen Sprache entlehnt werden, den 3 Sprachen, in denen sich unsre Missionsgeschwister amtlich und im vertraulichen Verkehr bewegen, — verrät eine sorglose Ungezwungenheit, wie man sie sich eben auch nur im engsten Familienkreise gestattet. Kann man auch über den guten Geschmack einzelner dieser Formen verschiedner Meinung sein, in denen jener Geist der Familienzusammengehörigkeit sich ausprägt, so muß man doch andrerseits lebhaft wünschen, daß dieser Geist selber, das Erbe innig und treu verbundner Väter, niemals von dem Missionsquartier in Paramaribo entweichen möge! Er erleichtert die genaue Beobachtung der Ordnungen, welche in einem so großen Haushalt herrschen, aber doch öfters als Beschränkung der Freiheit des Einzelnen empfunden werden müssen. Er erwärmt und weiht den gegenseitigen Verkehr, weil er wurzelt in der Liebe, die das Band der Vollkommenheit ist, und in der Demut, die den andern höher achtet als das eigne Selbst. Er bildet den Lebenshauch, welcher die gemeinsame Arbeit zur Ausbreitung des Gottesreiches durchweht und gar trefflich übereinstimmt mit

dem Charakter des Verhältnisses zwischen den weißen Hirten und der farbigen Herde. Denn dieses Verhältnis, obwohl gewiß nicht vollkommen, wird doch entscheidend durch einen Zug väterlich ernster Milde seitens der Missionare wie kindlich ehrfürchtigen Vertrauens seitens ihrer Pflegebefohlenen bestimmt und darf ohne Schönfärberei ein patriarchalisch herzliches genannt werden.

Doch nach dieser Abschweifung aus der „großen Stube" wieder hinab auf die Steenbakkerij-Straße! An den das Vorgärtchen der Kirche abschließenden Staketenzaun reihen sich, durch kleine Zwischenräume getrennt, 3 zweistöckige Häuser mit je 5 Fenster Front und den unvermeidlichen, aus dem Dach herausgebauten Giebelstuben. Sie gleichen einander wie Drillinge. Im Erdgeschoß des ersten auf die Kirche zu ist die Bäckerei (d. h. der Verkauf von Backwaren, Plan *E*) untergebracht und eine Wohnung für Missionsgeschwister, im zweiten Stock sind 2 und im Giebel ebenfalls noch eine solche Wohnung. Das nächste Haus, die ehemalige Schneiderei (Plan *F*), enthält 5 Wohnungen, und bietet seinem Aeußern nach nichts Auffälliges. Aber doch ist's eine ehrwürdige Stätte; denn hier eröffneten 1767 unsre Väter ihre erste Werkstatt, in der sie das Schneiderhandwerk betrieben, welches als Quelle ihres leiblichen Unterhaltes die Grundlage ihrer Missionsarbeit bildete. Und daß letztere dabei wahrlich nicht zu kurz kam, bezeugen die Früchte ihrer geistlichen Aussaat. Sie hatten dabei ein apostolisches Vorbild vor Augen, fielen der armen heimatlichen Gemeine nicht zur Last und wurden gleichzeitig auch insofern den damaligen Verhältnissen des Landes gerecht, als sie zur Sklavenzeit eigentlich nur am späteren Nachmittag und Abend der Neger habhaft werden konnten. Die Zeiten haben sich seitdem geändert und man hat ihrer Veränderung Rechnung getragen, aber das Beispiel und

der Segen ihrer Praxis ist geblieben. Das bezeugt z. B. gleich das Nachbarhaus, der sogenannte „Winkel“ (Plan *G*), eine holländische Bezeichnung, die so viel wie Verkaufsladen bedeutet. Auf den „Winkel“ kommen wir noch weiter unten zurück. Da das Verkaufslokal nur das ganze Erdgeschoß einnimmt, so sind im Mittelstock noch 3 und im Giebel 1 Wohnung für Missionare. Der „Winkel“ bildet zugleich das Eckhaus der Steenbakkerij- und Domine-Straat, welch letzterer bereits sein Giebel angehört. Wir biegen also in die Dominestraat ein. Ebenfalls nur mit der Giebelseite die Flucht dieser Straße berührend, erhebt sich das sogenannte „Nennenhaus“ (Plan *H*), ein zweistöckiger Bau mit Galerie, in welchem die Nennen (negerenglisch = Kinderfrauen) ihre Wohnung haben; es sind Negerinnen, in deren Pflege die Kinder der Missionare stehen, infolge ihrer wichtigen Aufgabe und ihrer schmiegsam geschmeidigen Art in mancher Missionsfamilie oft recht einflußreiche Damen. Da sie mit den Kleinen natürlich nur ihre Muttersprache, d. h. negerenglisch sprechen, so lernen jene von ihnen auch nichts andres; mit ihren Eltern reden die Kinder auch meist negerenglisch, und obwohl ihnen in einer deutschen Kleinkinderschule später so viel beigebracht wird, daß sie die deutsche Sprache etwas verstehen und etwas sprechen lernen, so bleibt zunächst doch das Negerenglische ihre Kindheitsprache, und erst, wenn Vater und Mutter sie sich vom Herzen losgerissen und zur Erziehung in der Missionsanstalt zu Kleinwelka (bei Bautzen) nach der Heimat gesandt haben, werden sie dort in die allmähliche Beherrschung der deutschen Sprache eingeführt. Verklungen und vergessen sind dann in wenig Monden die trauten Laute, in welchen die treubesorgte Nenne mit ihrem süßen Liebling, unter Palmen sorglos plaudernd, Zwiesprache hielt.

Nahe neben dem Nennenhaus folgt dann wieder ein

zweistöckiges Wohnhaus, das sogenannte Baumeisterwohnhaus (Plan *J*), mit 5 Fenstern Front, das 2 Missionsfamilien Unterkunft bietet. Dahinter, auf den Hof zu, liegt ein Zimmerplatz. So kommt die zweistöckige und mit einem geräumigen Ausbau nach dem Hof versehene Mädchenschule (Plan *K*), welche 350 Schülerinnen zählt. Wieder ein Wohnhaus (Plan *L*) für 2 Missionsfamilien. Dann das Häuschen (Plan *M*), in welchem der Präses unsrer Surinamer Mission sein Heim hat. Als ein fremder Eindringling auf unserm Grund und Boden trennt eine danebenstehende, nicht der Mission gehörige Apotheke die Präseswohnung von der Zentralschule (Plan *N*; siehe Missionsblatt der Brüdergemeine Dezemberheft 1890, Januarheft 1891!), unsrer Bildungsanstalt für eingeborne Lehrer, dem letzten Gebäude des Missionsquartiers an dieser Seite der Dominé-Straat. Hinter der Zentralschule liegt die von 350 Schülern besuchte Knabenschule (Plan *NN* 1) mit der Wohnung eines an ihr als Lehrer thätigen Missionars.

Damit haben wir unsern äußern Rundgang um das Missionsquartier beendet. Schwieriger aber dürfte es sein, sich in dem Labyrinth zurecht zu finden, welches der Rahmen der bisher berücksichtigten Gebäude umschließt. Wir begnügen uns deshalb damit, nur einzelnes Charakteristische hervorzuheben und verweisen im übrigen auf den Plan und die dazu gegebenen Erklärungen. Zwischen Kirche und Vorsteherhaus liegt das sogenannte Provisienkontor (Plan *O*), kurz gesagt eine Art Materialwarenniederlage für unsre Surinamer Missionare. Die auf dem Missionsquartier in Paramaribo Wohnenden speisen nur mittags gemeinsam, beköstigen aber am Morgen und Abend sich selber. Sie also, ferner die an den Vorstadtgemeinen thätigen und endlich die auf Plantagestationen und im Buschland angestellten Missionare bedürfen fort und fort verschiedner Lebensmittel.

Um das Einkaufen zu vereinfachen und ihnen gute Ware möglichst billig zugänglich zu machen, ist das Provisien-kontor errichtet. Ein Missionar, der in dem zweistöckigen Gebäude seine Wohnung wie ein Comptoir und Vorratskammern zur Verfügung und einen Knecht, den sogenannten „Platzdiener", zur Seite hat, besorgt den Verkauf und die für Plantagestationen nötige Verpackung. Der Einkauf der Waren geschieht en gros durch den ökonomischen Vorsteher, welcher mit einem soliden Hause in Amsterdam in Geschäftsverbindung steht und direkt von dort das Nötige bezieht, z. B. Thee, Zucker, Kaffee, Reis, Butter (für Hausfrauen: 2 Pfund Butter = 2 Gulden 35 Cent, d. h. etwa 4 Mark!), Würste, Bier, verschiedne Sorten geräucherter Fische u. s. w. Die auf dem Lande wohnenden Missionare lassen ihre Bestellungen durch Neger ihrer Gemeinen ausführen, von denen fast immer der eine oder andre in seinem Boote auf dem Wege nach der Stadt ist. Die Neger selber betrachten solche Besorgungen als einen selbstverständlichen Liebesdienst, den sie dem Leriman leisten, empfangen aber vom Besteller, je nach Gewicht und Umfang der Sendung, 1, 2 Brote als Gegengabe.

Hinter dem Nennenhaus und dem daneben stehenden Wohnhaus an der Domine-Straat um den geräumigen Zimmerplatz herum liegt die eigentliche Bäckerei (Plan *EE* 2), die Schmiede (Plan *JJ* 4), wie die Zimmer- und Tischlerwerkstatt (Plan *JJ* 1), während hinter der Mädchenschule die Druckerei (Plan *P*) erbaut ist.

Zwei Badehäuser (Plan *LL* 2), 3 „Backs" (Becken) Bassins für das als Trinkwasser benutzte Regenwasser (ein vierter Back ist für die offenbar als sehr durstig angesehenen Schüler der Knabenschule hinter der Zentralschule errichtet), 4 gedeckte und 2 offne Brunnen, ein Schweinestall, eine Behausung für „Liese", den Liebling aller Kinder, einen Maulesel, der in der Woche für die

Geschäfte Lasten karrt und am Sonntag einen Missionar zur Predigt auf Rosignol, einen Außenplatz, zieht, 1 Wäschgarten mit Tamarinden-Hecken, 1 Gemüse- und 1 kleiner Zier-Garten, noch einige Wohngebäude für Bäcker, Kutscher und andre Bedienstete füllen den übrigen Raum aus. — Auch eines einfachen Denkmals (Plan *DD* 2) thun wir noch Erwähung, das im Jahre 1851 auf der Stelle errichtet ist, wo in den Jahren 1767—76, da unsre Mission damals noch keinen eignen Kirchhof hatte, 15 Geschwister und Kinder bestattet worden sind.

Endlich haben wir noch die Bewaarschool (Kleinkinderschule (Plan *S*) zu nennen. Sie hat auf dem Missionsquartier selber keine Unterkunft mehr gefunden, liegt aber diesem gegenüber, die andre Ecke von Steenbakkerij- und Domine-Straat bildend, — ein zweistöckiger Bau mit geräumigem Saal im Erdgeschoß, der in der Woche seinem eigentlichen Zweck d. h. dem Aufenthalte von ungefähr 200 schwarzen kleinen Kindern dient, am Sonntag aber zum Abhalten von holländischen Predigten benutzt wird (in der Kirche auf dem „Platz" werden selbstverständlich alle Gottesdienste in negerenglischer Sprache gehalten). Den oberen Stock bewohnt der Leiter unsrer Zentralschule in Paramaribo, den Giebel die Vorsteherin der Kleinkinderschule, eine unverheiratete Missionsschwester, welche mit 4 Mulattinnen als Unterlehrerinnen der Kleinen wartet. Die letzteren haben's gut hier. Für holländische und negerenglische Spiele wird gesorgt, an einem schönen großen Spielplatz unter schattigen Mangobäumen fehlt es auch nicht und dort ist ein „Back" mit Wasser für die Durstigen. — Auch noch ein andres zweistöckiges, vielfenstriges Haus, die Laterne (Plan *T*) genannt, steht auf diesem Grundstück; es dient als Herberge für zur Stadt gefahrene Missionsgeschwister von den Plantagestationen; ja im Jahre

1891 soll neben der Bewaarschool noch ein zweistöckiges Haus mit vier Wohnungen aufgeführt werden.

Das die äußre Wirkungsstätte unsrer Sendboten in Paramaribo! Sie wohnen eng bei einander, ja erst recht eng in ihren eignen 4 Pfählen; denn jedes Geschwisterpaar hat nur 2 allerdings geräumige Stuben zur Verfügung. Da dürfte in einer mit Kindern gesegneten Familie dem Vater doch wohl gelegentlich ein ungestörtes Plätzchen zu geistiger Arbeit fehlen. Andrerseits aber spielt sich das Leben der Menschen in einem tropischen Klima auf eine ganz anders weitgehende Weise im Freien ab, als bei uns zu Hause. Weiter sind die vorhandnen Grenzen der Ausnutzung des Grundstückes der Mission wirklich erreicht. Und schließlich muß man im allgemeinen anerkennen, daß im Lauf der Zeiten ein billiger und gerechter Ausgleich zwischen den Forderungen der Einfachheit und Sparsamkeit einerseits und der Rücksicht auf die Gesundheit und das Wohlbefinden unsrer Missionare andrerseits sich vollzogen hat. Unsre Väter waren Helden im Dulden und Entsagen. Es ist ein Vorwurf, der sie ehrt, wenn man ausspricht, daß sie nach dieser Seite hin manchmal wohl sehr weit, vielleicht zu weit gegangen sind. Laut den eigenhändigen Aufzeichnungen einer Missionsfrau erhielt sie, als sie mit ihrem Manne 1844 ihren Missionsdienst in Paramaribo begann, als Schlafzimmer einen Raum angewiesen, der früher zum Trocknen von Wäsche und zeitenweise zu vorübergehender Aufbewahrung von Negerleichen gedient hatte und dessen Fußboden während der Regenzeit oft unter Wasser stand. Als Mobiliar wurden den beiden Leuten ein Tisch, eine alte Kommode, 4 Stühle und 2 Bettstellen zur Verfügung gestellt. Die Frau bat den Präses des Missionswerkes noch um einen Schrank, um ihre und ihres Mannes Kleider darin aufzuhängen. Da führte er sie in seine eigne

Wohnung, zeigte ihr eine einzige Kommode, in der er wirklich all seine Kleider und Leibwäsche untergebracht hatte; auch bediente er sich nicht einmal einer Bettstelle, sondern schlief nach Negerart bloß auf einer auf den Fußboden gelegten Matratze. Und doch besaß er ein großes Privatvermögen, hatte sich für die diplomatische Laufbahn ausgebildet, sehr bedeutende und vielseitige Kenntnisse erworben, aber schließlich das alles beiseite geworfen, um seine Kraft ungeteilt der Arbeit im Weinberge des Herrn widmen zu können. Für die Missionsfrau ließ er übrigens im vorliegenden Fall noch aus einer alten Kiste einen Schrank anfertigen und grau anstreichen. — Dieser kleine Zug, noch im Jahre 1844 möglich, hat seine zwei Seiten, auf die wir aber nicht eingehen, um uns nicht zu verweitläuftigen. Nur soviel sagen wir, daß heut zu Tage unsren Missionaren unter Wasser gesetzte Fußböden nicht mehr zugemutet werden, sondern daß sie trockne, luftige Räume bewohnen und daß ihr Vorrat an Möbeln etwas reichlicher bemessen ist. —

8. Die Geschäfte zum Unterhalt der Mission.

Ob die bewußtlose Natur nur ein instinktives Zeitgefühl haben mag? In Suriname giebt es eine Art von Grillen, welche 6 Uhr früh, 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends ein lautes Schnarren mit ihren Flügeln beginnen; Siksi Joeroe (juhruh) heißen diese Tiere, die Länge eines kleinen Fingers haben sie. Auch giebt es (wie auf der Moskitoküste) eine Blume, Fo Joeroe, welche, wie eine pünktliche

Lehrerin ihre Schule, 4 Uhr nachmittags ihren Kelch schließt. Wenn die Siksi Joeroe zum erstenmal schnarrt, geht die Sonne auf; wenn sie's zum letztenmal thut, geht die Sonne unter. Welche von beiden sich nach der andern richten mag, — ob die Sonne nach der Grille oder die Grille nach der Sonne — ja, wer will das entscheiden?! Jedenfalls sind beide um die Wette pünktlich und spornen durch ihr Beispiel den Menschen an, es ebenfalls zu sein. Das wirkt auch auf die Bewohner des Missionsquartiers in Paramaribo ein. Früh 6 Uhr beginnt sich's dort zu regen, um 7 Uhr hat alles gefrühstückt und Morgensegen gehalten, und die allgemeine Arbeit beginnt.

Diese Arbeit ist eine sehr verschiedenartige. Wir berücksichtigen zuerst die für den Bedarf und zum Unterhalt der Mission betriebenen Handwerke und Geschäfte.

Sie bestehen in einer Zimmerei mit etwas Tischlerei, in einer Schmiede, einer Druckerei, einer Bäckerei und einem Warenverkauf.

Die Leitung aller dieser Erwerbszweige liegt in den Händen von Missionaren und nicht bloß die Oberleitung, sondern sie selber nehmen voll und redlich an der Arbeit teil. Spielten sie bloß den Kutscher und verschmähten es, ein Joch am Lastwagen dem eignen Halse aufzubürden, so würden sie etwa dasselbe Resultat erzielen wie Offiziere, welche ihre Mannschaft ins Feuer schickten, selber aber hinter der Front außer Schußweite sich hielten. Grade die sittliche Wirkung, welche durch das Teilnehmen unsrer Missionare an äußrer Arbeit nicht bloß auf die farbigen Mitgenossen dieser Arbeit, sondern auch auf die ganze Heidengemeine ausgeübt wird, ist von großem Wert und reicht weit über das hinaus, was ein solcher arbeitender Missionar an greifbaren Früchten von dem Werke seiner Hände erntet, — sehr verständlich im Blick auf die sorglose Gemächlichkeit

und Arbeitsscheu, welche dem Neger im allgemeinen eignet, welche außerdem durch die verhältnismäßig müheloſe Ergiebigkeit eines fruchtbaren, vom Klima äußerst begünstigten Bodens genährt und — das wollen wir in Suriname nie vergessen — durch die Anschauungen scheinbar gerechtfertigt wird, welche die nun aufgehobene Sklaverei in den Köpfen der Neger hinterlassen hat. Die Sklaverei hat den guten Ruf der Arbeit verunglimpft und den sittlichen Adel derselben geschändet; denn sie kannte der Hauptsache nach nur Zwangsarbeit, verrichtet von Zweibeinern, welche unverschuldeter Weise durch ihre farbige Haut zu Haus- und Arbeits-tieren bestimmt zu sein schienen, verrichtet allerdings mit dem Erfolg, daß die Arbeit genug abwarf, um die Arbeitstiere selber füttern und in diensttauglichem Zustand erhalten zu können, verrichtet aber doch nur zu dem Zweck, daß unverdienter Weise mit weißer Haut ausgerüstete Zweibeiner nicht zu arbeiten brauchten. Da muß es auf den Neger einen Eindruck machen, wenn weiße Männer überhaupt freiwillig äußre Arbeit verrichten, wenn sie es thun, nicht um in erster Linie sich selber zu versorgen oder gar um sich zu bereichern, sondern wenn sie mittelbar für den Neger arbeiten, arbeiten, um sich, ohne ihm selbst zur Last zu fallen, der Fürsorge für sein zeitliches und ewiges Wohl widmen zu können. — Verstärkt wird dieser Eindruck dadurch, daß alle Missionare, welche solche äußre Arbeit leisten, doch daneben auch geistlich thätig sind, daß sie sowohl an dem Halten der Gottesdienste wie an der Seelsorge teilnehmen. Da fällt ein verklärender Strahl aus dem Heiligtum auf die irdisch zeitlichen Verrichtungen, da werden die Ermahnungen der geistlichen Redner und Seelsorger grade durch ihr äußres Thun gegen den Verdacht geschützt, als wollten sie andern Lasten aufbürden, welche sie selbst auch nur mit einem Finger zu rühren nicht

die leiseste Lust verspürten. Daß jenes: Seid Vorbilder der Herde! auch noch auf andre Weise erreicht, daß neben dem Missionar ein auch in Diensten der Mission stehender Bruder angestellt werden kann, welcher sich ausschließlich der Verrichtung äußrer Arbeit widmet, damit jener ebenso ausschließlich nur für sein geistliches Amt da sein könne, wissen wir natürlich sehr wohl. Für und wider die Vereinigung wie die Trennung beider Thätigkeiten kann sehr viel angeführt werden, die Mission der Brüdergemeine hat Erfahrungen gesammelt nach beiden Seiten hin; hier kann es aber nicht unsre Aufgabe sein, diese Frage zu erörtern. Nur das sprechen wir im Blick auf Paramaribo aus, daß die bisher festgehaltene Praxis dort jedenfalls darum nicht zu einer wirklich wesentlichen Beeinträchtigung des eigentlichen Missionsberufes geführt hat, weil ein Teil der Missionare stets für die Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse, wie sie im Laufe der Werktage entstehen können, zur Verfügung steht, und weil der andre Teil solchen äußeren Verrichtungen der Hauptsache nach nur zu den Zeiten obliegt, welche der Neger selber bei der Arbeit zubringt. Nun aber zu Einzelnheiten!

In der Bäckerei arbeiten neben und unter dem leitenden Missionar 4 Gesellen und 2 Lehrknaben, alle 6 natürlich Farbige. Es wird hauptsächlich das landesübliche Weizenbrot gebacken. Die Erträge dieses Gewerbes haben, eine ganz kurze Zeit abgerechnet, sich früher äußerst günstig gestaltet dank der Umsicht und Tüchtigkeit der leitenden Brüder. Jetzt ist der Erfolg nicht mehr so glänzend, da die Konkurrenz sehr zugenommen hat, aber doch immer noch sehr befriedigend.

Zimmerei, Schmiede und Druckerei sind der Leitung eines Missionars unterstellt (des sogenannten „Baubruders", wie sein sprachlich unentwickelter Titel lautet),

was schon darum ausführbar ist, weil der Neger mehr natürliche Anlage für die Erlernung und Ausübung dieser Berufsarten besitzt. — Für die Zimmerei und Tischlerei sind 2 feste Arbeiter angestellt, 10—12 Extra-Arbeiter werden außerdem für besondre Bedürfnisfälle angeworben; solche treten allerdings sehr häufig ein, z. B. wenn es den Bau einer neuen Kirche oder eines neuen Wohnhauses oder einer Schule gilt, sei es im Intresse unsrer Stadtgemeinen, sei es auf unsern Plantagestationen, welch letzteren das fertig bearbeitete Material zu Wasser zugeführt wird. Bauholz liegt immer im Vorrat auf dem Zimmerplatz des Missionsquartiers. Das Bild des langjährigen treuen Zimmermeisters des Baas (Meister) François ist anderwärts bereits kurz gezeichnet worden (siehe Missionsblatt der Brüdergemeine Jahrgang 1891, Seite 8 und 9). — In der Schmiede arbeiten 1 Geselle und 1 Lehrknabe. Sie haben auch für unsre Plantagestationen manche Arbeit zu verrichten. Der jetzige Schmied ist noch nicht lange auf seinem Posten. Er dankt die Rettung seines Lebens einem unsrer Missionare. In Suriname führen nicht bloß die Schlangen Gift bei sich. Aus Aberglauben und Rachsucht war dieser Schmied und seine Schwester von einem Volksgenossen vergiftet worden. Das geschah nicht in der Stadt, wo man einen Arzt hätte herbeirufen können, sondern in der Nähe einer Plantagestation. In der Todesangst schickten die Angehörigen zum Missionar um Hilfe. Er hatte auch keine geeigneten Mittel zur Hand, nahm aber, was ihm in der Verzweiflung einfiel. An Ort und Stelle angelangt fand er die Schwester des Schmiedes bereits tod, ihn selbst aber noch am Leben, wenn auch nicht fern vom Tode. Er gab ihm nun eine starke Dosis Baunscheidtschen Oeles, um ihn zum Erbrechen zu reizen. Das Oel übte in der That diese Wirkung aus, der Kranke gab das Gift wieder von sich und war gerettet. — Ist dieser

im übrigen brave Mann indes noch nicht lang genug auf seinem jetzigen Posten, um eine eingehende Berücksichtigung zu verdienen, so lassen wir eine solche seinem kürzlich verstorbenen Vorgänger zu teil werden. Das möge den Leser nicht wunder nehmen! Wir wollen ihn in diesen Blättern ja nicht bloß mit den Einrichtungen der Mission, sondern auch mit denjenigen bekannt machen, um derentwillen diese Einrichtungen vorhanden sind. Samuel Noord, gewöhnlich bloß Baas (Meister) Sampi genannt, war, noch ein halbwüchsiger Negerbursche, in der Sklavenzeit von den Missionaren freigekauft worden und hatte auf unserm Missionsquartier das Schmiedehandwerk und die Klempnerei erlernt. Sehr fleißig und von gutem Verstande bildete er sich allmählich zu einem sehr geschickten und vielseitigen Arbeiter aus. Während seine Landsleute im allgemeinen nur die Gabe haben, Muster und Modelle mit Geschick nachzuahmen, war er ein Mann von wirklicher Erfindungsgabe und von selbständigem Denken auf dem Gebiete seines Berufes. In den letzten 20 Jahren schaffte er nicht nur als Grobschmied und Klempner, sondern zugleich auch als Schlosser, Maschinenbauer und Uhrmacher. Dabei war ihm alle Pfuscherarbeit zuwider; was er verfertigte oder ausbesserte, war sauber gearbeitet und hielt fest. Ja er besaß eine wunderbare Gabe, zerbrochne Gegenstände wieder herzustellen; selbst in den hoffnungslosesten und verwickeltsten Fällen wußte er zu raten und zu helfen. Baas Sampi, daran hatte man sich ganz gewöhnt, brachte nicht bloß Schlösser, sondern auch Petroleumkocher, Wanduhren und Regulatoren, Pumpen und Feuerspritzen, ja vieles andre noch, wieder ins Geschick. Selbst die abgebrochnen Zähne eines gußeisernen Maschinenrades setzte er wieder ein. Kein Wunder, daß auch die Kinder der Missionare mit ihrem zerbrochnen Spielzeug häufig ihre Zuflucht zu dem

freundlichen alten Thubalkain nahmen. In seinem Aeußern hatte er etwas sehr Würdiges; von dem manchmal recht häßlichen Gesichtsausdruck des Negers war bei ihm nichts zu finden, vielmehr hatte er edelgeformte Züge, aus denen der Friede Gottes hervorleuchtete. Anfang der achtziger Jahre übernahm er noch das Amt eines Kirchendieners, ja wurde später sogar Vorgesetzter der übrigen Kirchendiener. In dieser Stellung leistete er auch unschätzbare Dienste, da er streng auf Ordnung und Pünktlichkeit hielt und alle etwaigen Störungen des Gottesdienstes sofort beseitigte; hegten doch alle seine Landsleute hohe Achtung vor ihm. So hatten z. B. einst 2 geputzte Negerinnen sich so breit und bequem an das untere Ende einer Kirchenbank gesetzt, daß Niemand an ihnen vorbeipassieren konnte und die übrigen Plätze der Bank unbesetzt bleiben zu müssen schienen, obwohl in der vollen Kirche sonst Mangel an Platz herrschte. Ein Kirchendiener erschien und forderte sie auf, heraufzurücken. Vergebens; die schwarzen Damen erklärten, er habe ihnen nichts zu sagen. Da nahm der Abgewiesene seine Zuflucht zu Baas Sampi. Dieser sagte ihnen nur ein kurzes, ein zugleich höfliches, aber auch sehr bestimmtes Wort und — ohne Widerrede rauschten die Beiden sofort an das andre Ende der Bank hinauf, deren übrige, nun frei gewordne Plätze sich augenblicklich füllten. Zuletzt wurde der Alte von einem schleichenden Fieber ergriffen, welches langsam seine Kräfte verzehrte. Er wußte, daß es mit ihm zu Ende ginge. Wenn man ihn in seinem freundlichen Häuschen besuchte, so hörte man ihn niemals klagen, sondern ruhig und gefaßt sah er der Stunde seines Abscheidens entgegen. Endlich schlug dieselbe; seine Angehörigen hatten ihn grade auf seinem Lager aufgerichtet, als er ausrief: „Mein Heiland, nimm mich auf!“ und entseelt in die Arme seiner Tochter zurücksank. Die meisten Mis-

sionare und sehr viele seiner Landsleute nahmen an dem Begräbnis teil, und mit tiefer Trauer vermißte man diesen treuen, fast unersetzlich scheinenden Knecht. Er war, sowohl was die Erfüllung seines irdischen als die seines himmlischen Berufes betrifft, recht gut geeignet, als Beleg für die leitenden Gesichtspunkte unsrer Mission zu dienen, welche unnachgiebig darauf hält, daß ihre Sendboten gleichzeitig in beiden Händen dem Heiden etwas entgegenbringen, in der Rechten das Evangelium, in der Linken das Handwerksgerät zu irgend einer irdischen Arbeit. Freilich aber muß dann auch hervorgehoben werden, daß Baas Sampi die auf ihn verwandte Pflege und Mühe mit Zins und Zinseszins zurückerstattet hat durch die Vielseitigkeit seiner Leistungen, durch Treue in seinem Beruf und durch die lautre Demut seines Christenwandels. Wenn ein Neger etwas mehr kann, hat oder ist als die meisten seiner Landsleute, so steigt ihm das leicht zu Kopfe und macht ihn eingebildet, eigengerecht und eigensinnig. Davon aber war bei diesem Manne nicht die Rede. Möchten manche seiner Landsleute sich ihn zum Muster nehmen! — Die Druckerei besorgt Baas Willem mit einem Lehrling. Er kann außer seiner Muttersprache noch holländisch, englisch und deutsch, er besitzt und studiert z. B. auch Dächsels ins Holländische übersetztes Bibelwerk. Was druckt er aber? Wir geben als Antwort am besten eine kurze Uebersicht der meisten im Missionsquartier zu Paramaribo erschienenen und erscheinenden Schriften, alle, wo es nicht ausdrücklich bemerkt ist, negerenglisch, schicken aber zweierlei voraus. Einmal sind nicht alle diese Schriften in unsrer dortigen Druckerei gedruckt, sondern einige in Deutschland, einige in Holland (von Holland entnehmen wir auch die in dortigen christlichen Schulen gebräuchlichen Schulbücher) oder seitens der englischen Bibelgesellschaft. Nur die Verfasser bez. Uebersetzer

aller (mit Ausnahme der holländischen Schulbücher) sind unsre Missionare. Sodann gehören die in unsrer Pflege stehenden Neger fast ausschließlich zu den einfachen Leuten, denen Lesen noch nicht zum täglichen Brot gehört, sondern nur eine Art Sonntagsspeise ist. Doch ist die Leselust in beständigem Zunehmen begriffen.

Dem Gebiet **der heiligen Schrift** gehören an: Eine Uebersetzung von Zahns biblischen Geschichten des alten Testamentes. Das alte Testament selber ist nie ins Negerenglische übersetzt worden. Man unterließ es, teils weil die Armut des Negerenglischen der bilderreichen Sprache des alten Testamentes nicht gewachsen schien, teils weil das Negerenglische zum Tode verurteilt ist und durch das Holländische ersetzt werden soll. Indes das Leben jener Kindersprache ist zäh, namentlich im Buschland, und es ist gewiß zu bedauern, daß in dieser Beziehung eine Lücke gähnt. — 52 alttestamentliche und 52 neutestamentliche Geschichten (Calw), dem Calwer Tori (Geschichten), wie die Neger sie nennen; in unsern Schulen und im Buschland viel gebraucht. — Eine Harmonie der vier Evangelien. — Das neue Testament und die Psalmen. —

Dem Gebiete **der christlichen Erbauung und Belehrung** gehören an: Tägliche Seelenspeise (Deibrede vo Kristensoema Zieli), Bibelsprüche und dazu passende Liederverse. — Gesangbuch (Singiboekoe), vermehrt durch viele Lieder von Miss. Haller, der auch der Verfasser des vorigen, und durch Beiträge andrer Missionare. — Losungen der Brüdergemeine (Almanak), in 1500 Exemplaren verbreitet. — Eine große Anzahl christlicher Traktate. — Der lutherische Katechismus. — Ein Katechismus über die christlichen Kirchenfeste (Pikin Feestboekoe) erklärt Ursprung und Bedeutung dieser Feste in möglichst

getreuem Anschluß an den Wortlaut der Schrift, wird der Jugend an den Festen selber abgefragt und ist auch von Wert für die Aelteren, die ihn in ihrer Jugend gelernt. — Freie Uebersetzung und Bearbeitung der Calwer Kirchengeschichte, mit Bildern. — Ordnungen der evangelischen Brüdergemeine in Paramaribo (Dem Reglement vo da evangel. Broedergemeente); die Neger nennen es häufig Wetboekoe = Gesetzbuch, ein kleines Büchlein, welches die Grundsätze und Kirchenordnung unsrer Gemeinen enthält, allen sich zum Anschluß an unsre Kirche Meldenden zur Beherzigung und zur persönlichen Verpflichtung darauf vorgelegt und außerdem einmal jährlich in einem Abendgottesdienst verlesen und besprochen wird. — **Zeitschriften:** Magazin für Christenseelen (Makzien vo Kristensoema Zieli) erscheint in 1100 Exemplaren einmal monatlich, enthält: Eine kurze erbauliche Betrachtung, ein Lied, erbauliche Züge, Missions-Nachrichten, kurze politische Mitteilungen. — Der christliche Hausfreund (Christelyke Huisvriend) erst seit 2 Jahren mit 15 Nummern jährlich herauskommend, holländisch und darum bisher nur 300 Abnehmer zählend, nach Art des Berliner oder Stuttgarter Sonntagsblattes abgefaßt. —

Dem Gebiet der **Schulbücher** gehören an: Ein negerenglisches ABC-Buch (Spelleboekoe). — Arienbuch (Ariaboekoe) mit Noten, 180 Lieder gemischten Inhalts, überwiegend ins Negerenglische übersetzte deutsche Volkslieder, sehr beliebt, schon in dritter Auflage erschienen. Die Neger lieben die Tonkunst sehr, sind fast alle musikalisch, ihr Gesang in der Kirche ist sehr harmonisch und kräftig, sie singen dem Gehör nach immer mehrstimmig; viele schöne Sopran- und Tenor-, wenig Baß-Stimmen. — Kürzlich erzählte ein von den Goldfeldern Surinames nach der Stadt zurückkehrender Deutscher einem unsrer Missionare,

daß er, dem Goldfelde sich nähernd, zu nichts erstaunt gewesen wäre, mitten im Urwald, mehrstimmig und völlig rein gesungen, das: „Dort unten in der Mühle“ vorgetragen zu hören. Er erwartete Landsleute zu finden und traf — eine Anzahl Neger, die einst unsre Schule in Paramaribo besucht. — Negerenglisch-holländische Gespräche (Samenspraken), zur Verbreitung der Kenntnisse im Holländischen geschrieben. — Der Verkauf dieser Bücher wird nicht von Baas Willem, sondern von seinem Vorgesetzten besorgt. Warum? Nun, aus demselben Grunde, der die Anwendung von Negern in dem Erwerbszweig verbietet, zu dessen Besprechung wir nun übergehen: Für Pünktlichkeit, Ordnung und Uebersicht in Geldgeschäften geht dem Neger, jedenfalls dem Surinamer, Sinn und Begabung ab.

Nur mit dem holländischen Namen „Winkel“ wird in den Kreisen unsrer Missionare das Verkaufslokal des Warengeschäftes, ja dieses selber bezeichnet, und auch daheim in den Kreisen der Brüdergemeine ist diese Ausdrucksweise einigermaßen geläufig geworden durch den naheliegenden und etwas abgegriffnen, aber unsterblichen Witz: Nach Suriname geschickt werden, um dort im „Winkel“ zu stehen! Solche Witze gehören eben auch zum „Familienleben“ auf dem Missionsquartier in Paramaribo. Der amtliche Titel des Geschäftes und der übrigen industriellen Unternehmungen ist „C. Kersten u. Co.“ nach dem Namen des Gründers, des Missionars Kersten, welcher 1765 es zu gunsten der Mission eröffnete. Der Segen Gottes hat sichtbar darüber gewaltet und es aus kleinen Anfängen zu seiner jetzigen Größe emporwachsen lassen. Es gehört in der Schnittwaren-Branche noch immer zu den ersten Geschäften Paramaribos und Surinames. Das hat es, soweit Menschen dabei in Betracht kommen, auch dem Grundsatze zu danken:

Immer nur wirklich gute Waare zu mäßigen Preisen! An Konkurrenten hat es in der Stadt nie gefehlt, auch an solchen nicht, die billigere Preise hatten, aber die mindere Güte der Ware entsprach stets der geringeren Forderung. Darum kauft noch heute die feine Dame, wie die einfache Negerfrau mit Vorliebe bei den „Herrnhutters" oder „Moravische Broeders", wie sie sagen, obschon kein Ladenschild von außen den „Winkel" als Verkaufslokal kenntlich macht, und keine Ankündigungen oder Anpreisungen in den Zeitungen die Aufmerksamkeit von Kunden zu gewinnen suchen. Baumwollne Waren, Leinewand, Tuch und Bukskin machen die Hauptartikel aus; Stroh- und Filz-Hüte, Kämme, Bürsten, Mausefallen, Schiefer-Tafeln und Stifte werden auch geführt. Es wird in der Regel nur gegen Barzahlung verkauft. Der Einfuhrzoll — 10 % von dem Werte, welchen die Ware in Suriname hat, — bewirkt eine merkbare Verteuerung im Vergleich mit den bei uns landesüblichen Preisen. Fünf Missionare sind im „Winkel" thätig, 4 als Verkäufer, 1 führt die Oberleitung und verrichtet die Kontorarbeit. Alle nach Paramaribo berufenen Missionare, sofern sie nicht auf der „großen Stube" Anstellung finden oder in den Dienst der Schule eintreten, beginnen ihre Thätigkeit in jenem Verkaufslokal. Denn dort lernen sie die Sprache gleich praktisch kennen und gewinnen einen Einblick in das Wesen und die Art der farbigen Bevölkerung, welche sich oft so zahlreich in dem Laden drängt, daß man mit der Bedienung vollauf zu thun, und welche auch nicht selten so lebhaft und laut wird, daß eine den Lärm dämpfende Ermahnung sich als nötig erweist. Um 7 Uhr wird das Lokal geöffnet. Von $^1/_2$12—12 Uhr speist die eine Hälfte, von 12—$^1/_2$1 Uhr die andre Hälfte der verkaufenden Brüder, während dann von $^1/_2$1—$^1/_2$2 die erst- und von $^1/_2$2—$^1/_2$3 die letztgenannte Abteilung

der Ruhe pflegt, eine Einrichtung, auf die wir weiter unten zurückkommen. Von $1/2$3 Uhr ab sind wieder alle Verkäufer thätig bis 4 Uhr. Dann aber, zur gleichen Stunde, wenn die Fo Joeroe ihren Kelch schließt, wird der Laden geschlossen; so gewinnen die im Winkel angestellten Brüder Zeit, sich ihrem eigentlichen geistlichen Beruf zu widmen.

Was schließlich den Ertrag der sämtlichen, zu gunsten der Mission betriebenen Geschäfte und Handwerke betrifft, so gehört allüberall der Inhalt von Geschäftsbüchern zu den Geheimnissen jedes Geschäfts; doch so viel dürfen wir gern ausplaudern, daß der Reinertrag gegenwärtig ungefähr ausreicht zur Deckung sämtlicher Kosten, welche der Unterhalt und die Besoldung aller in Paramaribo angestellten Missionare wie die Instandhaltung der Gebäude verursacht. In früheren, günstigeren Zeiten wurde sogar der Aufwand unsres ganzen Surinamer Missionswerkes durch jenen Ertrag gedeckt. Aber davon kann jetzt keine Rede mehr sein, da die Geschäftslage auf dem Weltmarkt zu flau, die Erschütterung aller Verkehrsverhältnisse in Suriname durch Aufhebung der Sklaverei noch nicht überwunden und außerdem unser Arbeitsfeld auf dem Lande nicht unbedeutend gewachsen ist. Versuche, durch Plantagenbetrieb, z. B. Kakaobau, den Ausfall wieder einzubringen, haben zu keinem befriedigenden Resultate geführt, da die Preise der erzeugten Ware gedrückt, die Arbeitslöhne hoch und zuverlässige sachverständige Leiter solcher Unternehmungen sehr schwer aufzutreiben sind.

9. Die laufende Werktagsarbeit im Dienste der Mission.

Zu dieser Werktagsarbeit gehört streng genommen freilich auch die Thätigkeit der Brüder, welche, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen, den Löwenanteil ihrer Zeit und Kraft dem Betriebe jener geschäftlichen Unternehmungen zur Bestreitung des äußern Unterhaltes der Mission widmen. Indes diese Geschäfte dienen doch nur als Mittel zum Zweck, so gesegnet und unentbehrlich sie auch sind. In diesem Abschnitt reden wir hingegen nur von dem äußern Verlauf der Arbeit, welche im unmittelbaren Zusammenhang mit der eigentlichen Missionsthätigkeit steht und von den übrigen Missionaren den ganzen Tag über, von jenen aber nur zu gewissen Stunden verrichtet wird.

Als Grundlage derselben geben wir einen kurzen Ueberblick über die Tageseinteilung im Missionsquartier zu Paramaribo.

Dieselbe hat im Laufe der Zeiten nicht unwesentliche Veränderungen oder richtiger Verbesserungen erfahren. Früher wurden alle Mahlzeiten, das erste Frühstück mit einbegriffen, gemeinschaftlich eingenommen, eine jener Einrichtungen zu gunsten des Gemeinschafts-, aber auf Kosten des Familienlebens, wie wir sie in einer vergangnen Periode der Geschichte der Brüdergemeine häufig antreffen. Für das Zusammensein der Eltern, namentlich des Vaters, mit den Kindern war damals so gut wie kein Raum gelassen. Früher wurde das Mittagessen um 4 Uhr nachmittags eingenommen, aber 10 vormittags ein warmes Essen, das sogenannte „break", gereicht, was um so unentbehrlicher war, als man den Tag damals auch früher anfing, d. h. sich schon früh 6 Uhr zu dem damals ebenfalls gemeinschaftlichen Morgensegen zusammenfand. Jetzt dagegen

beginnt die Arbeit des Tages um 7 Uhr, wenigstens werden zu dieser Stunde die Werkstätten und Geschäfte geöffnet. Um 1/2 8 Uhr fangen die im Kontor des Vorstehers und in der „großen Stube“ thätigen Brüder ihr Tagewerk an, die Unterrichtsstunden in der Mädchen- und Knabenschule beginnen um 8 Uhr. Um 1/2 12 Uhr bescheidet die eifrig geschwungene Klingel alle Missionsgeschwister zum Mittagessen in den Speisesaal des Vorsteherhauses. Zwei Missionsfrauen — die Schwestern wechseln wochenweise ab (oder „gehen in die Spelle“ (negerenglisch = Reihe)) — sind daraufhin schon den Vormittag über in Küche und Speisesaal thätig gewesen. (Eine von ihnen hat bereits um 11 Uhr das Essen für die Missionskinder an die es abholenden Nennen ausgeteilt.)*) Sie haben einen Koch Harry und eine Köchin, weiter 3 ältere Gehilfinnen Doortje, Semire und Jossé, endlich zwei jüngere Negermädchen, Alexi die Nichte der Semire, und Christine, die 40 Jahr jüngere Schwester der Doortje, welche gut ihre Mutter sein könnte, unter sich. Eine patriarchalische Gesellschaft!, namentlich der Koch und die 3 älteren Gehilfinnen sind köstliche alte, treue Inventarstücke des Missionsquartiers, von früheren Missionsfrauen angelernt und zugezogen und von einem unbestechlichen Patriotismus für das Missionsquartier wie dessen Bewohner beseelt. Nach dem Mittagessen von 1/4 1

*) Anmerkung. Die Nennen und Aufwartemädchen (pikinningre) holen die Speisen für die Kleinen in Schüsselchen ab, die auf ein Theebrett gestellt und — das ist der Grund zu dieser minutiösen Bemerkung — auf dem Kopfe davon getragen werden. Auf dem Kopfe tragen Neger und Negerin alles Erdenkliche, indem sie gegen den Druck schwererer Gegenstände sich durch die untergelegte tjaritjari (Tragetrage), einen kranzförmigen Wulst, schützen, — eine Sitte, die ja auch in vielen Gegenden Europas, namentlich in gewissen Gebirgsgegenden, heimisch ist.

Uhr bis 2 Uhr wird allgemein Mittagsruhe gehalten. Das ist unerläßlich in dem tropischen Klima. Mancher junger Missionar, der bei seinem Antritt in Suriname diese Sitte entrüstet von sich gewiesen hatte, mußte nach Verlauf von ein paar Wochen sich ohne Widerrede ihr anbequemen, wollte er nicht erliegen. (Das Gehirnleiden, an dem einer unsrer Missionare in seinen besten Jahren entschlief, wird, und wir glauben mit gutem Grunde, dem Umstand zugeschrieben, daß er vor diesem klimatisch bedingten, leiblichen Bedürfnis sich durchaus nicht beugen wollte.) Auch der Eingeborne muß der erschlaffenden Hitze seinen Tribut zollen. Ja, selbst in den Zeiten der Sklaverei trug man auf den Plantagen diesem Bedürfnis Rechnung; wurde doch, wenigstens auf gut geleiteten Plantagen, den Sklaven überhaupt nur die Hälfte oder drei Viertel der Tagesarbeit zugemutet, welche der Landmann oder Tagelöhner der gemäßigten Zone daheim ohne Mühe bewältigt. Wir betonen das ausdrücklich, weil auch oft in den Kreisen der heimischen Missionsfreunde eine unverständige Kritik an dem Thun und der Lebensweise der Missionare geübt und den andersgearteten Landes- und klimatischen Verhältnissen aus Unkenntnis oder Oberflächlichkeit gar keine Rechnung getragen wird, etwa nach Art jener Frau, welche ihre Missionsbeiträge zurückzog, nachdem sie zufällig gehört, daß gewisse, in einem tropischen Klima arbeitende Missionare oft gesottene oder gebratene Hühner äßen. Daß das Kalb- und Rindfleisch der guten Frau in den Tropen aus verschiednen Gründen selten und teuer, ihre Festtagshühner aber eben dort so gemein wie Kalb- oder Rind-fleisch seien, das wollte oder konnte sie nicht begreifen, sondern sie nahm an, die Missionare lebten wie der reiche Mann alle Tage herrlich und in Freuden. Solchem Greuel aber wollte sie mit ihren Missionsbeiträgen gewiß nicht länger Vorschub

leisten und behielt sie darum ein zu anderweitiger Verfügung. — Nach der allgemeinen Mittagsruhe also um 2 Uhr geht ein Jedes wieder an seine Arbeit und fährt damit fort bis 4 Uhr. Dann trinken die Meisten noch eine Tasse Kaffee und gegen $\frac{1}{2}$5 Uhr fliegen alle Missionare aus, auch die in den Geschäften der Mission thätigen, um erst gegen $\frac{1}{2}$7 Uhr zurückzukehren. Und wohin gehen sie? Nun, die Stadt ist in 10—12 Krankenbezirke eingeteilt, und die angegebne Zeit wird dazu angewandt, um die Leidenden, die Alten, die Trostbedürftigen zu besuchen. Häufig begleiten die Missionsfrauen ihre Männer auf diesen Gängen. Um 7 Uhr ist der von einem Missionar gehaltene Abendgottesdienst, welcher eine halbe Stunde währt. Wiederum alle Missionare nehmen an dem Halten derselben wie der Sonntagsgottesdienste teil. Entweder vor oder nach dem Abendgottesdienst, ganz nach Belieben, nimmt jede Familie für sich das Abendbrot ein. Der übrige Teil des Abends ist meist geistiger Arbeit, selten geselligem Zusammensein gewidmet. Um 10, $\frac{1}{2}$11 Uhr, spätestens 11 Uhr pflegt man zur Ruhe zu gehen. So im allgemeinen die Tageseinteilung im Missionsquartier von Paramaribo!

Und nun zur Einzelarbeit!

Suchen wir den Präses unsres Missionswerkes in Suriname, der gleichzeitig das Haupt der Gesamtheit unsrer Missionare in Paramaribo ist, in seinem Arbeitszimmer auf, so werden wir ihn sehr häufig mit der Feder beschäftigt finden. Er faßt das Diarium der Stadtgemeine und die jährlichen Berichte in die Heimat wie an 2 holländische Missionsgesellschaften ab, er führt die laufende amtliche Korrespondenz mit der heimatlichen Missionsdirektion wie mit den Missionaren der Plantagenstationen. Er ist der Vorsitzende des Fünfcent-Vereins, dessen Flugblätter er auch schreibt, wie aller Konferenzen; er beruft sie zusammen

und bereitet den Beratungsstoff vor. Alle Verhandlungen mit den Behörden der Kolonie bezüglich Kirchen- und Schul-Angelegenheiten fallen auf sein Teil, er hat jährlich einen schriftlichen Bericht an die Regierung zu liefern. Häufige Visitationsreisen nach den Plantagenstationen unternimmt er. An 2 Abenden der Woche unterrichtet er neue Missionare in der negerenglischen Sprache. Daß außerdem noch eine Menge andrer Verpflichtungen auf seinen schwerbebürdeten Schultern ruht, daß die Last der Verantwortung für das ganze, nicht unbeträchtliche Missionswerk ihn oft sorgend bedrückt, ist selbstverständlich. Doch wollen wir in diesen Blättern die Art der Thätigkeit der Arbeiter nicht bis auf den J-punkt erschöpfend schildern, sondern nur ihrer wesentlichen Eigentümlichkeit nach kennzeichnen.

In dem Kontor des ökonomischen Vorstehers, welchem noch 2 Missionare helfend zur Seite stehen, laufen die Fäden der ganzen finanziellen Verwaltung unsres Missionswerkes in Suriname zusammen. Diese Vereinigung aller geldgeschäftlichen Beziehungen in einem Mittelpunkt, die sich z. B. von der Organisation unsres Missionswerkes im Kaplande wesentlich unterscheidet, entspricht eben am besten den eigentümlichen Verhältnissen Surinames. Die Ausgaben und Einnahmen der Plantagestationen, die Besorgung der persönlichen Geldangelegenheiten der dort wie in Paramaribo angestellten Missionare, das Debet und Kredit der zu gunsten der Mission betriebenen Geschäfte, die Bestellungen, Einkäufe und Verrechnungen für dieselben, die Verbindung mit dem Finanzbeamten der heimischen Missionsdirektion, — das alles findet in diesem Kontor seine Erledigung. Ferner liegt dem Vorsteher die Vertretung des Missionswerkes den Behörden der Kolonie gegenüber ob, sofern es sich um Geld und Geldeswert handelt. Neubauten oder größere bauliche Veränderungen

auf den Plantagestationen sind ebenfalls seiner Bewilligung und Begutachtung unterstellt. Sodann erwächst sehr viel Arbeit aus einer Einrichtung, die man kurzweg Sparbank benennen könnte, wenn auch nicht grade die dabei beliebten Formen ganz dem geschäftlichen Verkehr unsrer Sparbanken entsprechen. Sie wurde gegründet und besteht nur im Interesse der farbigen Bevölkerung, welche, vielfach des Lesens und Schreibens wie des Geschäftsverkehrs unkundig, ihre Ersparnisse gern zu einem mäßigen Zinsfuß sicher anlegen will. Ihr Zutrauen zu den Lerimans ist in dieser Beziehung unbegrenzt. Auch als eine städtische Sparbank gegründet wurde und man den Negern riet, ihre Notpfennige dort anzulegen, baten sie doch dringend, es beim Alten zu lassen. So führt man viele Hunderte von Kontis, welche in ihrer Gesamtsumme ein ganz beträchtliches Kapital darstellen. Außerdem entfallen auf das Arbeitsteil des Vorstehers noch eine Menge kleinerer Obliegenheiten wie die Aufsicht über die Gebäude und die äußre Ordnung des Missionsquartiers, die Fürsorge für die Unterkunft und Pflege besuchender oder erkrankt zur Stadt gebrachter Missionsgeschwister von den Plantagestationen u. s. w. — kurz die Last, die er zu tragen hat, ist schwer und besteht aus sehr verschiedenen, großen und kleinen Paketen.

Zwei Missionare sind im Verein mit 2 holländischen Lehrern und verschiedenen eingebornen Lehrern und Lehrerinnen in der Knaben- und Mädchenschule wie in der Zentralschule (unsrer Bildungsanstalt für eingeborne Lehrer) von 8—12 und von 2—4 Uhr thätig.

Der Posten eines Stadtmissionars existiert schon seit geraumer Zeit, da das Bedürfnis eines, wenn nicht gar mehrerer solcher gradezu ein brennendes genannt zu werden verdient; nur vorübergehend ist er aus Mangel an Arbeitern unbesetzt gewesen.

So erübrigt uns noch von der Thätigkeit der 2, zeitenweise 3 Brüder zu berichten, welche auf der „großen Stube“ ihr Werk treiben. Dazu werden meist Theologen ausersehen, weil sie es, was die nötige praktische Begabung zur Betreibung der dem Unterhalt der Mission dienenden Geschäfte betrifft, mit den andern Brüdern nicht gut aufnehmen können. Zuerst ein kurzes Wort über das Lokal und seine Einrichtung. Mit 4 Fenstern nach der Straße und 4 Fensteröffnungen in den Raum der Kirche versehen, birgt dieses geräumige, auch zu verschiedenen Konferenzen benutzte Gemach eine Kommode, in der die eingehenden Haltegebühren für das Makzien und den Huisvriend, wie die Kirchenabgaben-, Waisen-, Armen-, Begräbnis- und Sargträger-Kassen untergebracht sind, einen Schrank mit älteren Kirchenbüchern und der amtlichen Korrespondenz mit den Missionaren der Plantagestationen, 12—15 Stühle für hier stattfindende Konferenzen, eine Bank für die teils hier, teils draußen auf der Treppe wartenden Neger, 3 Schreibtische und ein sehr langes Stehpult, auf dem die verschiednen Kirchenbücher liegen. Zwei Helferschwestern — näheres über sie im nächsten Abschnitt! — sind während der Arbeitsstunden immer zugegen, um mit ihrer Personal- und Lokal-Kenntnis nötigenfalls die Missionare zu unterstützen. Außerdem kommen und gehen andre Helferschwestern und Helferbrüder, je nachdem amtliche Verrichtungen ihre Anwesenheit bedingen. — Uns interessieren zuerst die Kirchenbücher auf jenem langen Stehpult. Dieselben sind recht sinnreich und zweckmäßig eingerichtet, wenn auch ihre Handhabung dem Nicht-Eingeweihten anfangs schwierig vorkommen dürfte. Ein jedes dieser Bücher ist nämlich auf seinem Rücken mit einem großen Papierschilde versehen, welches seine eigentümliche, von der der andern abweichende Farbe hat. Die Farbe der verschiedenartigen Mitglieds-Karten, welche

die einzelnen Gemeinmitglieder ihrer kirchlichen Stellung und Eigenschaft nach erhalten oder führen, entspricht nun ganz der Farbe des Schildes auf jenem Kirchenbuch, in welches sie eingetragen sind, — eine Maßregel, die das Sichzurechtfinden bei dem im übrigen etwas verwickelten Getriebe wesentlich erleichtert. Auf einem Brett in halber Höhe des Pultes liegen die nach Farbe des Schildes und Inhalt entsprechenden, nächst älteren Jahrgänge des betreffenden Kirchenbuches zu etwaigem Nachschlagen. Was enthalten denn nun aber diese mächtigen Folianten? Ihre Bezeichnungen sind zum Teil auch durch jene Familiensprache aus der Väter Zeiten festgestellt und darum nicht ohne weiteres für Jeden begreiflich. Da sind zuerst 2 Bücher mit orangegelbem Schilde für „Neue Leute", eins für männliche, das andre für weibliche. Man versteht darunter Heiden, beziehungsweise ungetaufte Erwachsene, welche sich zum Taufunterricht melden, nach Prüfung ihrer Verhältnisse und der Gründe ihres Anliegens alphabetisch in die Bücher eingetragen werden und dann orangegelbe Karten erhalten, welche sie zur Teilnahme am Taufunterricht berechtigen. — So folgen 2 Bücher für Aufnahme-Kandidaten, eins für Männer, das andre für Frauen. In diese mit licht blaugrünem Schilde versehenen Folianten werden alphabetisch die Personen eingetragen, welche reformiert, katholisch, in der englisch bischöflichen oder lutherischen Kirche getauft worden sind und sich unsrer Kirche anzuschließen wünschen aus Gründen, welche natürlich auch erst einer Untersuchung unterzogen werden. — Da sind weiter die „Sprechbücher", auf die wir noch später zurückkommen; sie haben mit ihren verschiedenartigen Notizen über Name, Geburts-Ort und -Datum, Taufe, Konfirmation, ledigen oder verheirateten Stand, besondre Vorkommnisse, welche auf die kirchliche Unbescholtenheit der

Betreffenden Einfluß ausüben, Teilnahme am Abendmahl, Bezahlung der Kirchenabgaben u. s. w. — einen unersetzlichen Wert. Sinnreich zweckmäßig eingerichtet und mit peinlicher Genauigkeit geführt, ermöglichen sie die Aufrechterhaltung kirchlicher Ordnung nach bestimmten, klaren Grundsätzen innerhalb der Gesamtheit einer Gemeine von rund 8700 Mitgliedern. Ja sie bieten mit ihren Spezial-Notizen zugleich die Handhabe dafür, daß unsre Sendboten, treu dem altbewährten Grundsatz unsrer Mission, auch auf das einzelne Mitglied ein Auge haben, ihm seelsorgerisch nachgehen, ja selbst im Falle längerer Abwesenheit oder innerer Entfremdung es wieder zur Herde zurückführen und mit ihr vereinigen können. Drei dieser Sprechbücher (wir würden sagen: Kirchenbücher) sind für Männer bestimmt; zwei davon sind alphabetisch geordnet (A—Joel dunkelgrünen, Johann—Z kobaltblauen Schildes) und enthalten die Namen u. s. w. der in der Stadt ansässigen, männlichen Gemeinmitglieder, das dritte (mit zitronengelbem Schilde) nimmt die Personalien derjenigen auf, welche vom Lande in die Stadt ziehen. Sechs Sprechbücher gehören den Frauen; vier davon, alphabetisch geordnet (A—D grasgrünen, E—H ziegelroten, J—Magdalena braunroten und Maria—Z schwarzen Schildes), sind den in der Stadt ansässigen, weiblichen Gemeinmitgliedern eingeräumt, zwei berücksichtigen wieder die weiblichen Zuzügler vom Lande. — Sodann ruht auf dem geduldigen großen Pulte noch ein Foliant, der als Kinderliste bezeichnet wird und nach Jahrgängen geordnet die Personalien der im Schoße der Stadtgemeine Geborenen wie die Namen ihrer Mütter enthält. — Endlich schließt den Reigen der Katalog G, der jüngste Band des fortlaufenden Tauf- und Aufnahme-Registers, das im Jahre 1776 mit dem ersten in der Stadt getauften Neger Cupido eröffnet wurde und nun bis G, d. h. bis zum siebenten Bande fortgeführt worden ist.

Das das Handwerkszeug der Brüder der „großen Stube“! Aber welchen Gebrauch machen sie von demselben?

Nun, die Besucher, welche während der Amtsstunden bei ihnen vorsprechen, haben die allerverschiedensten Anliegen. Da kommt z. B. ein Neger, der bisher auf einer Plantagenstation gewohnt hat und nun in die Stadt ziehen will. Da er, wie man auf negerenglisch sagt, Arnitri (Herrnhuter) ist, bringt er „wan pampira“ (ein Papier) d. h. in dem Fall ein gedrucktes Formular mit, das sein bisheriger Seelsorger ausgefüllt hat. Name, Geburtstag, Tauf-tag und -ort u. s. w. steht darauf. Dies wird nun ins Zuzügler-, wie ins Kirchenbuch (Sprechbuch) eingetragen. Im umgekehrten Fall, d. h. wenn ein Mitglied der Stadtgemeine aufs Land zieht, findet das umgekehrte Verfahren statt. — Dort tritt eine Mutter auf; sie wünscht, daß ihr Kind in die Schule aufgenommen werde. Dazu ist ein schriftlicher Ausweis aus der „großen Stube“ nötig, welcher den Namen des Kindes und der Mutter wie die Angaben über Geburt und Taufe des ersteren enthält und zugleich damit bescheinigt, daß es sich um das Kind eines Mitgliedes unsrer Stadtgemeine handelt. Sonst würde in unsern Schulen die Zahl der Schüler und Schülerinnen zu groß und den Kindern unsrer Gemeine der Platz durch Kinder Fremder weggenommen werden. — Jener Neger da will auf eine Plantagenstation zu seinem Bruder reisen, er hat versprochen, bei dem jüngst gebornen Kinde desselben Pate zu stehen. Um in dieser Eigenschaft von dem Missionar der Plantagenstation bei der Taufe zugelassen zu werden, bedarf er eines Ausweises, daß er kirchlich unbescholten ist, und er erhält ihn, natürlich unentgeltlich wie alle pampira, die auf der „großen Stube“ ausgefertigt werden. — Mütter finden sich ein und melden ihre neugebornen Kinder zur Taufe an. Wir kommen hierauf noch später

zurück. — Nun kommt gar ein Chinese. Was will der? Man weiß es, ehe er seinen Mund aufgethan. Er ist noch Heide, aber der Geist Gottes ist an sein Herz gedrungen und die Wahrheit des Evangeliums ist ihm zu stark geworden, — so möchte er sich gern den Christen anschließen und Taufunterricht erhalten. Die Unterhaltung mit ihm geht freilich stockend; denn unsre Brüder können nicht chinesisch und er selbst ist weder des Holländischen noch des Negerenglischen völlig mächtig. Aber man hört und fühlt ihm ab, es ist ihm heiliger Ernst mit seiner Bitte. So wird sein Name und seine Personalien in das Buch der „Neuen Leute" eingetragen, er selbst aber erhält eine Karte, die ihn zur Teilnahme am Taufunterricht berechtigt. Nach vollzogner Taufe wird sein Name im „Neuen Leute-Buch" getilgt, dagegen aber in das betreffende „Sprechbuch" und den Katalog eingetragen, während er selbst eine gewöhnliche Mitgliedskarte erhält. — Jene Neger da sind schon im Schoße andrer Kirchen getauft. Sie möchten sich aber unsrer Kirche anschließen. Warum? Nun, der Eine gehört zur reformierten Kirche, seine Eltern haben ihn da taufen lassen; aber er kann nicht holländisch und doch wird nur holländisch dort gepredigt und gelehrt. Konfirmiert möchte er außerdem werden, aber es geht nicht in der reformierten Kirche, schon der Sprache wegen kann er am Konfirmationsunterricht nicht teilnehmen. Die Mutter eines Zweiten gehörte zwar zu den Arnitri, war aber wegen eines sittlichen Vergehens der Kirchenzucht verfallen und ließ ihn darum römisch taufen. Er habe aber, von dem unbiblischen Standpunkte der katholischen Kirche überzeugt, schon oft die Predigten in unsrer Kirche besucht und wünsche nun, sich ihr ganz anschließen zu dürfen. Ein Dritter gehört zur lutherischen Kirche, will sich aber von ihr trennen, weil der amtliche Vertreter derselben in Paramaribo ein

Reformer oder Rationalist sei, (was leider nur zu wahr ist; der gegenwärtig dort angestellte Geistliche hat öffentlich in der Predigt über die Geburt und Auferstehung Christi Aeußerungen gefällt, die nicht bloß von vollendetem Unglauben zeugten, sondern durch ihren Hohn in hohem Maße verletzend für die Gläubigen waren, was wir um so offner erwähnen dürfen, als ein Teil der Surinamer Zeitungspresse ihn deshalb angriff, während die im Solde der dortigen Juden stehenden Blätter ihm zujubelten)*). Andre tragen ihr Gesuch vor, getrieben von mehr äußerlichen Beweggründen wie z. B., alle ihre Verwandten gehörten zu unsrer Kirche, da wollten sie nicht länger zurückstehen. Man bespricht sich mit ihnen, erkundigt sich nach ihrem Vorleben und ihren Familienverhältnissen, und je nachdem nun der persönliche Eindruck ist, den man von ihnen und durch Berichte der Helfer über sie erhält, weist man sie entweder ab oder nimmt sie an. Im letzteren Fall trägt man ihre Personalien in das Buch der Aufnahme-Kandidaten ein, versieht sie aber auch mit der entsprechenden Karte, und läßt sie dann — davon später! — eine „Lehre" durchmachen. Von uns ausgehende Versuche, Mitglieder andrer Kirchen zu uns herüberzuziehen, werden grundsätzlich nie gemacht. Im Lauf der letzten Jahre betrug die Anzahl der wie jener Chinese unsrer Kirche beitretenden Heiden wie früherer Mitglieder andrer Kirchengemeinschaften durchschnittlich ungefähr 200. Der Name der Aufgenommenen wird dann im Aufnahmekandidatenbuch getilgt, dagegen aber ins „Sprechbuch" und den Katalog eingetragen, wäh-

---

*) Anmerkung. Soeben erfahren wir, daß dieser Mann im Januar 1891 „zur Erholung" nach Holland gereist, aber auf See gestorben und begraben ist, daß die Surinamer Regierung nun jedoch alles aufbieten will, um einen wirklich gläubigen Mann als seinen Nachfolger zu gewinnen. Möge ihr das gelingen! —

rend sie selbst eine gewöhnliche Mitgliedskarte empfangen. — Ein Neger tritt vor und bittet um eine neue Mitgliedskarte, da die seinige ihm abhanden gekommen sei. Die gewöhnliche Erklärung für den Verlust von Taufscheinen oder Mitgliedskarten lautet dahin, daß die Ratten (!) sie gefressen hätten. Aber sein Wunsch ist leichter ausgesprochen als erfüllt; denn er heißt laut seiner eignen Angabe pori krabboe = die verdorbne Krabbe. Dieser Name, an sich schon unwahrscheinlich infolge seiner Ehrenrührigkeit, ist aber in den Büchern nirgends zu entdecken, und es bedarf vielen Kopfzerbrechens und langen Suchens, bis man dahinter kommt, daß der gute Mann nicht, was von vornherein angezweifelt wurde, pori krabboe, sondern — Polycarp getauft ist. Man wird überhaupt, eingedenk ähnlicher Vorkommnisse bei uns zu Lande, es nur in der Ordnung finden, daß den armen Brüdern der „großen Stube" unendlicher Zeitverlust aus dem Kampfe gegen die Unordnung erwächst, welche durch Nachlässigkeit, Unwissenheit und Verstümmelung von Namen und Daten seitens ihrer Pflegebefohlenen entsteht. — Die drei Negerinnen, welche dort leise plaudernd auf der Bank gesessen haben, bis die Reihe an sie kam, treten mit zuversichtlicher Freudigkeit vor. Das in ihren Händen klimpernde Geld verrät bereits, was sie wollen — ihre Kirchenabgaben bezahlen. Diese betragen im Jahre 2 Gulden 50 Cent (4 Mark 25 Pfennige), und werden nach Vollendung des 18. Lebensjahres von jedem arbeitsfähigen Gemeinmitglied, oft in Raten bis zu 50 Cent, entrichtet. Die Zahler erhalten eine Quittung, auch im „Sprechbuch" wird durch einen kleinen Strich der Eingang des Betrages verzeichnet. — Jene Alte da, von einer Helferschwester begleitet, kommt in der entgegengesetzten Absicht. Sie ist krank gewesen und verdient nicht mehr viel. Darum bittet sie entweder um einmaligen Erlaß der Kirchenabgabe,

oder um Erlaß derselben ein- für allemal. Ihr dürftiges Aeußere wie die Versicherungen der Helferschwester bestätigen die Wahrheit ihrer Aussage. So wird ihr Gesuch gern bewilligt und sie mit ein paar freundlichen Worten entlassen, während man im „Sprechbuch“ ein diese Befreiung andeutendes Zeichen bei ihrem Namen macht. Gelegentlich freilich fällt der Bescheid auch entgegengesetzt aus, wenn die Helfer oder Helferinnen berichten müssen, daß die Bittsteller eine Notlage geschildert haben, die gar nicht oder wenigstens nicht in dem Grade vorhanden ist. — In umgekehrtem Verhältnis zu der fröhlichen Befriedigung, die aus dem Gesichte der jetzt auftretenden Helferschwester strahlt, spiegelt sich ein hoher Grad von Beschämung und Niedergeschlagenheit in den Zügen ihrer Begleiterin wieder, die jetzt an die Reihe kommt. Letztere ist eine sogenannte „Weggebliebene“. Man fragt sie nach ihrem Begehren. Sie schweigt. „Taki dan!“ (so sprich doch), dazu bist Du beim Leriman!“ ruft ermutigend die Helferschwester. Endlich drängt sich's verlegen über die Lippen: „Ich suche meinen Platz wieder!“ Es ist eine Frau, welche Jahr und Tag die „große Stube“ nicht betreten hat. Und nun muß sie die Gründe dazu nennen. Sie beginnt zu erzählen, und daß kein Punkt übergangen, keine Beschönigung oder keine Entstellung der Wahrheit mit eingeschmuggelt wird, dafür sorgt schon die Helferin, welche von ihrem Stuhl aus den Bericht mit beständigen Ausrufen begleitet. Solcher „Weggebliebener“ giebt es leider jährlich immer eine Anzahl. Aus Gleichgültigkeit, aus Nachlässigkeit im Zahlen der Kirchenabgaben, oder weil sie auf schlechte Wege geraten sind und vielleicht die Stadt auf lange Zeit verlassen haben, blieben sie den Gottesdiensten und dem kirchlichen Leben fern. Wer 5 Jahre lang sich nicht mehr gezeigt hat, bekommt in den Kirchenbüchern das Zeichen „W“ (weg)

und wird nicht mehr mitgezählt. Aber der Geist Gottes geht auch solchen Abgeirrten nach, bis ihre Stunde schlägt, und die Helfer und Helferinnen, wenn sie solche „Weggebliebene" ausfindig machen, ermüden auch nicht mit ihrem Zeugnis. Kehren sie dann reumütig wieder, so spricht man ernst-freundlich mit ihnen, sie müssen eine „Lehre" (davon weiter unten) durchmachen und erhalten dann eine neue Mitgliedskarte*). — Das Stellen wie Beantworten schriftlicher Anfragen hinsichtlich einzelner Gemeinmitglieder den Missionaren der Plantagestationen gegenüber, die Entgegennahme von Anmeldungen in Bezug auf beabsichtigte Verheiratung und eingetretne Todesfälle, die Schlichtung von ehelichen Streitigkeiten, die Erledigung von Waisen-Angelegenheiten, und noch verschiedenes andre, — gehört auch zu den Aufgaben, welche die Brüder der „großen Stube" zu erledigen haben. Doch wird das bisher Gesagte genügen, um sich wenigstens einen allgemeinen Begriff von ihrer Thätigkeit machen zu können. Auch haben wir später noch Veranlassung, auf einzelnes zurückzugreifen. — Wenn wir noch erwähnen, daß 2 Missionsfrauen in der ersten und zweiten Klasse der Mädchenschule den Nähunterricht erteilen, daß verschiedene Missionsfrauen an gewissen Nachmittagen junge, der Schule entwachsene Mädchen in gröberen und feineren Handarbeiten unterrichten (Stricken wird auch gelehrt, aber nicht das von Strümpfen, welche die farbige Bevölkerung in dem Klima nicht trägt) und daß endlich einer der Missionare fast immer abwesend ist, um landeinwärts in Negerdörfern, die dem sogenannten Surinamer Reisedistrikt angehören, Wort und Sakrament aus-

*) Anmerkung. Im „Missionsblatt der Brüdergemeine", Jahrgang 1886, Januarheft, Seite 9—11, ist ein hübsches und erbauliches Beispiel von der Umkehr einer solchen „Weggebliebenen" erzählt. —

zuspenden, (der mit diesem Amt Betraute siedelt jetzt aus der Stadt nach Domburg über) — so dürften wir die Werktagsarbeit wenigstens in ihren Hauptzügen gezeichnet haben. —

II. Kirchliche Gemeinde-Aemter.

10. Aemter des innern Kirchendienstes.

Daß alljährlich im Juli oder August alle an der Arbeit unsres Surinamer Werkes sich beteiligenden Missionare, aus der Stadt sowohl wie vom Lande, so weit sie nicht verhindert sind, zu einer allgemeinen Konferenz in Paramaribo sich einfinden, erwähnen wir nur ganz beiläufig, da ihre Beschlüsse wohl nur mittelbar auf die kirchliche Leitung und das kirchliche Leben der Stadtgemeine in Paramaribo irgend welchen Einfluß ausüben dürften. — Bis auf einen gewissen Grad dasselbe gilt von der Helferkonferenz (holländisch: Konferentie van het bestuur), deren Name insofern kein glücklicher ist, als wir sehr bald weiter unten von Helfern und Helferinnen, der farbigen Bevölkerung angehörig, sprechen werden, (sie wurden auch schon im vorigen Abschnitt erwähnt) welche mit dieser Helferkonferenz auch nicht das Mindeste zu thun haben. Die Helferkonferenz (der Name in diesem Sinn ist seit alters in der Brüdergemeine für diejenigen gebraucht worden, welche eine geistlich seelsorgerische Thätigkeit ausübten), besteht vielmehr aus dem Präses, dem ökonomischen Vorsteher

und 8 Mitgliedern, — alles Missionaren —, welche gewöhnlich von der eben oben erwähnten, allgemeinen Missionskonferenz vorgeschlagen, aber von der heimischen Missionsdirektion eingesetzt werden; letztere hat indes das verfassungsmäßige Recht, mit Uebergehung aller Vorschläge von sich aus die Mitglieder dieser Körperschaft zu ernennen. Dieser Helferkonferenz ist nun die äußre und innre Leitung der Angelegenheiten der ganzen Missionsprovinz unterstellt. Von ihr gehen z. B. Versetzungen und Berufungen von Missionaren innerhalb Surinames aus, sie beschließt über Kirchen- und Schul-Bauten, über Fragen von grundsätzlicher Bedeutung, welche die Stellung zur Kolonialregierung, welche Schule und Kirche betreffen. Alle 14 Tage hält sie von ½3—6 Uhr, im Bedürfnisfall aber noch öfter, ihre Sitzungen ab. Mit der besonderen Leitung der Stadtgemeine von Paramaribo ist sie also an sich nicht betraut. Da indes naturgemäß ein großer, wenn nicht der größte Teil, ihrer Mitglieder stets dem Kreise der Bewohner des Missionsquartiers in der Stadt angehört, so sind die Anschauungen und Entschließungen dieser Konferenz oft von recht eingreifendem Einfluß auf die kirchliche Leitung der Stadtgemeine.

Ausgesprochnermaßen jedenfalls mit der Beratung der Angelegenheiten der Stadtgemeine betraut ist aber die sogenannte Stadtkonferenz (negerenglisch: conferensi vo dem leriman), eine Vereinigung aller auf dem Missionsquartier in Paramaribo wohnenden Missionare. Sie tritt alle 14 Tage von 4—6 Uhr oder im Bedürfnisfall noch öfter zusammen. Die verschiedenartigsten äußern Verhältnisse sowohl des Missionsquartiers als der Stadtgemeine sind ihren Ueberlegungen unterstellt. Recht eigentlich gehört es aber auch zu ihrer Aufgabe, das innere Wohl und Wehe der Gemeine im Auge zu behalten, Abhilfe für eingeschlichne

Mißbräuche vorzuschlagen, erfreuende wie traurige Ereignisse von weitergreifender Bedeutung zu würdigen, praktische Fragen der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens zu besprechen, über die Anstellung von passenden Persönlichkeiten als Helfern und Helferinnen schlüssig zu werden und dergleichen mehr. Die Beschlüsse, welche sie faßt, erlangen indes erst Gültigkeit, nachdem dieselben von der vorhin erwähnten Helferkonferenz bestätigt worden sind.

Aber was diese Körperschaft vermag, was der einzelne Missionar durch Spendung von Wort und Sakrament wie durch Seelsorge zu leisten im Stande ist, reicht doch bei weitem nicht aus für die Leitung, Pflege und Erbauung der Gemeine, und das aus verschiedenen Gründen. Einmal ist die Zahl ihrer Mitglieder noch immer zu groß, obschon 1882 die Vorstadtgemeine im Frimangron, Rust en Vrede (holländisch: Ruhe und Friede), 1884 die Vorstadtgemeine Combé und 1886 die Vorstadtgemeine Wanica von der großen Stadtgemeine abgezweigt und mit eignen, geräumigen Kirchen versehen wurden. Die Missionare, auch wenn sie sich aller äußern Arbeit und des Betriebes von Erwerbszweigen zu gunsten der Mission enthielten (ein Gedanke, der ja ausführbar wäre), würden gleichwohl nicht im Stande sein, so das Ganze der Gemeine im Auge zu behalten und der Einzelnen gleichzeitig sich so anzunehmen, wie es nicht bloß die gute Ueberlieferung unsrer Brüdermission, sondern auch der religiöse Zustand der doch noch recht unwissenden und unruhig hin und her flackernden farbigen Bevölkerung erfordert. Sie bedürfen darum noch einer Anzahl Mitarbeiter. — Weiter bleibt zwischen dem weißen Missionar und dem Neger, wie sehr auch ersterer zu letzterem sich herablasse, eine geistige Kluft bestehen, die auf der nicht bloß körperlichen, sondern auch geistigen Verschiedenheit der Rasse, der Erziehung und Bildung, des Standes und der

Lebensweise beruht. Die geistige Ueberlegenheit und bevorzugte Stellung des weißen Mannes mag auf der einen Seite der Arbeit des Missionars in mancher Beziehung Vorschub leisten; andrerseits aber bedingt sie unwillkürlich ein gewisses gegenseitiges Sichfernstehen, Sichnichtverstehen. Darum bedarf es gewisser diese Kluft überbrückender Mittler. — Endlich wäre es eine weder zeitgemäße, noch evangelische Anschauung, wenn ein Missionar oder eine Körperschaft von Missionaren, wie wohlgemeint und wohlwollend auch die von ihnen ausgeübte Leitung der Gemeine sein möchte, dieselbe eben nur ganz einseitig beherrschte, ohne daß die Gemeine ihrerseits Gelegenheit hätte, ihre eignen Wünsche und Gedanken durch ihrem Schoße angehörige Vertreter geltend zu machen. Im Gegenteil, es liegt im allereigensten Interesse der weißen Sendboten und ihrer Arbeit, daß sie mit den Häuptern der Herde Fühlung haben und auf ihre Mitwirkung sich stützen.

Diese Gesichtspunkte haben schon vor geraumer Zeit dazu geführt, daß auch in Paramaribo wie auf allen älteren Gebieten der Brüdermission eine Körperschaft von sogenannten Helfern- und Helferinnen geschaffen wurde. Die Art ihrer Ernennung ist freilich keine modern konstitutionelle, sondern eine patriarchalische; die „Stadtkonferenz" sucht sie aus. Irgend welche Besoldung erhalten sie nicht, sie bekleiden ein Ehren- und Vertrauens-Amt und schätzen es sich stets, daß sie es bekleiden dürfen. Ihre Zahl beläuft sich auf 10—12 Helferbrüder und ebensoviel Helferschwestern; letztere sind aber keineswegs ohne weiteres die Ehefrauen der ersteren; denn bei der Wahl ist nur die Rücksicht auf die natürliche und sittlich christliche Befähigung zum Amte ausschlaggebend. Einmal monatlich (am letzten Freitag des Monats) treten sie alle mit den Brüdern der „großen Stube" zu gemeinsamer Beratung zusammen. In

der Zwischenzeit aber kommen sie außerdem einzeln beständig in Berührung mit den einzelnen Missionaren, namentlich den Brüdern der „großen Stube“. Die Befugnisse dieser Helfer und Helferinnen sind sehr verschiedenartige. Wir erwähnen zuerst, daß ihnen die Armenpflege obliegt. An sich wäre es Sache der städtischen Armenversorgung, auch die zu unsrer Kirche gehörigen Bedürftigen zu bedenken. Indes die seitens der Kommune hierfür bewilligten Mittel sind nur ein Tropfen am Eimer. Sollen unsre Armen nicht Not leiden, so müssen wir uns ihrer annehmen. Das gebietet schon die christliche Barmherzigkeit. Aber auch eine andre Rücksicht legt das nahe, die nämlich auf die Praxis der römisch katholischen Kirche. Wie sie zu Werke geht, beleuchte ein angeführter Fall, der für viele andre mit gelten muß. Eine arme alte Frau gehörte zu unsrer Kirche. Sie erhielt monatlich durch Vermittelung einer Helferschwester 1 Gulden 25 Cent (2 Mark 12 Pfennige) an Unterstützung, trotz der niedrigen Preise der Wurzeln und Früchte in Suriname eine freilich nicht zureichende Summe. Aber bei der großen Menge von Hilfsbedürftigen kann seitens der Mission eben wirklich nicht mehr als grade nur eine Beihülfe gegeben werden. Diese Alte wohnte außerdem bei ihrer Tochter, welche im übrigen für ihren Unterhalt sorgte. Ihre Tochter aber war römisch katholisch. Da erschien eines Tages ein römischer Priester bei der Alten, redete erst von dem und jenem, fragte dann wie zufällig nach der Höhe der Armenunterstützung, welche sie beziehe, und trat dann unverfroren mit dem Vorschlag hervor, sie solle monatlich 5 Gulden (8 Mark 50 Pfennige) erhalten, wenn sie sich römisch taufen lasse. Die einfältige und schwache Alte vermochte dieser Versuchung nicht zu widerstehen, sondern willigte ein; von vorbereitendem Unterricht war weiter nicht die Rede, sondern sie wurde wiedergetauft,

wie sie ging und stand, da die katholische Kirche in Suriname alle zu ihr Uebertretenden nochmals tauft. Die überschüssigen Verdienste der Heiligen wogen ja auch ihre Unwissenheit und Unvollkommenheiten völlig auf, und der Priester konnte in seinen statistischen Tabellen wieder ein verirrtes Schäflein aufzeichnen, das in dem Schoß der allein seligmachenden Kirche gelandet war. Nun kann man ja sehr wohl sagen, daß die Brüderkirche einem auf diese Weise verlornen Mitglied nicht nachzutrauern und die römische Kirche um ein auf diese Weise gewonnenes Mitglied nicht zu beneiden braucht. Indes ein unauflöslicher Rest von Mitleid mit dem Opfer dieser Seelenverkäuferei selber bleibt bei dieser Rechnung und Gegenrechnung doch übrig. Und dieses Mitleid spornt auch dazu an, daß man der Armen der eignen Kirche gedenke und sie nicht durch Vernachlässigung in eine Notlage kommen lasse, welche ihnen eine gewisse Entschuldigung, ja scheinbar ein gewisses Recht dazu gewährt, wenn sie aus den Hürden einer Kirche, die kein Herz für ihre Dürftigkeit zu haben scheint, in die einer andern Kirche flüchten, deren Mittel und Gewissen es gestatten, die leibliche Not zu Handelsgeschäften auszubeuten. Im Blick auf den vorliegenden Fall sind wir übrigens keineswegs gewillt, eine den Schritt der Alten mildernde Unterlassungssünde seitens unsrer Armenpflege zuzugestehen, sondern die kleine Begebenheit zeigt nur, was wir zu gewarten hätten, wenn die Helfer-brüder und -schwestern nicht so treu den Missionaren alle die den letzteren häufig unbekannten Fälle zutrügen, wo unverschuldeter Mangel der Abhülfe bedarf. Im Durchschnitt sind es etwa monatlich 100 Arme unsrer Gemeine, welche die Armenpfleger auf ihren Listen führen. Die nötigen Gelder werden dadurch gewonnen, daß nach jedem Abendmahl und nach allen Gottesdiensten in der Adventszeit Kollekten für die

Armen erhoben werden. Auch hängen Armenbüchsen in der Kirche; sodann werden jährlich zweimal in den Häusern der Stadt (nicht von den Helfern, sondern) von den „Dienern", über die wir später reden, Einsammlungen veranstaltet*). Endlich besteht seit dem Jahre 1885 ein Fünfcent-Verein, (5 Cent = 8—9 Pfennige) dessen wöchentlich erhobne Beiträge zur Hälfte der Mission, zur Hälfte auch den Armen zu gute kommen. So werden die Mittel aufgebracht, welche die Helfer und Helferinnen dann, ein Jedes in seinem Distrikt, auf Grunde genauer Untersuchung der Umstände und nach vorangegangner Verständigung mit den Missionaren, den Bedürftigen und Notleidenden übermitteln. — Eine weitere Befugnis der Helfer und Helferinnen besteht darin, daß sie die Missionare von eingetretenen Krankheitsfällen unterrichten, ja selber Krankenbesuche machen und die Leidenden in Einfalt und mit Wärme auf den Herrn hinweisen, der unser Arzt ist und unsre Krankheit getragen hat. Nach dieser Seite hin entlasten sie die Missionare ganz wesentlich und stehen bei ihren Landsleuten wirklich im Segen. — Neben diesen greifbaren und leicht zu umgrenzenden Zweigen ihrer Thätigkeit üben die Helfer und Helferinnen aber auch noch eine Wirksamkeit, die, auch nach ihrer Einzelbegabung verschiedenartig, nicht auf eine scharf bestimmte Formel gebracht werden kann. Ohne das zu sein, was man im üblen Sinn Zuträger nennt, tragen sie doch den Missionaren

---

*) Anmerkung. Eine, da es Arme gilt, uns keineswegs mißfallende kirchlich-religiöse Weitherzigkeit ist die Sitte in Paramaribo, daß alle religiösen Gemeinschaften, evangelische wie katholische und jüdische zweimal im Jahr, um Pfingsten herum und gegen Weihnachten, meist in achttägigen Zwischenräumen hinter einander in allen Häusern der Stadt durch amtlich beglaubigte Kollektanten um Beiträge für ihre Gemeinde-Armen bitten lassen. —

alle eingreifenderen Ereignisse im Schoße der Gemeine, freudige und traurige zu; es geschieht ja nicht im Interesse der Klatschsucht, sondern weil sie der Teilnahme und Mithülfe der Missionare sich erfreuen wollen; sie suchen bei traurigen Vorkommnissen dann offen in Gemeinschaft mit den Missionaren der Sünde zu wehren und dem Sünder auf den rechten Weg zu helfen. Sie raten, schlichten, ermahnen, strafen — oft auf eigne Faust, oft nachdem sie die Meinung der Missionare eingeholt, oft indem sie letztere zu thätigem Eingreifen herzuholen. Sie sind Mittler zwischen dem Hirten und der Herde. Oft geschieht es auch, daß beim Missionar irgend eine Klage geführt, irgend ein Handel anhängig gemacht wird, den er selbst beim besten Willen aus verschiednen Gründen nicht allein entscheiden kann. Es handelt sich da in 9 von 10 Fällen um Dinge, welche mittelbar oder unmittelbar gegen das 6te Gebot verstoßen. Die moralische Bodenlosigkeit der Zustände Surinames in dieser Beziehung, auf die wir noch später zurückkommen, ist aber so groß, daß ein Missionar es unmöglich über sich gewinnen kann, auch in der reinsten Absicht in jeden dieser Moräste ohne Ausnahme hinabzutauchen. Er kennt auch schon die einschlagenden sprachlichen Ausdrücke nicht, ja der Neger und die Negerin, sonst offen und zutraulich, scheuen sich davor, wenn sich's um solche Dinge handelt, in seiner Gegenwart alles heraus zu sagen. Da ist es dann im Interesse aller Beteiligten, daß die Helfer die Voruntersuchung übernehmen und den Missionar nur den letzten Entscheid fällen lassen.

Zur Veranschaulichung des Gesagten ein kleiner Zug, ächt surinamisch, eine Geschichte, wie sie die Brüder der „großen Stube" eigentlich täglich, ja bisweilen mehrere an einem Tage auszukosten haben. Ein Neger erscheint bei einem unserer Missionare mit 2 Flaschen, die er in Ab-

wesenheit seiner Frau unter ihren Sachen versteckt aufgefunden habe. Er erhebt gleichzeitig die Beschuldigung gegen sie, sie habe ihn vergiften wollen. Eines Tages habe das Essen, das sie vorgesetzt, grade so gerochen wie der Inhalt der einen Flasche. Er habe den Genuß desselben natürlich verweigert und es fortgegossen, aber aus seiner Frau nichts herausbekommen, im Gegenteil, sie habe sich ganz unschuldig gestellt und jegliche Bekanntschaft mit dem Grunde des Geruches schlankweg abgeleugnet. Klagen über ihr, durch den Einfluß dritter Personen gestörtes, eheliches Glück aus dem Munde des Mannes folgten diesem Bericht. Der Missionar kannte ihn, es war ja der einäugige Thomas, ein braver, fleißiger Mann, der schon vor etwa 6 Jahren mit einer jungen, wirklich schönen und gut beleumdeten Negerin eine (was auch für die Lauterkeit der beiden sprach) rechtsgültige und kirchlich eingesegnete eheliche Verbindung eingegangen war. Wie glücklich und zufrieden schienen sie nicht damals, und ach, wie gut war es dem Feinde gelungen, schließlich doch Unkraut unter den Weizen zu säen! Aber es war klar, man mußte erst den andern Teil, die Frau, hören, ehe man ein Urteil sich bilden konnte. Und dann waren die beiden Flaschen da. Der Missionar öffnete die eine, es entströmte ihr ein so fürchterlicher und zugleich narkotisch betäubender Geruch, daß er sie eilig wieder zukorkte. Ja, entweder lag hier in der That ein Vergiftungsversuch, oder aber ein Fall von sich mit vermeinten Zauberkünsten befassendem Aberglauben vor. Damit war es aber auch gegeben, daß eine Helferschwester herzugezogen werden mußte; denn höchstens eine Landsmännin der Beteiligten, aber nun und nimmer ein Missionar war im Stande, Klarheit in dies Dunkel von Lug, Tücke und Sündenschmutz zu bringen. Der nun mit der weiteren Untersuchung betrauten Helferschwester gelang es nur teilweise. Doch ergaben ihre Nachforschungen und

wiederholte Besprechungen des Missionars mit beiden Eheleuten ungefähr folgendes. Mann und Frau lebten anfänglich in großer Eintracht auf einem Grundstück an der Saramacca, das auch die Familie des Mannes mit bewohnte. Mit dieser letzteren konnte die Frau sich aber nicht vertragen. So kaufte er ihr zu Liebe ein anderes Grundstück und brachte sie, auf ihre Treue bauend, so lange in der Stadt unter, bis er den neuen Grund urbar gemacht und mit den nötigen Wohngebäuden versehen. Bei gelegentlichen Besuchen in der Stadt fand der Mann sie aber bald in geselligem Umgang mit Leuten, welche ihm schlecht gefielen, da er die Absicht derselben durchschaute. Seinem Verlangen, diesen Verkehr abzubrechen, widersetzte sie sich. Eifersucht und Unfriede! Er ging wieder in den Busch und kam, als seine Einrichtung dort fertig war, abermals in die Stadt, um die Frau zu holen. Sie wollte nicht folgen, da ihr das Stadtleben inzwischen zu lieb geworden, und suchte ihn zu überreden, mit ihr in der Stadt zu bleiben. Dazu bezeigte er keine Lust. Neue Szenen von Unfrieden und gegenseitiger Entfremdung. Dann tauchen die beiden Flaschen auf. Die Frau hat sich dieselben aufreden lassen in dem ihr beigebrachten Glauben, daß, wenn sie den Inhalt der einen in ein Bad für sich selbst und den Inhalt der andern in das Essen des Mannes mische, die alte Eintracht und Liebe wiederhergestellt und ihre Ehe eine mit Kindern gesegnete werden würde. Von wem die Flaschen eigentlich stammten, konnte, da sie durch verschiedne Hände gewandert, nicht ermittelt werden, ebensowenig, ob der Inhalt der für den Mann bestimmten nicht von einem Nebenbuhler herrühre, welcher jenen aus dem Wege räumen und dann die Frau für sich gewinnen wollte. Missionar und Helfer mußten froh sein, daß es ihnen mit Gottes Hilfe gelang, die beiden Gatten zu versöhnen und die Frau zu

bewegen, daß sie dem Mann an die Saramakka folgte. Ihr gegenseitiges Verhältnis ist seitdem zwar gebessert, aber doch leider kein dauernd ungetrübtes geblieben.

Das ein Fall, der die kirchliche Mitarbeit der Helfer und Helferinnen beleuchtet! Sie wirken außerdem nach dem Maße ihrer Art und Gabe dem Einzelnen gegenüber wie in kleinerem und größerem Kreise ihrer Landsleute als Evangelisten und stehen oft in reichem Segen. Darum wollen wir ein paar aus ihrer Mitte noch näher kennen lernen.

11. Schattenbilder von Helfern und Helferinnen.

Ehe die wertvolle Erfindung des Daguerrotypierens und Photographierens gemacht war, gab es für weniger Bemittelte nur eine Möglichkeit, sich selbst oder die Gestalt und das Aussehen ihrer Lieben im Bilde darstellen zu lassen, und diese bestand darin, daß, meist mit Hilfe des sogenannten Storchschnabels, die Umrisse des Schattens, den die betreffenden Personen auf eine lichte Fläche warfen, aufgefangen und in verkleinertem Maßstab, gewöhnlich aus schwarzem Glanzpapier ausgeschnitten, wiedergegeben wurden. Wie dürftig freilich sind diese Schattenbilder (Silhouetten) im Vergleich mit unsern photographischen Erzeugnissen, indes, besser als nichts, genügten sie einer genügsamen Zeit, und wie wenig sie auch boten, so war das Wenige, hauptsächlich die Form der Stirn, der Nase, der Mundbildung,

und des Kinnes, doch treu und meist schärfer ausgeprägt, als es auf unsern heutigen „Lichtbildern“ wiederzufinden ist.

Wir beabsichtigen auch nur unvollständige, flüchtige Schattenbilder von den Personen zu geben, die wir im folgenden vorführen. Wir zeichnen sie ja nicht sowohl um ihrer selbst, als nur um der Thätigkeit willen, welche sie ausüben; sie dienen uns aber auch zugleich als Träger der Eigentümlichkeiten ihrer Rasse und ihre privaten Verhältnisse als ein Spiegel, welcher das Bild der Welt wiedergiebt, in der sie leben. Aus naheliegenden Gründen führen wir nicht ihre wirklichen, sondern erdichtete Namen an, Namen, wie sie in Suriname alltäglich sind, und müssen uns auch sonst einer gewissen Zurückhaltung befleißigen, da die Geschilderten noch atmen und leben und wir zwar hoffen, aber doch nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen können, daß diese Blätter ihnen nicht in Form irgend einer Uebersetzung zu Gesichte kommen. Ja, nur Schattenbilder sind's.

Wir beginnen mit Johannes, einer langen, hagren, aber noch ungebeugten, elastischen Gestalt trotz der unsichtbaren Bürde eines hohen Alters, welche er auf seinen Schultern trägt. Sein Auftreten zeugt nicht bloß von Gefühl für Anstand, sondern gradezu für Würde; es ist etwas Feierliches in seinem Benehmen. Seit mehr als 30 Jahren bekleidet er das Helferamt und hat von Anfang an im Kreise seiner Amtsgenossen, wie seiner Landsleute überhaupt, eine hervorragende Stellung eingenommen, deren Einfluß sich von Jahr zu Jahr verstärkte. Infolge seiner eignen Richtung wie seiner langjährigen Amtserfahrung ist er ein Vertreter des Herkommens, der guten alten kirchlichen Sitte, ein lebendiges Nachschlagebuch dafür, wie man's früher gehalten hat und was früher passiert ist. Schon dadurch hat er manchem jungen Missionar wertvolle Dienste geleistet, dadurch auch bei seinen Landsleuten ein

Ansehen gewonnen, dem sie sich meist ohne Widerrede beugen. Dazu kommt, daß er ein Mann der Rede ist. Er macht einen der Hauptsprecher aus bei Konferenzen der Helfer unter einander und mit den Missionaren, er dolmetscht häufig die Gefühle seiner Genossen und der ganzen Gemeine den Missionaren gegenüber. Da der Neger ja Sinn für und Liebe zu festlichen Formen und Feierlichkeiten hat, so ist es Johannes, welcher auch bei solcher Gelegenheit das Wort ergreift nicht bloß, weil seine ämtliche Stellung ihn darauf hinweist, sondern weil er entschieden Gabe und Anlage dafür hat. Die Worte fallen ihm zu, ohne Stocken fließen sie von den Lippen, er verfügt über einen großen Reichtum an Bildern und doch verfällt er nicht in Schönrednerei; dazu ist sein Herz zu warm und sein Sinn zu praktisch. Früher nahm er auch gelegentlich am Halten der Gottesdienste teil, doch reicht die Kraft seiner Stimme nicht mehr aus, um den Raum der Kirche zu füllen. Aber an den Jahresfesten der vielen Vereine, welche der gesellige und von parlamentarischen Formen begeisterte Neger zu allen möglichen Zwecken zu gründen liebt, ist Johannes selbstverständlich der erste Festredner. Doch kann man nicht eigentlich sagen, daß er sich selbst gern sprechen hört. Nein, er will aufgefordert und gebeten sein; von Konferenzen hält er sich manchmal fern, um, wie er sagt, „auch Andre zu Worte kommen zu lassen". — Noch in einer Sache ist Johannes Meister. Gilt es nämlich nicht seltene Mißhelligkeiten zwischen Negern, namentlich eheliche Streitigkeiten, zu schlichten, so ist es bei diesem Volke mit einem bloßen allgemeinen Hinweis auf die Pflicht der Versöhnlichkeit, mit einer nachdrücklichen Aufforderung, sich gegenseitig in Bausch und Bogen das begangne Unrecht zu vergeben, keineswegs gethan. Das stiftet unter Negern nun und nimmermehr Friede, sondern nur neue verschlimmerte Fehden. Nein, vorher muß vielmehr

erst eine Art von gerichtlichem Verfahren eingeleitet, das Maß und die Umstände der beiderseitigen Verschuldung genau festgestellt, abgewogen und endgültig ausgesprochen werden, ehe man sich gegenseitig die Hand reicht. Das versteht nun Johannes ausgezeichnet. Er untersucht, wägt und vergleicht alle Neben- und Haupt-Umstände, hält jedem Teil sein Schuldregister vor und erbaut auf diesem Untergrunde dann meist mit dauerndem Erfolg den Tempel der Versöhnung, — ein jedenfalls etwas umständliches Verfahren, aber es wird dabei von Grunde aus reiner Tisch gemacht, Rückstände von alter Bitterkeit, welche bei flüchtig geschlossenen Ausgleichen so leicht die Keime zu neuer Zwietracht in sich bergen, sind dabei ausgeschlossen. — Was die privaten Verhältnisse von Johannes betrifft, so sind sie in mehr als einer Beziehung kennzeichnend für die Zustände in Suriname, von denen man sich hier zu Lande beim besten Willen schwerlich einen klaren Begriff machen kann. Er ist Handwerker und besitzt ein einstöckiges Haus. Ist er auch nicht reich, so hat er doch wenigstens sein gutes Auskommen. Mit seiner Frau ist er glücklich. Sie gehört indes nicht zu unsrer, sondern zur lutherischen Kirche, ebenso die meisten ihrer Kinder und Enkel. Aber — und auf diesen Umstand wird erst später einiges Licht fallen — die Kinder des Alten leben der Mehrzahl nach nicht etwa in nach unsern Begriffen rechtmäßigen Ehen, sie sind mit ihren Männern beziehungsweise Frauen weder bürgerlich noch kirchlich getraut.

Wir sprechen weiter von Frederik. Er ist das echte Konterfei eines freigelassnen Negers. Lesen und Schreiben kann er nicht, doch ist er ein treuer Besucher des Hauses Gottes und darum sehr bibelfest. Offenheit, Treuherzigkeit, Demut und großer Eifer zeichnen ihn aus und machen ihn zu seinem Amte sehr tauglich. Er versteht es sehr gut,

das Gewissen der Leute zu wecken; eifrig und unerschrocken thut er das, auch in Gegenwart eines Missionars; aber dabei ist er nie hart oder hochfahrend. Wenn er Abweichende bessern Standes, wenn er reiche Mulatten vor sich hat, sagt er wohl gar: „Ich bin nur ein armer dummer Neger, „aber das Wort Gottes verbietet, so zu handeln, so zu „leben wie Ihr!“ Und bei diesem Gotteswort bleibt er dann unbeweglich stehen und mit diesem Gotteswort straft er dann unnachsichtlich die Sünde, aber doch zugleich so, daß der Sünder neben der Reue Mut bekommt, mit der Sünde zu brechen. — Seine privaten Verhältnisse sind interessanter als die des Johannes. Frederik war selbst noch Sklave und bekleidete in der Sklavenzeit auf einer Plantage den Posten eines Zimmermanns und eines Bastian d. h. Treibers, Sklavenaufsehers. Oft mußte er grade am Sonntag, wo er gern die Kirche aufgesucht hätte, ein mit Zucker belastetes Boot zu weiterem Versandt nach der Stadt führen. Da empfand er am herbsten, daß er Sklave war. Er ist überhaupt unter den Helfern derjenige, dem noch heute vor Harm und Bitterkeit das Herz am heftigsten entbrennt, wenn die Rede auf die alten Zeiten der Unterdrückung kommt. Doch äußert er gleichzeitig seine Dankbarkeit dafür, daß seine und seiner Landsleute Vorfahren als Sklaven nach Suriname gebracht worden; denn dort sei jenen und ihnen selbst das Evangelium verkündet worden, welches, wenn sie als freie Männer in Afrika verblieben, wohl niemals ihr Ohr erreicht hätte. — Nach Aufhebung der Sklaverei wurde, — eine weise Maßregel der Regierung, — den Negern nicht gleich volle Freizügigkeit bewilligt, sondern sie mußten, je nach ihrer Führung, eine kürzere oder längere Zeit noch auf ihren bisherigen Wohnplätzen bleiben und dort, aber nun gegen Bezahlung, ihre bisherige Arbeit weiter verrichten. Für Frederik wurde

diese Uebergangszeit indeß kurz. Sein Herr fürchtete sich vor ihm und wünschte ihn bald los zu werden. Denn der frühere Bastian war ihm zu freimütig, wenn irgendwo eine Unbill ausgeübt wurde; er behandelte auch seine Untergebnen zu rücksichtsvoll und freundlich. So bekam er bald seine volle Freiheit, zog in die Stadt und wurde Bootszimmermann. Alte Korjale besserte er aus, neue baute er, jene schmalen, aber langgestreckten, aus Baumstämmen ausgehöhlten, dem Wasserverkehr Surinames angepaßten Fahrzeuge. Er fand dabei sein gutes Durchkommen und legte so viel zurück, daß er sich bald ein nettes Häuschen erwerben konnte. Er hatte geheiratet, aber seine Wahl war keine glückliche. Auch seine Kinder bereiten ihm viel Herzeleid. Aber als ein aufrichtiger und demütiger Christ sucht er die Schuld nicht bloß bei der Frau, sondern auch bei sich selbst. Einst brachte er einen Vater und den Sohn desselben zu einem unsrer Missionare auf die „große Stube". Zwietracht und Erbitterung herrschte zwischen den Beiden, und der treue Helfer vermochte die verzehrende Lohe nicht allein zu dämpfen. Der Missionar redete ernst mit den gegenseitig Verfeindeten; er erinnerte den Vater unter anderm an das Beispiel Elis und wies ihm nach, wie er selbst die Schuld trage an der Unbotmäßigkeit und Entartung des Sohnes, indem er ihn nicht in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferzogen habe. Als die Unterredung beendet war, geleitete Frederik die Beiden bis an die Thür, kehrte dann aber zum Missionar zurück, brach in Thränen aus und sagte: „Du hast jenen Mann gemeint, „aber mich hast du getroffen! Ach, ich hab's verdient! Und „wenn's auch wohl jetzt zu spät ist, so danke ich dir doch, „daß du mir die Augen geöffnet!" — Um so treuer wachte er nun über seiner heranwachsenden Tochter. Aber auch da blieb ihm Trübsal nicht erspart. Ein Mulatte hielt um

die Hand des Mädchens an. Der Vater zog die genausten und sorgfältigsten Erkundigungen über seinen Charakter und sein Vorleben ein. Der Freier war Geschäftsmann, sein äußres Auftreten war gefällig und gewandt, seine Vergangenheit, vollends für Surinamer Verhältnisse, tadellos, alles lautete gut und verheißungsvoll. So kommt die Heirat zu stande. Ein halbes Jahr darauf erfährt die junge Frau, daß ihr Mann schon eine andre gehabt, aber dieselbe im Stich gelassen. Einige Zeit darauf thut er ihr selbst das Gleiche an, und sie muß nun als arme Verlassene mit einem kleinen Kinde wieder im Elternhaus ihre Zuflucht suchen. Armer Frederik, solche Erfahrungen sind zum Herzbrechen!

Wir berücksichtigen noch kurz David, einen schüchternen, zaghaften, aber treuen und liebewarmen Mann. Voll inniger Teilnahme schlägt sein Herz für alle Leidenden. Er ist ein unermüdlicher Tröster aller Kranken, der verständnisvolle Anwalt aller Armen. In ihrem Interesse ist ihm kein Gang zu viel, keine Mühe zu groß, zu ihren Gunsten setzt er die Erde, aber auch den Himmel in Bewegung, auf ihrer Schwelle wird er beherzt, beredt und erfinderisch im Helfen. — Solche Samaritergesinnung ist aber über ihn gekommen in dem Schmelzofen eigner häuslicher Trübsal. Viele Jahre lang war er von einem so schweren körperlichen Leiden heimgesucht, daß der körperliche Schmerz ihm oft ein Häuser weit vernehmbares Schreien auspreßte. Aber seine innre Stimmung war die geduldiger Ergebung. Nur daß er am Besuch der Gottesdienste so lang gehindert war, empfand er als eine schwere, dunkle Führung, und als er endlich einmal wieder an der Feier eines Kirchenfestes teilnehmen konnte, auf die er seit Jahren hatte verzichten müssen, kam er nach beendigtem Gottesdienst zu einem unsrer Missionare und bat denselben, mit ihm dem

Herrn auf den Knieen dafür zu danken, daß er einmal wieder im Hause Gottes sich hatte an Brot und Wasser des Lebens erquicken dürfen. Wie gern wurde seiner Bitte gewillfahrt! David ist seines Zeichens auch Handwerker, aber kein glücklicher. Nur einem günstigen, aber unberechenbaren Zufall hat er's zu danken, wenn dann und wann einmal ein Erzeugnis seiner Werkstatt sich wirklich dem Bedürfnis und den Verhältnissen seiner Kunden anbequemt. Kein Wunder, daß die Zahl seiner Kunden und der Ertrag seines Fleißes nicht glänzend sind. David ist, ohne seine Schuld, mit seiner Frau nicht glücklich. David ist auch nicht glücklich in seinen Kindern. An einem Sohne hat er Sünde und Schande, am zweiten noch nicht viel Freude erlebt, obwohl man, auch um des Vaters willen, seitens der Mission alles that, um die Strauchelnden vor Fall zu bewahren und wieder auf festen Fuß zu stellen. Auch hier kam der tiefbetrübte Vater und klagte sich, als er gegen einen Missionar sein tiefbekümmertes Herz ausschüttete, dessen an, daß „er nicht treu genug für die Kinder gebetet und sie nicht streng genug erzogen habe". Der Hauptschuldigen, der Mutter, gedachte er nicht. Möchte der Schwergeprüfte wenigstens an seinem Jüngsten Freude erleben, einem sehr begabten Knaben, der ein Schüler unsrer Zentralschule (Lehrerbildungsanstalt) ist!

Auf die Schattenbilder von drei Helfern lassen wir noch die von drei Helferinnen folgen. Wir beginnen mit Christine. Schon äußerlich betrachtet eine große, stattliche, ja schöne Frau, ist sie ihrem ganzen Zuschnitt nach ein bedeutender Charakter. Etwas Ganzes, Entschiedenes, Festes ist ihrem Wesen aufgeprägt. Was an sich schon bei einem Weibe und vollends bei einem Negerweibe viel sagen will, sie ist völlig frei von Menschengefälligkeit und Menschenfurcht. Lauter, aufrichtig, unentwegt und unerschrocken thut

sie das, was sie für ihre Pflicht ansieht, mag sie Dank oder Undank, Liebe oder Haß ernten. Als auch im Sturm bewährte, unerschütterlich treue Bundesgenossin der Missionare verschweigt sie nichts von den Schäden der Gemeine, die da oder dort sich zeigen, sondern bringt dieselben vor sie, um mit ihrer Hilfe dagegen zu kämpfen. Oft schon lag „Wissi" (Gift), irgend ein jämmerlicher Gegenstand, welcher nach dem Aberglauben der Neger dem im Hause Wohnenden Unheil durch Bezauberung bringen soll, vor oder unter der Schwelle ihrer Hausthür. Aber mit der im Christenglauben gewonnenen Furchtlosigkeit, welche keiner ihrer Landsleute von Natur besitzt, entfernt sie diese Dinge, als ob es bedeutungslose dürre Blätter wären. Für viele auf abschüssige Bahn geratene junge Mädchen ist sie schon nicht bloß eine drohende Warnerin, sondern ein rettender Engel geworden; Anderen, die ausgeglitten, hat sie die hilfreiche Hand zum Aufstehen gereicht; für die aber, welche diese Hand verschmähen, ist sie ein Gegenstand, welchen sie wie das Feuer meiden, wie ein Gespenst verabscheuen. Und welch unermüdlichen Kampf führt diese Frau nicht gegen jede Spur heidnischen Aberglaubens, die ihr entgegentritt! Da ruht sie nicht, da ist sie unerbittlich und fegt rein aus, auch das letzte Staubkörnchen. Vielleicht sollte sie zuweilen etwas milder und entgegenkommender sein in den Formen ihres Auftretens. Da fehlt ihr wohl etwas wie allen bedeutender veranlagten Charakteren. Aber Gemüt und Herz hat sie gleichwohl und ein waches Auge für Gelegenheiten Gutes zu thun. Armen Helfergeschwistern, welche der Sitte gemäß in ihrem Bezirk wohnende, eben getaufte Erwachsene, neben welchen sie im Namen der Gemeine in der Taufe selber als Taufzeugen gestanden, am Tauftage zur Mittagsmahlzeit laden, schickt sie z. B. stets das Essen aus ihrer eignen Küche, der sie trefflich vorsteht.

— Was ihre privaten Verhältnisse anlangt, so ist sie als junges Mädchen von einem nun schon länger entschlafenen Missionar ins Haus aufgenommen und von ihm wie seiner Gattin christlich erzogen worden, ein Segen, der erst im Schweißtuch vergraben, dann aber lebendig verwertet wurde, so daß noch heute ihr Wesen und ganzer Wandel davon zeugt. Später heiratete sie einen Mulatten, der zur reformierten Kirche gehört und es zu einer angesehenen Stellung gebracht hat, ein angenehmer und sehr beliebter Weltmann. Sie leben mit einander glücklich, wenn es ihm auch leider etwas an Verständnis für ihre christliche Entschiedenheit fehlt, und bewohnen ein nettes Haus unter angenehmen, sorglosen äußern Verhältnissen. Aber auch Christine ist Tiefschmerzliches nicht erspart geblieben, die unerschrockene Heldin ist von der Macht der Finsternis an ihrem empfindlichsten Punkte, an ihrem Mutterherzen, schwer verwundet worden. Ihre eigne Tochter geriet auf Abwege, die so fein und verlockend angelegt waren, daß sie auf ein kühl berechnetes Komplott der Bosheit schließen lassen, bestimmt die Mutter tödlich zu treffen. Gewisse Personen gehen nun geflissentlich an dem Hause der Helferin vorüber und singen anzügliche Spottlieder; dieselben haben auch nicht verfehlt, denjenigen, welche die Tochter von der rechten Bahn abgelockt, ihren triumphierenden Dank auszusprechen. Mancher, welcher in der gezügelten Umgebung der gemäßigten Zone an die Existenz eines persönlichen Teufels nicht glauben zu können versichert, würde in den Tropen bald zu einem solchen Glauben kommen; denn das Maß der dort sich gelegentlich üppig entfaltenden Bosheit übersteigt nicht selten um ein bedeutendes den Hohlraum und das Fassungsvermögen auch des unwiedergebornen, an die Sünde verkauften menschlichen Herzens. Man bekommt ganz unwillkürlich den Eindruck von Marionetten der Bosheit, welche von

einem verborgenen, aber gewaltigeren Träger der Bosheit in Bewegung gesetzt werden.

Wir sprechen weiter von Johanna. Sie ist eine sehr demütige, hilfsbereite ältere Frau mit einem liebewarmen Herzen. Infolge ihrer umgänglichen, freundlichen und bescheidnen Art, die sich doch auch wieder nicht beirren läßt, wenn sie auf Unempfänglichkeit oder Widerstand stößt, paßt sie sehr gut für ihr Amt und wirkt, wenn auch mehr in der Stille, zu reichem Segen. — Ihre Lebensumstände sind nicht ohne Interesse. Zuerst ist zu bemerken, daß Niemand weiß, wie alt sie ist, wenn man sie auch auf 60 bis 65 Jahre schätzt. Sie ist als Sklavenkind geboren, darin liegt die Erklärung dieser Dunkelheit. Für jeden Sklaven, auch für die Kinder, mußte nämlich an die Regierung eine gewisse Steuer entrichtet werden. Um dem aus dem Wege zu gehen, unterließzen aber viele Eigentümer von Sklaven die Eintragung der Neugebornen in die Listen ihres lebenden Inventars. So sind die Betreffenden selber um die Kenntnis des Tages und Jahres ihrer Geburt betrogen worden. Mit der Aufhebung der Sklaverei erhielt auch Johanna ihre Freiheit, blieb aber in der Stadt, wo sie auch geboren worden. Sie bekam einen Sohn und ernährte ihn und sich als Wäscherin. Dies Verhältnis verwandelte sich allmählich immer mehr in sein Gegenteil, je älter sie wurde und je mehr er heranwuchs. Ohne ihre Arbeit einzustellen, sah sie doch in ihm schließlich ihren Versorger, ihre Stütze und einzige Freude. Sie war inzwischen Christin geworden und ging gern in die Kirche. Dort hatte sie unter anderm gehört, man solle den Namen des Herrn anrufen in der Not, so werde er den Beter erhören. Die Not kam, ihr Sohn erkrankte auf den Tod. Sie betete viel, gleichwohl starb der Sohn. Da bemächtigte sich ihrer eine furchtbare Bitterkeit. Sie gab Gott und der Kirche

ganz und gar den Abschied, und kein Zuspruch konnte ihr Trost gewähren, keiner sie zur Umkehr bewegen. Etwas andres, etwas scheinbar Unbedeutendes war es, was sie jedoch nach langen Zeiten der Verfinsterung auf andre Gedanken brachte. Sie fand, wieder beschränkt auf ihre eigne, nicht mehr jugendliche Kraft, zu ihrer Verwunderung doch immer noch ihr Durchkommen, sie bemerkte sogar in gewissen kleinen Zügen eine auffallende, freundliche Schickung und Fürsorge, die über ihr waltete. Das machte endlich einen so unwiderstehlichen Eindruck auf sie, daß sie nicht bloß wieder zum Glauben an die Existenz eines himmlischen Vaters, sondern auch an seine spezielle Führung mit ihr durchdrang. Sie begann wieder zur Kirche zu gehen, welche sie jahrelang gemieden, sie wuchs allmählich an Glauben und Liebe, sie wurde schließlich das demütige und fröhliche Kind Gottes, als welches sie nun wärmt und leuchtet. Obwohl sie es im Aeußern oft knapp hat, muß sie doch immer noch etwas Andern schenken, um ihnen Freude zu bereiten, und wenn es auch nur ein wohlgezogner Papagei wäre, welchen sie einem Missionar verehrte, um ihm ihre Anhänglichkeit zu bezeigen. Als ihr vor noch nicht 10 Jahren das Amt einer Helferin angetragen wurde, rieten ihr Verschiedene ab. „Nimm's nicht an, Du verlierst zu „viel Zeit und kommst in Not mit deinem äußern Durchkommen!" — Sie aber entgegnete: „Solcher Gottesdienst bezahlt sich doppelt!", und sie hat sich, wie sie oft aus freien Stücken versichert, nicht verrechnet. — Von der Demut dieser treuen Magd zeugt aber ein andrer kleiner Zug. Das bei der großen Ehrlichkeit der Neger Unerhörte geschah, daß eine Helferin ihres Amtes entsetzt werden mußte, weil sie Armengelder veruntreut hatte. Als Johanna das hörte, ward sie sehr betrübt, erschrak aber zu gleicher Zeit sehr; denn die Furcht überkam sie, daß auch sie in dieser

Weise auf sich und ihr Amt Schmach und Schande häufen könnte. Doch gelang es schließlich einem Missionar sie zu trösten durch Hinweis auf den Herrn, der in den Schwachen mächtig ist und seinen Schutz denen zuwendet, welche ihn in gläubigem Gebet darum anrufen.

Wir machen den Beschluß mit Anna. Sie wird nicht selten Ma Abeni d. h. Dienstagsmutter*) genannt. Es ist ein treues, frommes Gemüt, diese Anna. Sie macht unermüdlich Besuche und ihr Herz brennt darauf, Andre zu dem Herrn hinführen zu können, an welchem ihre Seele mit unverfälschtem Glauben hängt. Mit besonders erbarmender Geduld nimmt sie sich der Abgewichenen und Gefallenen an; sie trauert über sie, solange sie noch ferne vom Vaterhause; sie freut sich über sie und mit ihnen, wenn sie endlich aus der Fremde heimgekehrt sind. Wie gut versteht sie's zu trösten mit irdischem und himmlischem Trost, Wen es auch sei! Auch ein Missionar hat's erfahren, als sie ihn einmal in tiefer Trauer über seine kürzlich entschlafene Gattin antraf. Wie unwiderstehlich liebreich wies sie da auf das Gedeihen seines jüngsten Kindes hin und auf die Vatertreue Gottes, die noch so viel Freude übrig lasse und auch das Leid zum Segen wende! Sie ist

---

*) Anmerkung. Die früher allgemein und jedenfalls jetzt noch bei den Buschnegern herrschende Sitte ist es nämlich, daß man die ungetauften Kinder ganz einfach mit den Namen der Wochentage benennt und ruft, an welchen sie geboren wurden. Doch hat man zwei verschiedenartige Bezeichnungen für die Knaben und die Mädchen z. B. Abeni = Dienstag für letztere, Kwamina = Dienstag für erstere. Durch vorgesetzte Eigenschaftswörter oder allerhand Zusätze und Spitznamen, in deren Erfindung die Neger Tausendkünstler sind, beugt man der heillosen Verwirrung vor, welche an sich durch die beständige und allgemeine Anwendung dieser beschränkten Zahl von Namen entstehen müßte.

fürwahr ein gutes Salz in der Gemeine und — auch daheim. Selbst hochbetagt hat sie zum Mann einen ehrlichen Fischer, der auch schon ein Greis ist, aber doch gelegentlich noch auf Fang ausrudert und im übrigen Netze strickt. Armut wohnt in dem Hause, aber auch Zufriedenheit, ja eine Zufriedenheit und ein Friede, den auch die Not nicht zu verdrängen vermochte. Eins von ihren vielen Kindern, eine Tochter, litt am Aussatz, ward aber von der Mutter mit rührender Treue und nie versagender Aufopferung gepflegt, obwohl die Gepflegte es ihrer Pflegerin oft recht schwer machte. Als endlich der Tod die Kranke erlöst, vermißte die alte Anna dieselbe gleichwohl aufs schmerzlichste, weil ihr die Pflege so lieb und wichtig gewesen. — Einer ihrer Söhne ist ihre ganze Freude und der Gegenstand ihrer unbegrenzten Hochachtung; denn er nimmt in der That eine angesehene Stellung als Beamter ein. Daß die Alte so an ihm emporschaut, hat auch darin noch seinen besondern Grund, daß er — lesen kann und sie nicht. Doch hat sie ein Patenkind bei sich, das muß ihr immer vorlesen; namentlich Nachrichten über die Fortschritte des Reiches Gottes machen ihre höchste Freude aus, und wenn die fällige Nummer des „Makzien" erscheint, weiß die Alte sich kaum zu lassen vor Begeisterung. Auch in andrer Beziehung dient das „Makzien" als ein Spiegel ihrer Gesinnung. Die Helferschwestern sind es hauptsächlich, die es verbreiten. Um sie anzuspornen, wird jedes 10. Exemplar ihnen als Freiexemplar zu beliebiger Verfügung gestellt. Anna aber nimmt das nicht an, weil der Reinertrag des Blattes für Zwecke des Reiches Gottes bestimmt ist. Sie bringt vielmehr pünktlich den Erlös für jede ihr ausgehändigte Nummer. Mit der gleichen Pünktlichkeit treibt sie auch die Beiträge des Fünfcent-Vereins ein. Und da sie ein Gedächtnis von wunderbarer Frische und Treue

besitzt und außerdem durch, gewisse Summen darstellende, Knoten in einem Tuch sich zu helfen weiß, so stimmen Bücher und Kasse immer aufs Haar. Möge sie noch lange im Segen wirken!

Das sind einige unsrer Helfer und Helferinnen. Als „Schattenbilder" auch in einem andern Sinn müssen wir die meisten der vorgeführten Persönlichkeiten bezeichnen, insofern nämlich die Schatten sittlicher Versunkenheit, wie sie leider in Suriname ganz allgemein das Familienleben umnachten, zwar nicht auf diese Helfer-brüder und -schwestern selber, aber doch zum Teil auf ihre ehelichen Verhältnisse und ihre Kinder fallen. Ja mancher der Leser würde vielleicht geneigt sein, vorwurfsvoll zu fragen, ob man bei ihrer Wahl auch das im Gemüt gehabt habe, was der Apostel I Timotheus 3 über die persönlichen Privatverhältnisse der zum „Bischofs"- und „Diener"-Amt Berufenen schreibt, und was doch schließlich in Bezug auf jedes kirchliche Gemeindeamt seine Geltung haben muß. Wir müssen darauf mit Bedauern erwidern: Bessere, unsträflichere Leute haben wir nicht. Daß sie nicht vorhanden, ist ebensowenig Schuld der Mission als auch der farbigen Bevölkerung selber, oder wenigstens trifft letztere doch nur mittelbar und in zweiter Linie ein sittlicher Vorwurf. Der Grund dieser traurigen Verhältnisse ist vielmehr in andern Umständen zu suchen, auf die wir in Abschnitt 16 zu sprechen kommen. Der Leser vertage sein Urteil gefälligst, bis er diesen Abschnitt gelesen. Andrerseits aber, so hoffen wir, wird ihm auch noch ein Anderes auffallen. Es scheint den Tropen eigen, daß sich nicht bloß das Naturleben, sondern auch das sittliche Leben in grellen, scharfen Gegensätzen ausprägt. Ein sehr dunkler Hintergrund ist es, von dem sich die Gestalten der vorgeführten Helfer und Helferinnen abheben; aber sie selber sind, wie ihre nicht er-

wähnten Genossen, Lichtgestalten, an denen sich die versöhnende und heiligende Kraft Christi um so herrlicher erweist, als sie, aus einem Pfuhl von Sünden herausgerettet und unter Versuchungen und Anfechtungen bewährt, sich fort und fort als Kinder des Lichtes erweisen. —

12. Aemter des äußern Kirchendienstes.

Von dem lieben alten Küster einer großen städtischen Kirche in Europa, welcher seine kleinen Schwächen hatte, wurde behauptet, daß er gelegentlich, von Bekannten nach seiner Meinung über die oder jene Frage ausgeholt, begonnen habe: „Wir, die Geistlichkeit, sehen die Sache so an!" u. s. w. — Wenn wir unter der Rubrik: Kirchliche Gemeinde-Aemter von Kirchendienern und Sargträgern berichten, könnte es so scheinen, als ob wir uns derselben Begriffsverwirrung schuldig machten wie jener gute Küster im Hochgefühl seines auf Selbsttäuschung beruhenden Standesbewußtseins. Das ist nun zwar nicht der Fall, sondern wir sind uns darüber klar, daß es an sich gewagt ist, die Beamten, von denen wir im Folgenden sprechen, zur Gefolgschaft der kirchlichen Amtsträger zu rechnen. Indes hat die Brüdergemeine jeder Zeit grundsätzlich und im Ganzen mit Glück die Verrichtungen des äußern Lebens den Gesichtspunkten des innern unterzuordnen und einzugliedern gewußt, sie hat die Fürsorge für das Weltliche und das Geistliche unter dem höheren Begriffe eines aus Liebe zum Herrn und seiner Gemeine geleisteten Dienstes

zusammengefaßt und verkettet und die Unterschiede zwischen beiden nicht sowohl unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes, sondern mehr nur unter dem der Mannigfaltigkeit der Begabung und des Berufes aufgefaßt. Wie daheim, so auf der Mission! Der Bruder, welcher am Vormittag im „Winkel“ steht und Waren verkauft, während er am späteren Nachmittag als Seelsorger Besuche macht und von denselben zurückgekehrt noch den Abendgottesdienst hält, hat nicht das Bewußtsein, daß er zween Herren oder daß er am Vormittag nicht, sondern erst am Nachmittag und Abend dem Herrn diene, sondern ein und derselbe Herr ist's, in dessen Namen und zu dessen Ehre er beides verrichtet. Diese gewiß nicht unbiblische Anschauung, deren Grundgedanke z. B. in Epheser 6, 6—8 und Colosser 3, 23. 24. eine mittelbare Stütze finden dürfte, verleiht auch ausgesprochnermaßen den im Folgenden besprochenen Aemtern eine eigentümliche Färbung und ein gewisses geistliches Gepräge, und das nicht bloß im Bewußtsein der Missionare, sondern auch in dem der farbigen Bevölkerung. Dazu kommt noch ein Anderes. Die Verrichtungen, von denen wir zu handeln haben, beziehen sich überwiegend auf Tod und Grab. Im Angesicht von Tod und Grab bekennen nicht bloß die Sterbenden, sondern grade auch die Ueberlebenden gewollt oder ungewollt ihren Glauben, der Heide den seinigen, der Christ einen andern, ihm von oben verliehenen. Da ist es gewiß nicht unweise, daß einer eben aus dem Heidentum gewonnenen Bevölkerung gegenüber die christliche Auffassung vom Sterben besonders kräftig betont wird und auch in Formen und Gebräuchen ihren Ausdruck findet, die in bewußtem Gegensatz zu heidnischen Ceremonien stehen. Aus praktischen Gründen werden diese Formen und Gebräuche aber von den Beamten gehandhabt und geleitet, denen wir nun unsre Aufmerksamkeit zuwenden.

Dieser Umstand dient auch dazu, ihren Verrichtungen ein halbkirchliches Gepräge aufzudrücken.

Wir sprechen zuerst von den Dienern und Dienerinnen, welche alle freiwillig und unentgeltlich ihre Aemter bekleiden, auch ein Ausdruck für die oben entwickelte Auffassung von solchem Dienst.

Die Diener zerfallen wieder in 2 Gruppen, in Kirchendiener und Begräbnisdiener.

Die Verrichtungen der ersteren, der Kirchendiener, sind bald aufgezählt. Sie besorgen den ganzen äußern Dienst am Gotteshause, halten z. B. die Ordnung aufrecht, weisen Plätze an u. s. w. Ihre Zahl beläuft sich auf 20 bis 24. „Saaldienerinnen", wie man sie in deutschen Brüdergemeinen nennt, d. h. Frauen mit einem Teil dieser Thätigkeit zu betrauen, wie es früher geschah, hat sich in neuerer Zeit bei dem Charakter der Negerinnen als nicht empfehlenswert erwiesen.

Weitläuftiger sind die Obliegenheiten der Begräbnisdiener, welche nebenbei an den christlichen Hauptfesten auch die Kirchendiener bei den Verrichtungen derselben unterstützen. Sie teilen sich, 20—24 an Zahl, in Gruppen ein und zwar so, daß ein Jeder von ihnen alle 7 Wochen Dienst thut. Sobald ein Todesfall erfolgt ist, suchen die Angehörigen die Kirchenmitgliedskarte des Entschlafenen und bringen sie zu dem diensthabenden Begräbnisdiener ihres Bezirks. Derselbe übernimmt damit die Besorgung der ganzen äußern Anordnungen für das Begräbnis. Zuerst begiebt er sich mit der Mitgliedskarte des Verstorbenen auf die „große Stube" und meldet dort sein Hinscheiden an. Die Missionare machen die nötigen Notizen in ihren Büchern, sehen nach, ob der Entschlafene „in Ordnung ist", wie der Ausdruck lautet, d. h. ob er kirchlich unbescholten ist und seine Kirchenabgabe bis zum Schluß des vorigen Jahres

entrichtet hat, was im Unterlassungsfall auch von den Angehörigen noch nachgeholt werden kann*). Dann wird dem Begräbnisdiener mitgeteilt, daß einer der Missionare das Begräbnis halten werde, und zugleich empfängt er ein kleines Kärtchen, das er auf den Kirchhof bringt und das den Totengräber anweist, das Grab zu graben. — Hierauf bestellt er seine Kollegen, um dem Toten in der Mittagsstunde den letzten Dienst zu erweisen, ihn ins weiße Totenkleid zu hüllen und in den weiß angestrichnen Sarg aus amerikanischem Tannen- oder Fichten-Holz oder in den ungestrichnen aus Cedernholz zu betten. Auch hierfür keine Vergütung, nur den Vorteil genießen alle Diener und Dienerinnen, daß sie keine Kirchenabgaben zu entrichten

---

*) Anmerkung. Meist werden auch die der Kirchenzucht Verfallenen vor ihrem Ende „in Ordnung kommen", wenigstens wenn ihrem Tode eine kürzere oder längere Krankheit vorangeht, in der sie dann um den Besuch eines Missionars bitten, sich reuig aussprechen und ihren Frieden mit Gott und Menschen zu machen suchen. Bei einem jähen oder unbußfertigen Ende eines solchen findet hingegen ein stilles Begräbnis statt, d. h. kein Missionar verrichtet die Beerdigung und es darf weder im Hause des Verstorbenen an seiner Leiche, noch auf dem Kirchhof gesungen werden — eine den Angehörigen natürlich sehr schmerzliche Bestimmung, der sie sich aber lieber unterwerfen, als sich für ein Begräbnis auf dem Kommunalkirchhof (pikin tiki = die kleinen Stäbe, nach den Nummerstäben auf den Grabhügeln so genannt) zu entscheiden, was als äußerste Schande gilt. Man sieht es so an: Durchs Zahlen der Kirchenabgaben (einer Pflicht, der auch die der Kirchenzucht Verfallenen nachkommen) erwirbt man sich das Recht der Bestattung auf unserm Kirchhof. Ob diese Bestattung dann mit oder ohne kirchliche Ehren stattfindet, darüber entscheidet die kirchliche Unbescholtenheit des Entschlafenen, beziehentlich die Wächter über dieselbe. — Sogenannte „Weggebliebene", die auch nicht einmal auf dem Sterbebett zum Missionar geschickt haben, gehören dagegen nicht mehr zu unsrer Kirche und also auch nicht auf unsern Begräbnisplatz.

haben. — Im Trauerhause erfährt der Begräbnisdiener auch die Stunde des Begräbnisses. Dieselbe wird vom Arzt festgestellt. Innerhalb 36 Stunden nach dem Todesfall muß die Leiche bestattet sein (gewöhnlich geschieht es schon innerhalb 24 Stunden), und das Begräbnis darf nicht nach 9 Uhr vormittags stattfinden, während am Nachmittag bloß die Stunde von 5 bis 6 Uhr abends dafür zur Verfügung steht; nur den Israeliten ist es am Sabbath gestattet, ihre Toten abends bei Fackelschein zu beerdigen. Solche Eile und solche Maßregeln sind bei dem tropischen Klima geboten, welches andrerseits die Möglichkeit eines Scheintodes völlig ausschließt. — Hat der Begräbnisdiener die Stunde des Begräbnisses erfahren, so bestellt er die Sargträger, indem er sich an den Leiter derselben wendet, und thut wieder auf der „großen Stube" Meldung. Er ist auch der Leiter einer privaten geistlichen Feierlichkeit, die im Trauerhause entweder am Abend vor dem Bestattungstage oder unmittelbar vor dem Begräbnis selber stattfindet, ja öfters auch noch nach der Beerdigung am Abend fortgesetzt wird. Dieselbe besteht hauptsächlich im Gesang von Arien und geistlichen Liedern, die sich auf ein seliges Sterben und fröhliches Auferstehen beziehen; die Neger legen einen hohen Wert auf dieselbe. — Ist dann die Stunde der Bestattung gekommen, so ordnet und geleitet der Begräbnisdiener den Trauerzug, er selbst, die Träger und die Trauernden in völlig weißem Anzug. Ein staatlich angestellter Begräbnisdiener folgt außerdem im Interesse der öffentlichen Ordnung mit auf den Kirchhof. Der amtierende Missionar, nebenbei bemerkt nicht weiß, sondern schwarz gekleidet, pflegt, außer wenn es sich um den Todesfall einer zur Mission in amtlicher oder intimer persönlicher Beziehung stehenden Persönlichkeit handelt, nicht im Trauerhause zu erscheinen, sondern den Leichenzug auf

dem Gottesacker zu erwarten; dort betet er die übliche Begräbnisliturgie, segnet die Leiche ein und hält eine kleine Ansprache, oder er unterläßt letzteres, je nach den Umständen.

Gehen wir zu den Dienerinnen über, so sind nur Verrichtungen untergeordneter Art zu erwähnen. Ihre Zahl beläuft sich auf etwa 20. Bei Todesfällen von weiblichen Gemeindemitgliedern kleiden und schmücken sie die Leiche. Allsonnabendlich säubern und kehren sie die Kirche; sie stehen auch an der Spitze des großen Reinigungswerkes, dem die Kirche zweimal im Jahr, vor Pfingsten und vor Weihnachten, unterworfen wird. Zwei Tage dauert es und etwa 120 weibliche Wesen sind dabei thätig. Am ersten Tage werden Wasserfluten und Scheuerhader losgelassen, am zweiten Fenster und Kronleuchter geputzt und alle Bänke wieder in Ordnung gestellt. Am Nachmittag, wenn dann das Werk vollendet ist, setzen sich alle Teilnehmerinnen vorn an auf die ersten Kirchbänke, und der Vormann der „Diener", welche sich auch an dem Reinigungswerke beteiligen, hält ihnen einen kleinen Gottesdienst, welcher ihre äußern Verrichtungen unter innere Gesichtspunkte bringt. Auch diese Arbeit, wie die der Dienerinnen wird umsonst um Gotteswillen gethan, und das ist schön; noch schöner wäre es aber, wenn man nichts davon zu sagen wüßte, daß gelegentlich allerhand Gezänk und Geklatsch im Kreise der letzteren spuken soll.

Wir reden weiter von den Trägern, einem Korps, das 50—60 Mann stark ist und sich in 4 Trupps teilt, deren jeder einem Hedeman (Anführer) untersteht und wochenweise mit dem Dienste wechselt. Der jedesmal dienstthuende Hedemann erfährt, wie oben bereits erwähnt, vom Begräbnisdiener Tag und Stunde einer Beerdigung und bietet nun seinerseits seine Getreuen auf. Am Ende der Dienstwoche, die von Sonntag mittag bis Sonntag mittag

reicht, d. h. in dem Fall am Montag erscheint er auf der „großen Stube" und berichtet über die Thätigkeit der letzten Woche, meldet auch an, welche Träger gekommen und welche etwa mit oder ohne Entschuldigung weggeblieben sind. Es giebt viele brave und christlich gediegne Leute unter diesem Korps, der hervorragendste ist wohl aber doch der Hedeman Marcus, welcher sein Amt schon über 40 Jahre versieht. Er ist ein treuer, gewissenhafter Mann, der, obwohl nicht grade feingebildet, wenn er auch lesen kann, doch durch seinen aufrichtigen, kindlichen und unanstößigen Christenwandel sich allgemeine Achtung erworben hat. — Die Träger verrichten ihre Dienstleistungen auch unter dem Gesichtspunkt der Freiwilligkeit zu Gottes Ehre, aber gewisser kleiner äußrer Gerechtsame erfreuen sie sich dabei, und das ist nur billig, da sie bei Begräbnissen doch immer nett und sauber erscheinen müssen, andrerseits aber ihre Kleidung in der Hitze oder bei den tropischen Regengüssen auf den entweder staubigen oder sehr schmutzigen, ungepflasterten Straßen und Wegen Paramaribos stark verbrauchen. So erhalten sie in der ersten Januarwoche je 10 Gulden (Mark 17) und die Hedemänner je 15 Gulden (Mark 25,50); außerdem ist es allmählich Gebrauch geworden, daß ihnen bei ihrem eignen Tode unentgeltlich ein Sarg gestellt und ihren Angehörigen ein Betrag von 2 Gulden 60 Cent (Mark 4,42) ausgehändigt wird behufs Beschaffung von weißem Zeuge zum Ausschlagen des Sarges und von Lichtern, welche der Neger während des Singens am Sarge brennend um denselben aufzustellen liebt. — Etwa 8 Tage vor Schluß des Kirchenjahres findet unter Leitung eines Missionars eine allgemeine Zusammenkunft aller Träger statt, bei der etwa vorhandne Uebelstände oder Wünsche zur Besprechung kommen. Da geht es manchmal lebhaft her; denn diese Leute üben Selbstzucht unter einander,

und wenn etwa ein Hedeman seine Befugnisse überschritten oder ein Träger zu oft gefehlt hat, etwa weil er zugleich als Träger bei den städtischen Kommunalbegräbnissen sich hat anstellen lassen, wodurch er 1 Gulden (Mark 1,70) für jede Beerdigung verdient, — so wird kein Blatt vor den Mund genommen, und der vorsitzende Missionar muß öfters die sich Ereifernden zu sachlicher Ruhe anhalten. Am 1. Advent versammeln sich dann die Träger wieder zu einem Liebesmahl, bei welchem ihnen der Dank der Gemeine für ihre Dienstleistungen ausgesprochen wird und man sie zu fernerer Willigkeit und Treue ermuntert.

Im Anschluß an die Besprechung der Thätigkeit dieser Leute betrachten wir noch einige Einrichtungen, welche die Bestattung der Entschlafenen betreffen.

Wir reden zuerst von der Begräbniskasse. Die kirchlichen Abgaben, so sagten wir früher, werden von allen arbeitsfähigen Mitgliedern in einer Höhe von 2 Gulden 50 Cent (Mark 4,25) entrichtet. Drei Zehntel dieser kleinen Summe, d. h. 75 Cent (Mark 1,27) werden nun für die Begräbniskasse abgezweigt, während die Angehörigen eines Entschlafenen früher 3 Gulden entrichteten. Aus dieser Kasse werden die Neujahrsgeschenke für die Träger, der Gehalt des Totengräbers und die Ausgaben für die Besandung der Wege und die Ausrottung des Unkrautes auf den Kirchhöfen bestritten und in ihr gleichzeitig noch ein Fond zum Ankauf eines neuen Begräbnisplatzes angesammelt; dieser Fond hat jetzt ungefähr eine Höhe von 2500 Gulden (Mark 4250). Ein Zehntel der Kirchenabgaben, d. h. 25 Cent (Mark 0,42), wird der Kirchkasse zugeführt, welche für die laufenden Ausgaben des Kirchengebäudes (Reparaturen, Beleuchtung u. s. w.) aufkommt. Die noch übrigen sechs Zehntel (1 Gulden 50 Cent = Mark 2,55) werden zur Bestreitung allgemeiner Missionsbedürfnisse verwandt.

Machen wir noch einen kurzen Gang auf die Kirchhöfe! Der älteste, Maria-Rust (Marien-Ruh auf dem hinten beigefügten Stadt-Plan Nr. 11) liegt an der neuen Domineſtraat. Ein Dienerbruder wohnt dort als Thorwärter, Kirchhofshüter und zugleich Aufseher unsres kleinen Armenhauses, in welchem 13—16 arme alte Frauen untergebracht sind, welche in dieser Behausung allerdings keinen weiten Weg bis zu ihrer letzten Ruhestatt haben und durch die Aussicht aus ihren Fenstern beständig an ihr Ende erinnert werden. Und doch, wenn sie hier begraben werden wollen, müssen die lieben Alten sich mit dem Sterben dazuhalten, weil der Platz beschränkt ist und weil ein andres betagtes Weiblein, das nicht hier, sondern in der Stadt wohnt, ihnen gern zuvorkommen möchte. Das ist die ergraute, gebückte Gertruida Directie, welche oft hier draußen erscheint. Das Alter hat auch ihre Geisteskräfte ein wenig mitgenommen, und da fürchtet sie, daß sie, wenn sie nicht bald stirbt, nicht mit ihren Kindern im Himmel zusammentreffen werde. Warum? Nun, auf diesem Kirchhof sind nämlich alle ihre Kinder (mit Ausnahme einer Tochter) bestattet, aber er ist jetzt eigentlich voll, nur 2 leere Plätze giebt es noch. Wenn die nun besetzt würden vor ihrem Ende und sie käme auf einen andern, also nicht auf denselben Kirchhof zu liegen wie ihre Kinder, dann würde sie auch nach dem Tode von ihnen getrennt sein. Und das kann ihr Niemand ausreden. Im übrigen führen die andern armen Alten hier eine friedliche, glückliche Existenz; sie sind froh, daß sie nicht im Landes-Armenhaus im Landsgron untergebracht sind. Zweimal in der Woche wandern sie nach dem Missionsquartier und werden dort auf der Galerie des Provisienkontors gespeist; auch sonst erhalten sie mancherlei, so daß sie keine Not leiden. — Aber wir suchen eigentlich nicht die Lebendigen, sondern die Toten.

In langen Reihen liegen sie da, einzelne Palmen streuen flüchtige Schatten über die Gräber; die der Missionsgeschwister und ihrer Kinder sind gemauert, die der Neger werden durch einen einfachen Hügel mit einem Kreuz bezeichnet. Es ist schwer, dieser stillen Kolonie den Schmuck einfacher Würde ungeschmälert zu erhalten; denn derselbe beruht auf Ordnung und Sauberkeit. Darum gilt es einen ununterbrochnen Kampf gegen das zügellos wuchernde Unkraut der Tropen, welches, ausgerottet und vernichtet, rascher wieder aufersteht als die, deren sterbliche Hülle hier des göttlichen Belebungswortes harrt, um auch ihre Trieb- und Keim-kraft entfalten zu dürfen. Etwa hundert unsrer Missionsgeschwister liegen hier mit Kindern von ihnen bestattet und umgeben von den Grabhügeln derer, um welcher willen sie Vaterland und Anverwandte mit dem Rücken angesehen. Kurzen Bescheid geben die Grabsteine. Daß die Arbeit der Träger dieser Namen gleichwohl keine vergebliche war, bezeugt die Thatsache, daß das Gedächtnis vieler von ihnen noch heute in den Herzen und auf den Lippen der Negergemeine lebt. Hier liegt Br. Wilhelm Treu begraben; er entschlief im Jahre 1846 auf der Rückreise aus dem Buschland. Daß er noch Kniehosen und Schnallenschuhe trug, aber auch daß sein Herz von Liebe zu den Negern brannte und daß sie ihrerseits ihn hoch verehrten, daß er bei seinem vielbeschäftigten Amte eines Präses des Missionswerkes noch Zeit fand, sich wichtigen schriftstellerischen Arbeiten zu widmen und z. B. viele geistliche Lieder und Teile der heiligen Schrift ins Negerenglische zu übertragen, — das erzählt man sich noch heute. — Dort ist der Grabstein von Br. Elias Bau, heimgegangen im Jahre 1861, welcher durch seine unerschrockene, mächtige Persönlichkeit der farbigen Bevölkerung eine so unbegrenzte Achtung abgewann, daß alles, was das Licht zu scheuen hatte, entsetzt

vor ihm floh, daß eine Gruppe in wüsten Zank geratener Negerweiber erschreckt aus einander stob, als eine von ihnen diesen Bruder von ferne erblickte und in den Ruf ausbrach: „Masra Bau kommt!" — Da ist die Ruhestatt von Br. August Ernst Lebart, dem milden, liebewarmen Manne, dem Vater der Armen und Leidenden, dem Dichter und Uebersetzer vieler Lieder (z. B. „Harre meine Seele"), den die Negergemeine noch im Tode dadurch ehrte, daß sie am 1. April 1872 in vorher und nachher nie gesehener Anzahl seine sterbliche Hülle zur letzten Ruhestatt geleitete. — Dort liegt der treue, unvergeßliche Br. Gerhard begraben, der am 19. September 1889 nach 26jährigem Missionsdienst entschlief und dessen ganze Lebensarbeit dadurch gekennzeichnet wird, daß sie austönte in dem Bau eines Gotteshauses, dessen Aufführung und Vollendung ihn den Rest seiner Kraft kostete. — Da ist das Grab der Gemahlin des jetzt soeben abgetretenen Gouverneurs, des Jonkheer de Savornin — Lohman; im Leben durch die Bande christlicher Gemeinschaft mit uns und unsrer Arbeit verknüpft, wünschte sie auch, nach dem Tode von unsern Missionaren bestattet zu werden und im Kreise unsrer Entschlafenen ihren letzten Ruheplatz zu finden. — Hier ist eine ganze Reihe von Steinen, deren Daten unheimlich dicht aufeinander folgen; das sind die Denksteine des großen Sterbens, welches in den Jahren 1851 und 1852 binnen wenigen Monaten die Hälfte der Missionsfamilie aus der Zeit in die Ewigkeit verpflanzte. — Doch lassen wir's genug sein mit dem Aufzählen und Erwähnen; alle dürfen wir nicht nennen, und so könnte es den unberechtigten Schein erwecken, als ob die Liebe und Treue der Nicht-Genannten geringer gewesen wäre als die der Genannten. Ein solches Urteil fällen zu wollen, sei aber ferne von uns! Der Herr allein ist der Richter. Indes der zuver-

sichtlichen Hoffnung geben wir Ausdruck, daß hier viele Knechte und Mägde in ihren Kammern ruhen, die richtig vor sich gewandelt haben, zum Frieden gekommen sind und einst mit dem Gruß empfangen werden sollen: Gehe ein zu deines Herrn Freude! Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will Dich über viel setzen! —

Der zweite Gottesacker, Christianen Rust, nach dem Vornamen der ersten dort begrabenen Person so benannt (Stadt-Plan Nr. 10) ist erst 1874 in Gebrauch genommen worden, bietet aber eigentlich bereits keinen Raum mehr, da er für unsre 3 Vorstadtgemeinen mit benutzt wird und jährlich ungefähr 350 Personen im Durchschnitt dort beerdigt worden sind. Prächtig schattige Mangobäume fassen die Wege ein, welche die Quartiere der Toten umgrenzen. Hier wohnt auch in einem Häuschen des Todes redlicher Dienstmann, der Totengräber der Gemeine, ein alter Neger, ein ehemaliger Sklave, der viel von sich und noch mehr von seinem früheren Herrn erzählen könnte, einem polnischen Edelmann, der, mit dem preußischen Prinzen Karl zusammen erzogen und in der preußischen Armee angestellt, schließlich nach Suriname verschlagen wurde. Indes es ist vielleicht besser, daß die Geschichten ohne Sang und Klang in die Grube fahren.

So haben wir über die kirchlichen Gemeindeämter Bericht erstattet und könnten diesen Abschnitt schließen, wenn wir nicht der Vollständigkeit halber und aus andern guten Gründen noch einer Körperschaft Erwähnung thun müßten, die allerdings erst seit kurzer Zeit besteht (seit dem Jahre 1885) und darum noch nicht Gelegenheit hatte, durch eine sehr eingreifende Wirksamkeit sich bemerklich zu machen. Andrerseits aber ist ihre Existenz doch wohl bedeutsam für

die Zukunft. Denn während zur Zeit noch mit gutem Recht angesichts der geistigen und geistlichen Unmündigkeit der Stadtgemeine das Kirchenregiment einen durchaus patriarchalischen Charakter hat, so bedeutet die Errichtung dieser Körperschaft den ersten, mag sein zaghaften oder doch äußerst vorsichtigen Versuch, von Gemeinmitgliedern gewählte Vertreter der Gemeine zur Beratung von kirchlichen Angelegenheiten und zur Verwaltung kirchlicher Gelder hinzuzuziehen. — Gemeente Raad heißt diese Körperschaft eine holländische Bezeichnung von ebenfalls zweifelhaftem Wert, da die holländische Sprache darunter eigentlich unsre „Stadtverordneten" versteht. Der Gemeente Raad wird alle 3 Jahre erneuert und hat 24 Mitglieder; 4 derselben sind Missionare, unter ihnen der Präses und der ökonomische Vorsteher, 6 Helfer, von den Helfern gewählt und von der Stadtkonferenz bestätigt, 7 Diener, von den Dienern gewählt und von der Stadtkonferenz bestätigt, 7 männliche Gemeinmitglieder, die kein Gemeinamt bekleiden, von den Dienern und Helfern gemeinschaftlich vorgeschlagen und von der Stadtkonferenz ernannt. — Sechsmal im Jahr treten die Mitglieder dieser Körperschaft Sonntags von 4—6 Uhr in der „großen Stube" zusammen. Ihnen wird Rechenschaft abgelegt über die Verwaltung der Kirchkasse, der Armenkasse, Begräbniskasse und Kirchenbeiträge. Sie inspizieren die Gottesäcker und beraten alle Reparaturen wie baulichen Veränderungen am Kirchengebäude; die Einrichtung des Fünfcentvereins, die Erneuerung des „Makzien", die Gründung des „Huisvriend", die Vornahme von Bazaren zum Besten der Mission wurde oder wird ihnen unterbreitet. Aber auch innere Fragen des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Sitte bez. Unsitte bilden den Gegenstand ihrer Besprechungen und Beschlüsse. —

III. Kirchliche Pflege und kirchliches Leben.

13. Sonntags- und Wochen-Gottesdienste, Kirchenfeste.

Staubwolken des Werktagsgetreibes umwirbeln in Paramaribo noch den Morgen des Tages des Herrn, mit dessen Beschreibung wir selbstverständlich beginnen, wenn wir davon reden, was unsrer dortigen Stadtgemeine an Wasser und Brot des Lebens geboten wird. Das Klima entschuldigt in etwas jene Unsitte. Ein Teil der Lebensmittel, die zum täglichen Bedarf gehören, hält sich kaum einen Tag. Von der Milch z. B. hätten wir beinah gesagt, daß sie schon auf dem Wege vom Melkeimer zum Munde sauer zu werden beginnt. Darum fahren und gehen die im engeren oder weiteren Weichbild der Stadt wohnenden Neger auch am Sonntag morgen mit ihren Produkten hinein auf den Markt und veräußern, was sie mitführen. Tritt dann um 8 Uhr nach prompt gehandhabter polizeilicher Vorschrift der Schluß des feilschenden Treibens ein, so besucht wohl mancher der Verkäufer dann eins der Gotteshäuser der Stadt; denn draußen in der Nähe seines Wohnsitzes giebt es keine Kirchen. Andre dieser Leute thäten freilich besser dran, daheim zu bleiben, denn ihre Markteinnahme wird nur dazu angewandt, um in den zahlreichen Kneipen und anrüchigen Häusern Paramaribos den Tag des Herrn im Dienst der Sünde zu beflecken und zu mißbrauchen. Eine ebenfalls unerfreuliche Folge dieses Morgenmarktes besteht jedenfalls darin, daß manche farbige Hausfrau zu spät oder gar nicht die Vormittagspredigt in unsrer Stadtkirche besucht. Dieselbe beginnt um ½9 Uhr und schließt 10 Uhr vormittags; sie ist mit dem Gebet

der Kirchenlitanei verknüpft und wird selbstverständlich in negerenglischer Sprache gehalten. Vor dieser Predigt findet im Bedürfnisfall die Taufe ehelich, nach ihr die Taufe unehelich geborner Kinder statt — eine Einrichtung, auch dazu gemeint, der farbigen Bevölkerung das fehlende Verständnis für die Bedeutung der christlichen Ehe zu öffnen*). Früher taufte man unehelich geborne Kinder, deren Mütter zu unsrer Kirche gehörten, gar nicht und schloß ihre Eltern von unsrer Kirche aus, bis letztere Buße gethan hatten und um Wiederannahme baten. Bezeugte ihr Lebenswandel Besserung, so erfüllte man ihre Bitte und taufte dann auch ihre Kinder, — eine Praxis, der noch jetzt auf einigen unsrer Missionsgebiete gehuldigt wird. Man ging dabei von dem Gedanken aus, daß zur Taufe eine christliche Erziehung ganz wesentlich gehöre, und daß die Taufe darum in Fällen zu unterlassen sei, wo eine solche Erziehung des Kindes weder seitens der Mutter noch der Großeltern oder andrer Anverwandten desselben zu erhoffen stand. Eine grundsätzliche Untersuchung der verschiedenartigen, hierbei in Betracht kommenden Anschauungen würde uns indes zu weit abführen. Wir begnügen uns darum mit Betonung der Thatsache, daß man in Suriname dieses Verfahren fallen gelassen hat und wie oben gesagt zu Werke geht, jedenfalls nicht unbeeinflußt durch den Umstand, daß die Mütter solcher Kinder, bei uns abgewiesen, die letzteren dann häufig in der reformierten, oder lutherischen oder gar römischen Kirche taufen ließen, wo man keinen Anstand nahm, ihrer Bitte sofort zu willfahren. — Am Sonntag abend wird, wie schon früher erwähnt, in der Bewaarschool von einem unsrer Missionare eine holländische Predigt gehalten; sie füllt die Zeit von 7 bis 8 Uhr aus;

*) Anmerkung. Siehe näheres in Abschnitt 16!

nur an Festtagen wird die holländische Predigt mit Kirchenlitanei meist vormittags von 1/2 9—3/4 10 Uhr und abends von 7—8 Uhr ein liturgischer Gottesdienst mit Gesang, Schriftlektion und Gebet gehalten. Ein dritter Missionar predigt um 8 Uhr früh im Landesarmenhaus, Landsgron Boniface (Stadt-Plan Nr. 13), einem um einen freien Platz herum gebauten Komplex von Häusern mit dazu gehörigem Ackerland, wo erwerbsunfähige Arme auf Staatskosten erhalten werden; diese negerenglische Predigt wird von 60—70 Personen besucht. Ein vierter predigt um 8 Uhr früh im Fort Zeelandia (Stadt-Plan Nr. 5) vor etwa 30—40 in Untersuchungshaft befindlichen Gefangenen. Abwechselnd wird dann noch den einen Sonntag auf der großen Zuckerplantage Meerzorg auf dem rechten Ufer des Surinameflusses, Paramaribo grade gegenüber, und den andern Sonntag in Rossignol in einer von einem begüterten christlichen Mulatten erbauten Kapelle von einem unsrer Sendboten um 9 Uhr vormittags gepredigt. Sonntag nachmittag von 1/2 4—1/2 6 Uhr wird in der Kirche der Stadtgemeine die sogenannte Sonntagslehre gehalten, auf die wir noch zurückkommen, und um 7 Uhr abends (bis 8 Uhr während) ebendaselbst die stets sehr gut und stärker als die Vormittagspredigt besuchte Abendpredigt. Selbstverständlich finden auch Morgen- und Abend-Predigten in unsern 3 Vorstadtgemeinen statt, an deren Halten, namentlich zu Festzeiten, sich auch Missionare vom Missionsquartier der großen Stadtgemeine öfters beteiligen. Das die Gottesdienste an gewöhnlichen Sonntagen!

In der Woche findet ebenfalls jeden Abend um 7 Uhr ein halbstündiger Gottesdienst statt und zwar in folgender Weise. Am Montag ist gewöhnlich eine sogenannte Singstunde, in der man nach Art der Brüder-

gemeine Verse aus verschiedenen geistlichen Liedern, nach einem leitenden Grundgedanken zusammengestellt, mit einander gemeinschaftlich singt, ein bei der Negergemeine sehr beliebter Gottesdienst. Nur einmal im Monat wird statt dessen eine Missionsstunde gehalten, die ebenfalls sehr besucht ist. Dienstag Abend wird die ins Negerenglische übersetzte Zahn'sche biblische Geschichte des alten Testaments mit kurzen Nutzanwendungen vorgelesen, was, wie wir schon früher bemerkten, darum von Gewicht ist, weil das Alte Testament nicht in negerenglischer Uebersetzung existiert und außerdem doch noch recht viele Gemeinglieder von der Sklavenzeit her des Lesens unkundig sind. Die mäßig zahlreichen Zuhörer entwickeln eine gespannte Aufmerksamkeit, wie denn im allgemeinen die Bibelkenntnisse eines Teils der Gemeine wirklich überraschend gute sind. — Gewöhnlich findet am Mittwoch Abend kurz gesagt eine Katechisation für Erwachsene statt, in der etwa das Evangelium des letzten Sonntags oder die am Abend vorher betrachtete alttestamentliche Geschichte oder sonst ein biblischer Text besprochen wird. Dieser Gottesdienst trägt einen mehr vertraulichen Charakter, und Männer wie Frauen antworten unerschrocken und brav. Wo der Neger überhaupt kein böses Gewissen hat, ist er freimütig, mitteilsam und lebhaft. Die Gottesdienstordnung für den Mittwoch wird aber bisweilen durchbrochen. An diesem Tage werden in der Passionszeit die sehr stark besuchten Passionspredigten, an diesem Tage nach jedem Abendmahl die „Danksagungen" (Gesang, Schriftlektion, Gebet), acht Tage darauf eine Gebetsversammlung für die „Neugetauften" und wieder acht Tage später eine Gebetsversammlung für die Tauf- und Aufnahme-Kandidaten wie die „Neuen Leute" gehalten. Diese Gebetsversammlungen bestehen aus Gesang, einer geistlichen Ansprache mehr allgemeiner Art oder über ein

besondres Thema, und aus Gebet; sie werden natürlich auch von Leuten besucht, die nicht zu der betreffenden „Klasse“ gehören. Einmal im Jahr wird ebenfalls an einem Mittwoch abend das „Reglement der evangelischen Brüdergemeine in Suriname“ d. h. die Grundsätze und Ordnungen gelesen und erläutert, welche für unsre dortigen Missionsgemeinen maßgebend und bindend sind. — Zur gleichen Stunde am Donnerstag findet neutestamentliche Bibelerklärung, vorwiegend der Episteln und Apostelgeschichte, statt. Dieser Gottesdienst ist einseitig d. h. vorwiegend von Männern besucht. Am Freitag dagegen sind Männer und Frauen gleich zahlreich vorhanden; denn da wird eine Harmonie der vier Evangelien gelesen. Am Sonnabend ist wieder eine Singstunde mit eingestreuten Schriftlektionen und Schlußgebet, ein Gottesdienst, in welchem die Woche austönt und der Sonntag bereits anklingt. Das empfindet auch die Gemeine und sammelt sich meist in ziemlicher Anzahl. — Können wir überhaupt im allgemeinen sagen, daß die Sonntagsgottesdienste wirklich gut, die Wochengottesdienste wenigstens leidlich besucht werden, so gilt das doch dann nicht, wenn kurz oder unmittelbar vor einem Gottesdienst ein tropischer Regenguß herabbraust. Und das ist den Leuten nicht so sehr zu verübeln; denn auch nur wenige Schritte, unter dem vortrefflichsten Regenschirm während einer solchen Sturzflut zurückgelegt, genügen, um Einen bis auf die Haut zu durchnässen, und da außerdem die ungepflasterten Bürgersteige und Straßen gleichzeitig in eine Art von Auflösungszustand geraten, und Jedermann in dem Klima keine dunklen Tuch-, sondern helle Wasch-kleider trägt, die dann in einem Augenblick aufs fürchterlichste zugerichtet sind, so muß man sich höchstens darüber wundern, daß auch in der Regenzeit immer noch so Viele den Gottesdienst besuchen. An den

Sonntagen ist es aber insofern nicht so schlimm, als bekanntlich auch in der Höhe der Regenzeit kein Tag vergeht, an welchem nicht während mehrerer Stunden von einem wolkenfreien Himmel strahlender Sonnenschein herabflutet, so daß also stets wenn nicht der Morgen-, so doch der Abend-Gottesdienst ungestört besucht werden kann. Einigermaßen beeinträchtigt durch diese Regengüsse wird häufig die Feier des Weihnachtsfestes, welches in die sogenannte kleine Regenzeit (von Anfang Dezember — Ende Februar) fällt; das Osterfest ragt auch meist in den Beginn der großen Regenzeit, ja Pfingsten stets mitten hinein in dieselbe.

Auf dem Weihnachtsfest lassen wir aber den Finger noch eine Weile ruhen; denn mit ihm beginnen wir, wenn wir uns nun auf eine kurze Besprechung der Art und Weise einlassen, wie in Paramaribo die Kirchenfeste gefeiert werden. Die dortige Feier des Weihnachtsfestes unterscheidet sich von der unsern hauptsächlich dadurch, daß ihr manches fehlt, was uns das Fest der Geburt unsres Heilandes von früher Jugend an lieb und wert macht. Doch müssen wir gleich hinzufügen, daß das Fehlende Gott sei Dank nur dem Gebiete der äußern Feier angehört. — Nicht zu Weihnachten, sondern am 5. Dezember, dem St. Niklastag, pflegt man sich in Holland Geschenke zu überreichen. Diese Sitte mit ihrem übrigen Drum und Dran hat sich auch in Suriname eingebürgert; nur unsre überwiegend deutsche Missionsfamilie pflegt in ihrem engen Kreise ein deutsches Weihnachten zu feiern. Am Niklastag aber wogt ein geräuschvoll ausgelassnes Treiben durch die Straßen der Stadt, allerhand Mummenschanz wird getrieben, und da der Neger viel Sinn für das Komische und Neigung für Putzsucht besitzt, so sieht man häufig gar nicht üble Verkleidungen und Charakterfiguren auf der

Straße, denen dann singend und jubelnd ein großer Haufe von nicht bloß Kindern, sondern auch Erwachsenen folgt, während am Abend die Chinesen ihre knatternden und zischenden Feuerwerkskörper zur Ergötzung der Menge abbrennen. Dabei soll aber ein kleiner Zug nicht vergessen werden. Als vor ein paar Jahren wieder einmal der Niklastag auf einen Sonntag fiel, näherte sich eine Anzahl Vermummter, umjauchzt von mehr als 200 Personen, unserm Missionsquartier, wo grade die Abendpredigt stattfand. In dem Augenblick indes, wo die Schar das erste unsrer Wohnhäuser erreicht hatte, brüllte aus ihrer Mitte eine Löwenstimme: „Tan tiri now! Kerki de!" (Seid nun still, 's ist Kirche!) Da verstummte sofort der Gesang wie das Jauchzen, und der Haufe zog lautlos weiter; so ward die Störung der Predigt vermieden, die bei den stets geöffneten Fenstern doppelt empfindlich gewesen wäre.

Das in Kürze der Tag, welcher die Weihnachtsgaben vorwegnimmt! So naht aber das Fest selber heran. Je nachdem die Zeit zwischen dem 4. Advent und dem heiligen Abend kürzer oder länger ist, wird, wie bereits erwähnt, unmittelbar vor oder gleich nachher an 2 Tagen die Kirche „gewaschen". Am 23. Dezember nachmittags findet in einem geräumigen Saal der Mädchenschule die sogenannte kleine Christnacht für die Kinder der Missionsfamilie statt, an der die erwachsenen Mitglieder derselben natürlich aber auch teilnehmen. Der Gesang deutscher Weihnachtsverse wechselt ab mit dem Aufsagen solcher seitens der größeren Kinder, von deren Lippen man sonst fast nur negerenglische Laute hört; sie haben dieselben in ihrer deutschen Kleinkinderschule gelernt. Die Nennen sitzen im Hintergrund mit den ganz Kleinen. Doortje besorgt mit Geschäftigkeit und Würde zugleich den Liebesmahlsthee. — Am 24. Dezember früh versorgen sich unsre Missionare

mit einem Ersatz für den deutschen Christbaum. Wie in jenem Lande das weihnachtliche Schneekleid fehlt, so besitzt es auch keine Nadelbäume, ja die einheimische Bevölkerung kennt überhaupt nicht die schöne Sitte des Weihnachtsbaumes. Doch auf dem Missionsquartier schmückt man in Ermangelung von etwas bessrem Zweige vom Mangobaum mit nußbaumähnlichen Blättern oder man bedient sich des Pegrekoe-Baumes mit kleinen, der Myrte ähnlichen, sehr schnell welkenden Blättern, dessen Wuchs und Zweigbildung aber an die Tanne erinnert. — Nachmittags um 3 Uhr findet die Weihnachtsfeier für die kleineren Negerkinder statt; alle erscheinen in weißen Kleidern; die kleinen Mädchen machen in ihrem Aeußern sogar einen mehr als saubren, einen gradezu gezierten Eindruck, da ihre Kleidchen, möglichst steif gestärkt, weit abstehen und ihr kleiner Turban (Hangissa) möglichst zierlich gebunden und ausgeschmückt ist. Dieser kirchlichen Feier die Form eines Liebesmahls zu geben, geht nicht an, da die Zahl der Kleinen zu groß. Aber mit fröhlichem Aufthun des Mundes geben sie auf die an sie gerichteten Fragen bezüglich der Weihnachtsgeschichte Bescheid und singen ihre Arien und Weihnachtsverse. Sie freuen sich offenbar kindlich darüber, daß auch ihnen der Heiland geboren ist. — Kaum ist um 6 Uhr die Sonne untergegangen, so wird es in den Wohnungen der Missionare sehr hell, die Eltern feiern dort mit ihren Kleinen Weihnachten, und die Nennen, Aufwartemädchen wie etwaige Freunde und Bekannte aus der Stadt stellen sich auch dazu ein. Ja nicht bloß sie, sondern verwunderlicher Weise strömen massenhaft Leute aus der Stadt, die keineswegs zu unsrer Kirche gehören, aus und ein in den Wohnungen der Missionare, um sich überall den Weihnachtsputz anzusehen. — Um 7 Uhr abends ist dann die Feier der sogenannten großen Christnacht in der Kirche für den erwach-

senen Teil der Gemeine. Festlich erleuchtet ist der Raum, aber freilich er kann die Besucher bei weitem nicht alle fassen, sondern draußen stehen noch dichte Scharen, Kopf an Kopf; mancher mag kommen, angelockt nur vom äußern Lichterglanz, doch in den Herzen der Mehrzahl dürfte etwas von der innern Sehnsucht brennen, welche die Weisen aus dem Morgenlande in dem Stern von Bethlehem nur den Wegweiser zum neugebornen König von Bethlehem erblicken ließ. Dieser Gottesdienst dauert bis 8 Uhr. Nach demselben findet dann im Speisesaal des Vorsteherhauses beim Gesange deutscher Weihnachtsverse ein kleines Liebesmahl statt, das die erwachsenen Mitglieder der Missionsfamilie vereinigt. Deutsche Leserinnen wären vielleicht zu denken geneigt: Bei dieser Gelegenheit mag wohl eine recht trübselige Nebelstimmung auf der Gesellschaft lagern und mancher Gedanke unerfüllbarer Sehnsucht nach dem Vaterland und den Lieben daselbst mühsam in der Seele zurückgehalten und verriegelt werden! Aber weit gefehlt! Die ganze Erde ist des einst Gebornen, und gemeinschaftliche Missionsarbeit macht anhänglich unter und fröhlich mit einander. Einer unsrer Missionare schreibt grade im Blick auf diese Feier: „Ich schäme mich nicht, es zu gestehen, wehmütige Gedanken bewegten mich nicht, sondern nur der Wunsch: Möchten die Lieben daheim auch so fröhlich Weihnachten gefeiert haben wie wir hier!" — Die Predigt am Vormittag des ersten Feiertags lassen wir verregnen. Da sind denn bloß etwa 3—400 Zuhörer in der Kirche, und die im Gefängnis wie im Landesarmenhaus predigenden Brüder haben auch einen wenig lockenden Gang durch Schmutz und Pfützen zurückzulegen. — Abends um 7 Uhr ist ein liturgischer Gottesdienst in der Kirche, die dicht besetzt ist. Fröhlich frischer Gesang der Erwachsenen, abwechselnd mit den Liedern heller Kinderstimmen dem Kindlein in der Krippe zu Ehren! —

Lassen wir am zweiten Feiertag die Sonne an einem unbewölkten Himmel aufgehen, — ja, dann ist ein solcher Zudrang zu unsrer Kirche, daß schon ½ Stunde vor Beginn der Vormittagspredigt jeder Platz, auch die Treppen zu den Emporen, ausgefüllt ist und auch draußen im Vorgarten und zwischen den Hecken des Wäschplatzes dahinter sich kein Raum mehr bietet. Die später Kommenden eilen zur neuen Wanikakirche, dort ist's ebenso, zur Kirche von Rust en Vrede, dort nicht anders — das ist schmerzlich namentlich im Blick auf Manchen, der zum Feste, um sich wieder einmal ein Gotteswort zu holen, die weite Reise aus dem Goldfeld zur Stadt gemacht hat und nun doch nirgends an- und herein-kommen kann. Mit der Predigt ist heute eine Taufe von Erwachsenen verbunden. Schon der äußre Anblick der Versammelten ist ein festlich feierlicher. Der amtierende Missionar, bereits während der Predigt in dem altbrüderischen, bei Spendung der Sakramente getragnen, weißen Talar, steigt von der Kanzel herab und begiebt sich hinter den Rednertisch. Die ganze, den weiten Raum füllende Gemeine, Männer wie Frauen, ist in völlig weißen Gewändern erschienen. Auf den vordersten Bänken, dem Missionar mit seiner nur an sie sich wendenden Rede zunächst, sitzen die Täuflinge — auf der einen Seite ein indischer Kuli mit dem feinen, schwermütigen Gesicht, neben ihm ein nettgekleideter, freundlich aussehender Mulatte, neben diesem ein grauköpfiger Neger und zuletzt ein Chinese, dessen Landsleute, unsre chinesischen Christen, wohl 2 Bänke füllend in mehr als äußerlicher Teilnahme unmittelbar hinter ihrem Stammesbruder Platz genommen haben; auf der andern Seite die greise Sabana, eine hart gesottene, unbeugsame Götzendienerin, der unser Stadtmissionar aber nicht Ruhe ließ, bis auch sie in elfter Stunde vor dem Gekreuzigten ihre Kniee beugte, neben ihr

die dreißigjährige Maria, deren Gesichtszüge es deutlich verraten, daß sie erst, nachdem sie lange auf den Bahnen der Sünde und Schande sich abgemüdet, eine Mühselige und Beladene geworden ist, an ihrer Seite ein Kulimädchen, wie die indischen Mädchen bei ihrer Geburt beklagt, von ihren Eltern mit nach Suriname genommen und nach dem Tode derselben uns zum Unterricht und zur Taufe übergeben, eine arme Waise, die aber nun das Vaterhaus und das Vaterherz des lebendigen Gottes kennen gelernt hat — das ist das äußre Bild der Versammlung. Von dem Ergreifenden der Taufhandlung selber, von der entscheidenden Bedeutung des Schrittes, den die Täuflinge thun, indem sie der Sünde und Abgötterei den Abschied geben, um sich dem himmlischen Vater und seinem Sohne, der sie mit seinem Blute erlöst, zum ewigen Eigentume zu weihen, — sind nicht bloß sie selber, sondern auch die Missionare, ja gewiß der weitaus größte Teil der Gemeine durchzittert und durchbebt; das mit Worten auszumalen, darauf verzichten wir aber. Erfülle der heilige Geist die Getauften mit Kraft aus der Höhe, damit sie das in Treuen zu halten vermögen, was sie in dieser Stunde gelobt und bekannt. — Die Abendpredigt um 7 Uhr bildet den Abschluß der festlichen Tage. Eine ganze Anzahl von Männern und Frauen, die bisher andren Kirchen angehört, werden nach vorangegangner „Lehre" in die unsre aufgenommen. (Eine solche Aufnahme pflegt zweimal im Jahr, am 2. Weihnachts- und 2. Oster-Feiertag stattzufinden). Sie haben, wie schon früher erwähnt, darum gebeten, weil ihre Zugehörigkeit zu den andern Kirchengemeinschaften, der ihnen unverständlichen, holländischen Sprache wegen, eigentlich nur eine tote Form ist. Nun hat sich aber Leben aus Gott und damit Hunger und Durst nach Speise für ihre Seelen in ihren Herzen geregt, da treibt sie's, sich einer

Kirche anzuschließen, deren Sprache ihre eigne ist. Durch einen Kuß, den Helfer oder Helferinnen ihnen geben, erfolgt die Aufnahmehandlung, nach einer an die Aufzunehmenden gerichteten, passenden Ansprache. —

Dem Neujahrsfest geht ein Gottesdienst am Sylvesterabend um 7 Uhr vorher, in welchem ein Rückblick auf die Ereignisse geworfen wird, welche während des verflossenen Jahres für das äußre und innre Gedeihen der Gemeine von Gewicht waren. Die mitternächtliche kirchliche Feier beschränkt sich auf den Kreis der Missionsfamilie. Früher war sie wie in unsern deutschen Brüdergemeinen eine öffentliche und allgemeine, aber davon hat man schon seit Jahren Abstand genommen, weil allerhand Pöbel den Gottesdienst störte. Denn haben schon an den Abenden zwischen Weihnachten und Neujahr die Chinesen in zahlreicher Gefolgschaft von Negerjugend die Licht- und Knall-Effekte ihrer Feuerwerkskörper immer zügelloser spielen lassen, so erreicht am Sylvesterabend dieses Treiben wie das Knattern von Gewehrsalven, das Gejauchze und Gejohle in den Straßen eine ungeahnte Steigerung, bis um Mitternacht vom Fort ein das neue Jahr begrüßender Kanonenschuß fällt und damit das Signal zu einem minutenlangen Höllenlärm giebt, von welchem ein Europäer sich schwerlich eine Vorstellung machen kann. — In der Predigt am folgenden Vormittag, wo wieder der Platz nicht zureicht, erscheint die farbige Bevölkerung im doppelten Sinne des Wortes als solche, denn die weißen Festgewänder von Weihnachten weichen an diesem Tag festlich bunten. Nach der Predigt sammelt sich die Missionsfamilie in der Kirche, und nun erscheinen die Helfer und Helferinnen, die Diener und Dienerinnen, die Mitglieder des Gemeente Raad und die Lehrer, um ihre Glückwünsche zum neuen Jahr unsern Boten darzubringen. Der „Granhelperbrara“ (Oberst-

helferbruder) Oldenstam, der erste der Helfer, macht den Sprecher für die einen; für die eingebornen Lehrer ergreift der erste Lehrer der Knabenschule, A. R. Einaar, das Wort. Beim Mittagessen im Speisesaal des Vorsteherhauses — man entschuldige die kleine Abschweifung vom Thema! — naht in langem Zuge das weibliche Hauspersonal aus Küche und Wäscherei, und eine Jede sagt mit einem tiefen Knix zu jedem Missionar und jeder Missionsfrau: „Mi feliciteri, masra (oder missi)!" Zum Schluß erscheint noch (oder erschien vielmehr, denn er ist vor kurzem entschlafen) der alte Seppi, (eigentlich heißt er: Josef Pruis Arimathia), der „Platzknecht", und spricht in herzlichen Worten, die gegen das Ende in ein ergreifendes, inniges Gebet übergehen, seine Wünsche für die Missionsfamilie aus. Das ist auch eine jener edlen Goldseelen, die sich doch nicht so selten unter mancherlei Schlacken in Paramaribo finden, einfältig vor der Welt, aber gewiß großgeachtet im Himmelreich. Sieht man ihn mit dem Besen in der Hand auf dem Missionsquartier schalten und walten, so muß man unwillkürlich über die plumpe, ungelenke Gestalt lachen; aber ehrlich und treu ist er, ja spricht man mit ihm, so verstummt das Lachen sofort; denn daß man einen kindlich gläubigen, tiefgegründeten und gediegenen Auserwählten unsres Gottes vor sich hat, den Eindruck bekommt man mit unwiderstehlicher Gewalt, — auch Einer, an dem der Herr die Arbeit unsrer Mission reich gesegnet hat. —

Ueber die Feier der Karwoche wie die des Osterfestes, des Himmelfahrtstages und Pfingstfestes bemerken wir kurz, daß dieselbe der Hauptsache nach völlig übereinstimmt mit der Art und Weise, wie man in den deutschen Brüdergemeinen diese Festtage begeht; höchstens wäre zu bemerken, daß die Litanei am Ostermorgen immer

nur in der Kirche und nie auf dem Gottesacker gebetet wird, da man sich nicht Störungen seitens mutwilligen Pöbels aussetzen will. Am zweiten Pfingstfeiertag findet die andre der beiden jährlichen Taufen von Erwachsenen statt. — Noch erwähnen wir, daß seit einigen Jahren auch die Feier eines jährlich wiederkehrenden Missionsfestes eingeführt worden ist und sofort ungemeinen Anklang bei der Negergemeine gefunden hat. Aus Rücksicht auf den Plan dieses Büchleins müssen wir uns versagen, eine wirklich herzerwärmende Schilderung eines solchen Festes, die uns vorliegt, hier wiederzugeben. Wir beschränken uns auf ein paar trockne Notizen. Jene Schilderung stammt aus der Feder eines unsrer Missionare, der früher Gelegenheit hatte, vielen Missionsfesten in Deutschland beizuwohnen, in Städten, Dörfern und Brüdergemeinorten, auch in der deutschen Reichshauptstadt, wo stets die besten Festredner aufgeboten waren. „Aber, so sagt er, ein Missionsfest in „der Mission selbst, an dem man eine aus den Heiden „gesammelte Gemeine von Negern, Chinesen und indischen „Kulis vor sich hat, ist doch erst das Eigentliche und „Wahre!" — Die Form der Feier ist die auch bei uns allgemein übliche: Vormittags Missionspredigt mit sich daran schließendem, allgemeinem Missionsbericht; am Nachmittag nach einer biblischen Einleitung mit Gebet verschiedne freie Ansprachen, Erzählungen, Berichte, abwechselnd mit Chor- und allgemeinem Gesang, — eine Zusammenkunft von 3stündiger Dauer bei ungeteilter Aufmerksamkeit trotz unbeschreiblicher Hitze; am Abend noch eine kurze Missionspredigt. — Einen besonders ergreifenden Eindruck machte es am Nachmittag, als einer unsrer Missionare von Labrador berichtete, wo er früher ein paar Jahre gearbeitet, als Mitglieder der Missionsfamilie aus dem „Paulus" von Mendelssohn erst das Duett: „So sind wir nun Botschafter

an Christi Statt“ und dann alle zusammen den darauf folgenden Chor: „Wie lieblich sind die Boten, die den Frieden verkündigen“ sangen, als die ganze Gemeine sich in dem Liede vereinigte: „Laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen!“ und die Hunderte, welche aus Mangel an Platz die Kirche umstanden und bis dahin lautlos gelauscht hatten, um möglichst viel von dem drinne Geredeten zu erhaschen, begeistert in den Gesang mit einstimmten. Nicht bloß reiche Missionskollekten und die bei dem leicht erregbaren Negercharakter sehr erklärlichen Aeußerungen der höchsten Befriedigung und Freude in den nächsten Tagen, sondern die stete Zunahme der Mitglieder des Fünfcentvereins, der jährlich 1000 Gulden (1700 Mark) an die heimische Missionsdirektion sendet, ja die Gewißheit, daß eine erfreulich große Anzahl der Gemeinmitglieder mit kindlichem Verständnis, aber auch in kindlichem Glauben das „dein Reich komme!“ mit betet, — bezeugen unsern Boten, daß diese Feste gute Früchte tragen. —

14. Taufe und kirchliche Pflege der heranwachsenden Jugend.

Wir erwähnten bereits, daß die Anmeldung der Kinder zur Taufe auf der „großen Stube“ erfolgt und gewöhnlich durch die Mutter geschieht. Sie erscheint dort mit dem vom Standesamt ausgefertigten Geburtsschein des Neugebornen. Ist sie dem dienstthuenden Missionar persönlich nicht bekannt, so stellt er erst fest, ob das Kind einem recht-

mäßigen Verhältnis entsprossen ist. Ist das nicht der Fall, so sucht man die Frau wo möglich zu bewegen, daß sie den Vater des Kindes zur Stelle bringt. Dann redet man nachdrücklich und väterlich mit beiden. Der Erfolg ist natürlich ein sehr verschiedenartiger. Bisweilen hat man Gelegenheit, erfreuliche Blicke in stilles häusliches Glück, bisweilen aber auch Entsetzen erregende in einen Abgrund von Leichtsinn und Sünde zu thun.

Sind die Besprechungen mit den Eltern erledigt oder überhaupt nicht nötig gewesen, so verhandelt man mit der Mutter weiter über die Taufe selber. Erst wird das Geschäftliche erledigt, d. h. man notiert in einem „Anmeldebuch" den Namen des Kindes wie den seiner Eltern und Paten. Bei Knaben pflegen 2 Männer und 1 Frau, bei Mädchen 2 Frauen und 1 Mann Pate zu stehen. Die Paten müssen kirchlich unbescholten, d. h. nicht irgendwie der Strafe der Kirchenzucht unterworfen sein; gelegentlich kann es sich als nötig herausstellen, daß man noch einen der Paten rufen läßt, um mit ihm zu reden. Nachdem diese Dinge erledigt sind, entspinnt sich zwischen dem Missionar und der Mutter ungefähr folgendes Gespräch, aus dem wir ein paar Akkorde angeben, um seine Tonart zu kennzeichnen:

Missionar: Also nächsten Sonntag vor (oder nach) der Predigt wird dein Kindlein getauft werden. Aber warum willst Du es eigentlich taufen lassen?

Mutter: Damit es ein Eigentum des Herrn Jesu Christi werde!

Missionar: Wie kann das aber durch die Taufe geschehen?

Mutter schweigt meist auf diese Frage.

Missionar: Nun, was thut denn der Leriman mit dem Kinde, wenn es an den Tauftisch getragen wird?

Mutter: Er gießt Wasser auf seine Stirn.

Missionar: Ueberlege! Zu welchem Zweck gießest Du Wasser auf deine Hände oder dein Haupt?

Mutter: Um mich zu reinigen von Schmutz und Staub.

Missionar: Von welchem Schmutz soll dann aber das Taufwasser dein Kind rein waschen?

Mutter: Vom Sündenschmutz.

So folgt eine kurze weitre Erklärung und der Missionar frägt dann etwa: Hat denn dein Kind schon Sünde? Es ist ja noch so klein, so unschuldig?

Mutter schweigt und sucht nach einem Ausdruck für ihre Gedanken.

Missionar: Wenn Du Banane pflanzest, wächst dann Cassaba?

Mutter: Nein, Banane.

Missionar: Wenn Du Apfelsine pflanzest, wächst dann Bakuba?

Mutter: Nein, Apfelsine.

Missionar: Sieh, so ist's auch mit den Menschen! Art erzeugt dieselbe Art (Negerenglisches Sprüchwort: Spele meki spele). Eine sündige Mutter hat ein sündiges Kind.

Darauf macht der Missionar die junge Mutter noch auf ihre Pflichten dem Kinde gegenüber aufmerksam (Fürbitte, christliche Erziehung, gutes Beispiel) und entläßt sie nun. — Ist dann der Sonnabend gekommen, so wird der Taufschein und ein Zettel mit dem Namen des Kindes für den die Taufe haltenden Missionar geschrieben. Außerdem ist der das Kirchenbuch führende Missionar, falls er nicht selbst die Taufe hält, in der Taufe zugegen, da häufig mehrere Kinder zugleich getauft werden, und sieht darauf, daß keine Verwechslung mit den Paten und den Namen der zu

taufenden Kinder entsteht. — Am Montag nach vollzogner Taufe werden endlich die Namen des Täuflings in die Kinderliste, den Katalog und im „Sprechbuch" beim Namen der Mutter eingetragen. Letzterer Umstand, befremdlich für uns, erinnert eben auch daran, daß die Nachwirkungen der unter dem Banne der Sklaverei herrschenden Zustände, von denen wir in Abschnitt 16 sprechen, noch nicht überwunden sind.

Um dem Leser einen ungefähren Begriff von der jährlichen Zahl der Taufen zu geben, so führen wir an, daß im Jahre 1890 in der großen Stadtgemeine 211 Taufen von Kindern (und 22 von Erwachsenen) stattfanden. Das ergiebt, von den Erwachsenen abgesehen, bei 52 Sonntagen im Durchschnitt ungefähr 4 Taufen für den Sonntag, da alle Kinder (außer im Fall der Nottaufe) in der Kirche getauft werden. Die Zahl der Kinder bis zu zwölf Jahren im Schoße der Stadtgemeine überhaupt belief sich am Schlusse des Jahres 1890 auf 2790, was wir hier im Blick auf das Folgende schon vorausschicken.

Von der häuslichen Erziehung der Kleinen haben wir hier nicht zu sprechen und bemerken nur, daß dieselbe zwar sehr verschiedenartig ist, aber im allgemeinen leider noch ziemlich viel zu wünschen übrig läßt.

Ein sehr großer Teil der Kinder wird mit 4 Jahren in die Bewaarschool (Kleinkinderschule) gebracht. Dort ist für passende Aufsicht, körperliche Pflege und Beschäftigung gesorgt; dort wird auch in einer dem kindlichen Verständnis entsprechenden Weise, soweit Menschen dabei mitwirken können, der Grund zu dem persönlichen Glauben der Kleinen gelegt.

Sieben Jahre alt treten sie darauf in unsre Schulen ein. Jeden Montag früh um 8 Uhr ist ein besondrer Gottesdienst für die Schulkinder, von einem Missionar oder

vom ersten Lehrer gehalten. Zeitenweise fand auch Sonntag vormittag von 9—$^3/_4$10 Uhr ein Kindergottesdienst statt, der aber unsers Wissens aus Mangel an Kräften gegenwärtig nicht aufrecht erhalten wird. Im übrigen folgt die Jugend ihren Eltern in die öffentlichen Gottesdienste. Von der Schule aus wird sie nur an hohen Festtagen durch ihre Lehrer und Lehrerinnen ins Gotteshaus geleitet, wenn die weißgekleidete Schar als besondrer chorus musicus in dem liturgischen Teil des Gottesdienstes Verwendung findet.

Haben sie das Alter von 12 Jahren erreicht und die zehn Gebote, die Glaubensartikel und das Vaterunser fehlerfrei auswendig gelernt, so werden sie auf die „große Stube" geleitet und erhalten dort eine eigne Kirchenkarte. Welcher Kirchenklasse werden sie aber damit eingereiht? Nun, wir haben uns schon daran gewöhnt, daß in Paramaribo die Einrichtungen selber besser sind als die Namen dafür. So werden wir nicht erschrecken, wenn wir hören, daß die Zwölfjährigen nun zur Klasse der „Neugetauften", d. h. der getauften (aber noch nicht zum Abendmahl zugelassenen) Erwachsenen gerechnet werden*). So lange die Kinder nicht die Schule verlassen, d. h. bis zu ihrem 13.,

*) Anmerkung. Der völlig unzureichende Name der „Neugetauften" schreibt sich aus früheren Zeiten, in denen die Zahl der getauften Erwachsenen sehr groß, die der von bereits christlichen Eltern gebornen Kinder aber sehr klein war; da wurden die letzteren ohne große Uneigentlichkeit unter der Bezeichnung der ersteren mit einbegriffen. Im Lauf der Jahre hat sich dies Zahlenverhältnis indes völlig umgedreht, die Zahl der als Erwachsene Getauften ist verhältnismäßig sehr klein gegenüber der der getauften Kinder, aber gleichwohl behielt man die nunmehr ganz unzutreffende Bezeichnung bei, der zufolge nun vor 12 und mehr Jahren Getaufte noch immer Neugetaufte (!) genannt werden.

14. Jahr führt der Besitz der eignen Karte übrigens keine äußerlich greifbaren Veränderungen in ihrer bisherigen kirchlichen Stellung herbei. Treten sie aber ins Leben hinaus, so wird ihnen warm und dringend ans Herz gelegt, die für sie speziell bestimmte Sonntagslehre treu und regelmäßig zu besuchen. Irgend welcher Zwang in dieser Hinsicht kann freilich nicht ausgeübt, sondern nur von den Missionaren mit oder ohne Vermittelung der Helfer und namentlich der Lehrer den Eltern empfohlen werden, daß auch sie ihre Kinder zum Besuch dieser „Lehre" anhalten. Aber viele unentschuldbare und entschuldbare Umstände (z. B. die Erlernung eines Berufes außerhalb der Stadt) veranlassen es, daß nicht alle, die kommen könnten und sollten, wirklich kommen und daß darum in ihren persönlichen Beziehungen zur Kirche für die Zeit bis zu ihrem 18. Lebensjahr eine Lücke entsteht. Die Sonntagslehre, einmal monatlich für die Knaben apart und ebenso oft für die Mädchen, wird am Nachmittag von 1/2 4—5 oder 1/2 6 Uhr gehalten. Was die dabei herrschende äußre Ordnung betrifft, so sind die Knaben musterhaft, aber eine Schar von 80—100 halbwüchsigen, jugendfrischen Negermädchen von jeglichem Geflüster und Gekicher abzuhalten, geht beinah über Menschenvermögen; ihnen gegenüber muß gelegentlich ein scharfes Wort geredet oder gar einmal ausnahmsweise eine weggeschickt werden. — Womit beschäftigt man sich nun aber in der Sonntagslehre? Nun zuerst wird der ungeschmälerte Besitz der bereits während der Schulzeit erlangten religiösen Kenntnisse im Auge behalten und durch gelegentlich vorgenommene Wiederholungen gesichert. Sodann widmet man seine Aufmerksamkeit der Erweiterung dieser Kenntnisse. Beispielsweise wird die Leidensgeschichte unsres Heilandes, die Bergpredigt, die 7 Sendschreiben und andres durchgenommen, indem der leitende Missionar

ein Stück davon erst liest, dann erklärend bespricht und schließlich die Schüler es wiedererzählen läßt oder es ihnen abfrägt. Letztere zeigen sich dabei recht interessiert, antworten rasch und freimütig und bringen unbefangen Fragen vor, die ihnen selbst entstehen. Dazwischen, ebenso am Anfang und Ende werden Liederverse oder Gesänge aus dem „Arienbuch" angestimmt.

Aber nicht bloß frühere Zöglinge unsrer Schulen in Paramaribo tauchen in der Sonntagslehre auf, sondern recht häufig treten eben der Schule entwachsene Knaben und Mädchen, welche, auf dem Lande geboren, zu einer unsrer Plantagengemeinen gehört haben, in der Stadt in Stellung. Die Schulbildung dieser Zuzüglinge läßt nicht selten aber zu wünschen übrig, da sie zu weit ab von der Schule der Plantagenstation wohnten, um dieselbe regelmäßig besuchen zu können. Infolge davon sind auch ihre religiösen Kenntnisse dürftig. Das stellt sich heraus, wenn sie, in die Stadt gezogen, auf der „großen Stube" erscheinen, um dort gegen Vorzeigung ihres Taufscheins eine ihre Zugehörigkeit zur Stadtgemeine bescheinigende Kirchenkarte zu erhalten. Einer der dort amtierenden Missionare prüft da sofort ihre Kenntnisse im Katechismus, und wenn der Geprüfte nicht besteht, so lautet das Urteil dahin, daß er erst die „Kartenlehre" durchmachen müsse, ehe sein Wunsch Berücksichtigung finden könne. Hat der (oder die) Betreffende 12—15 Wochen lang die einmal wöchentlich gehaltene „Kartenlehre" besucht, so besteht die Frucht des Unterrichtes dann darin, daß er seinen Katechismus fehlerlos kann und die Bedeutung des Gelernten gefaßt hat, — das Ziel, das der Missionar in erster Linie im Auge hat — und daß er nun die ersehnte Karte erhält, welche ihn in die Klasse der „Neugetauften" der großen Stadtgemeine einreiht, — das Ziel, das diese Zuzüglinge selber meist

noch höher schätzen als die Ausfüllung der Lücken in ihren Kenntnissen; denn die großen Kinder denken eben doch: Einwohner der großen Stadt Paramaribo und Mitglied der großen Stadtgemeine zu sein, deren Mitgliedskarten zufällig auch ein andres, etwas kleineres Format haben als die der Plantagengemeinen, — das ist doch erst das Rechte und Wahre. Diese kurze Auseinandersetzung wird gleichzeitig auch dem Leser die Dunkelheit der Bezeichnung: „Kartenlehre" aufgehellt haben, welche also nichts mit geographischen Studien zu thun hat, wie man, irregeführt durch den Namen, vielleicht anzunehmen geneigt wäre.

Indes man beschränkt sich nicht bloß auf den Einfluß der „Sonntagslehre", um die heranwachsende Jugend zu christlich mündigen Mitgliedern der Gemeine zu erziehen; nein, auch noch ein andres Mittel wird benutzt, um den Herzen nahe zu kommen und Körner unvergänglichen Samens in sie hineinzustreuen, das sogenannte „Sprechen" („Catechisatie" sagen die Neger). Bekanntlich versteht die Brüdergemeine darunter Seelsorge, d. h. Privatbesprechungen des Seelsorgers mit seinen Pflegebefohlenen in Bezug auf ihr innres, geistliches Leben, die aber nicht bloß auf besondren Wunsch und Veranlassung der letzteren irgend einmal stattfinden, sondern zu bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Terminen entbietet der Seelsorger die seiner Pflege Anvertrauten einzeln zu sich oder sucht sie in ihren Wohnungen auf, giebt ihnen Gelegenheit sich auszusprechen, ermahnt und weist zurecht, ermutigt und tröstet, — kurz oder lang, je nach seiner Gabe und nach dem Bedürfnis der Einzelnen. Ein Zwang für die letzteren, sich ihrem Seelsorger zu diesem Zweck auf seinen Wunsch hin zur Verfügung zu stellen, findet übrigens nicht statt; selbstverständlich ist die Thätigkeit des Seelsorgers ebensowenig bloß auf diese regelmäßig wiederkehrenden Gelegenheiten beschränkt, sondern

er kann auch bei besondren, plötzlich eintretenden Veranlassungen dem Triebe seines Herzens und Gewissens folgen. Diese methodisch eingerichtete Form der Seelsorge ist auch auf allen Missionsgebieten der Brüdergemeine eingeführt und hat sich, richtig gehandhabt, im allgemeinen stets als ein gesegnetes Mittel erwiesen, um ein Verhältnis persönlichen Vertrauens zwischen dem Hirten und den einzelnen Gliedern der Herde zu begründen wie die letzteren in ihrem Leben aus Gott zu fördern. In Suriname besteht diese Einrichtung natürlich auch. In Paramaribo aber hat sie eine wesentlich abweichende Form angenommen und zwar infolge der großen Zahl der Gemeinmitglieder, die es gradezu zur Unmöglichkeit macht, daß jeder Einzelne mehrmals im Jahr auf die Weise mit seinem Seelsorger verkehrt. Von Fällen eines besondren Bedürfnisses abgesehen, in denen selbstverständlich auch der Einzelne sich eine Privatunterredung unter vier Augen ausbitten kann oder zu einer solchen entboten wird, findet dort das „Sprechen" vielmehr gruppenweise statt. Ehe wir aber zu einer Beschreibung davon übergehen, müssen wir noch einmal auf die Bezeichnung dieser Kirchenklasse als der „Neugetauften" zurückkommen. Bisher haben wir nämlich nur von der heranwachsenden Jugend als zu dieser Klasse gehörig gesprochen. Nur für sie ist die „Sonntagslehre" bestimmt. Thatsächlich giebt es nun aber, wenn auch in recht geringer Anzahl, unter den „Neugetauften" solche, welche diese Benennung vollauf verdienen, d. h. Erwachsene, welche bisher Heiden waren und erst in vorgerückteren Jahren durch die Taufe in die Kirche aufgenommen worden sind. Finden sie sich auch nicht bei der Sonntagslehre ein, so erscheinen sie doch beim „Sprechen" der Neugetauften; aber wie gesagt, groß ist ihre Zahl nicht, da nicht sowohl in der Stadt, als auf den Plantagestationen und im Buschland die meisten der

in Suriname noch vorhandnen Heiden für das Christentum gewonnen werden. Außerdem nehmen ebenfalls nicht an der Sonntagslehre, aber am „Sprechen" teil eine ganz beträchtliche Anzahl von solchen, die zwar als Kinder getauft sind, aber das 18. Lebensjahr überschritten haben, ohne konfirmiert worden zu sein. Von ihnen im nächsten Abschnitt mehr!

Dreimal im Jahr, vor Weihnachten, vor Ostern und Ende Juli, und zwar jedesmal an 2 auf einanderfolgenden Wochentagen von 7—½12 Uhr vormittags und von 2—4 Uhr nachmittags findet das „Sprechen" statt, am Sonntag zuvor von der Kanzel nach der Predigt öffentlich angekündigt. An drei Stellen in der Kirche sind Tische aufgestellt, an jedem sitzt ein Missionar, dort 1½ Stunden thätig; dann wird er von einem Kollegen abgelöst. Vor sich hat jeder der 3 Brüder seinen Teil der früher erwähnten Kirchen- oder Sprech-bücher mit den verschiedenfarbenen Schildern; außerdem ist er mit Feder nnd Tinte versehen. An der Kirchenthür sitzen 2 Helferschwestern, auch 1 Helferbruder ist meist zugegen; ihnen zeigen die sich Einfindenden ihre Kirchkarten vor und werden nun von den beiden Pförtnerinnen gleich nach dem Tisch hingewiesen, wo grade der Missionar sitzt, dessen Kirchenbücher dieselbe Farbe im Schilde führen, wie die Kirchkarten der Betreffenden sie tragen. Obwohl ganze Scharen, alle in reinen saubern Kleidern, sich einfinden, herrscht die größte Ruhe und Ordnung. Die Kommenden vereinigen sich dann zu Gruppen von 15—20, legen ihre Karten auf den Tisch vor den Missionar und setzen sich auf eine Bank ihm gegenüber. Erst wird das Geschäftliche rasch erledigt, d. h. der Missionar macht im Kirchenbuch bei dem Namen eines Jeden ein kleines Merkzeichen, welches das Erscheinen desselben beim „Sprechen" bestätigt, überblickt im Fluge, ob laut

eigner persönlicher Wahrnehmung oder dem Berichte der Helfer oder Helferinnen gegen ein Mitglied der zufällig gebildeten Gruppe irgend etwas Besondres vorliegt, was eine Notiz im Kirchenbuch veranlaßt hat und zu öffentlicher Besprechung Anlaß giebt, und sieht auch nach, falls ein wirklich neugetaufter, oder ein als Kind getaufter und nur noch nicht konfirmierter Erwachsener unter der Gruppe ist, ob derselbe seine Kirchenabgaben bezahlt hat oder nicht (daß die Mitglieder unsrer Stadtgemeine erst, wenn sie 18 Jahre alt geworden sind, Kirchenabgaben zu zahlen anfangen, sagten wir bereits früher); im letzteren Fall giebt es eine kleine Rüge. Dann richtet er eine kleine geistliche Ansprache an die Gruppe, aber in mehr ungezwungnem, vertraulich herzlichem Ton, frägt auch und wird gefragt, wendet sich an den Einzelnen, meist hat er ein besondres Thema, das er bespricht, oder besondre Warnungen, die aus allgemein bekannten, neulichen Geschehnissen herfließen; da ist von Eitelkeit und Putzsucht, von Leichtsinn und Unsittlichkeit, von Spiel und Tanz, von Sparsamkeit und Fleiß, von der Treue im Kleinen, von der Reinheit des Herzens, vom Kampf gegen die Sünde, von falscher und echter Freundschaft, von Gebet und Bibellesen, vom Besuch des Gotteshauses, von Liebe und Gehorsam gegen die Eltern, von Demut und Bescheidenheit und noch von andern, ähnlichen Dingen die Rede, wie man sie eben der lieben heranwachsenden Jugend gern ans Herz legt. Diese Art und Weise des „Sprechens“ — sie ist ja nicht ganz dasselbe wie eine seelsorgerische Unterhaltung unter vier Augen; indes offen und persönlich kann man auch einer solchen Gruppe gegenüber verfahren, denn die Neger kennen in ihrer lebhaften Unmittelbarkeit nicht jene sich selbst und Andre bewachende Befangenheit, Berechnung und Zurückhaltung, welche so häufig den Gedankenaustausch eines kleineren oder größeren

Kreises in unsrer gebildeten, christlichen Welt zwangsjackenartig einschnürt, namentlich sobald es sich um Fragen des innern Herzens- und Glaubens-Lebens handelt, Neger genieren sich nicht vor einander. Aber auch abgesehen davon, so haben Pfeile, die gutgezielt auf wenige abgeschossen werden, oft mehr Aussicht dieses und jenes Herz zu treffen und darin zu haften, als wenn man ohne zu zielen seine Geschosse auf einen großen geschlossenen Haufen entsendet. Darum hat dieses „Sprechen" der Einzelnen seinen nicht zu unterschätzenden, ergänzenden Wert neben der öffentlichen Predigt. Die Beziehungen des persönlichen Vertrauens zu den Missionaren als den Boten des Herrn, welche ohne Furcht und Weichlichkeit den Einzelnen auf dem rechten Wege zu erhalten suchen, werden unverletzt erhalten und weitergeflochten. Das ist wichtig, sei es selbst auch nur im Blick auf die Zeiten der Zukunft, wo die sich selbst gürtende Jugend, zur Besinnung und tieferer Erkenntnis gekommen, ihre Hände ausstrecken wird, um sich von einem Höheren gürten und führen zu lassen. Ja, die Aufrechterhaltung eines solchen persönlichen Vertrauensverhältnisses, schon ein vielerprobter Segen in der Christenheit, wiegt noch ganz anders schwer im Blick auf die verhältnismäßig unbefestigten Gemüter von jüngst aus dem Heidentum in die Baumschule christlicher Zucht verpflanzten Wildlingen. Außerdem aber — und das ist die Hauptsache — segnet der Geist Gottes doch ganz augenscheinlich diese so persönlich zugespitzten Worte, daß sie Manchen, der einschlafen will, aufrütteln, Manchen, der bereits auf schlüpfrige Bahn geraten ist, warnend zurückrufen, Andern, die sich nicht warnen lassen, doch als Stachel im Gewissen zurückbleiben und sie ans Vaterhaus erinnern, wenn in ihnen nach längrem Leben in der Fremde der Ekel vor den Träbern erwacht.

Das empfindet auch die Klasse der „Neugetauften"

selber, die sich auf eine Zahl von etwas über 1800 beläuft. Kommen auch nie alle zum „Sprechen“ (und viele bleiben weg, wie wir schon oben sagten, aus triftigen Gründen), so ist es doch immer eine erfreulich große Menge, welche sich einzufinden pflegt; denn die meisten fühlen's: Man meint's gut mit ihnen, ja es ist und thut ihnen gut. —

15. Konfirmation und Abendmahl.

Ueppig überschießende Kraft, Raschheit der Entwickelung und Frühreife sind dem Naturleben der Tropen eigen. In gewissem Sinne gilt das auch im Blick auf die leibliche Entwickelung der echten Kinder der Tropen, der farbigen Bevölkerung. Aber man würde irren, wollte man annehmen, daß die geistige Entwickelung mit dieser leiblichen gleichen Schritt hielte; im Gegenteil, man bekommt den Eindruck, daß die letztere sich häufig auf Kosten der ersteren breit macht. Mit 16, 17 Jahren heiraten sehr viele Neger- und Mulatten-mädchen, aber auf Grund langjähriger Erfahrung hat unsre Mission in Suriname es sich zum Grundsatz gemacht, niemals Jünglinge oder Jungfrauen unter 18 Jahren zu konfirmieren. So giebt es also schon aus diesem Grunde öfters junge Ehepaare, namentlich junge Ehefrauen, die noch nicht konfirmiert sind. Man mache sich aber kein falsches Bild, man glaube nicht, daß alle Gemeinmitglieder, welche das 18. Lebensjahr erreicht haben, sich nun ohne weiteres zur Kon-

firmation herandrängten oder gar von der Missionskirche genötigt, ja gezwungen würden, sich einsegnen zu lassen! Nein, das 18. Lebensjahr bildet nur die Altersgrenze, von der ab die Einsegnung und die Zulassung zum Genuß des heiligen Abendmahls bewilligt wird; sie ist aber weiter an die freiwillige persönliche Meldung der Betreffenden geknüpft, ja die Bewilligung ihres Gesuches ist noch von einer Beratung der Missionare und Helfer abhängig, auf die wir später noch einmal zurückkommen. Bei dieser Beratung wird nun aber nicht bloß im allgemeinen darnach gefragt, ob der oder die zur Konfirmation sich Meldende einen guten Ruf und einen sittlich vorwurfsfreien Lebenswandel aufzuweisen haben, sondern ob sie, wenn sie verheiratet sind, auch wirklich standesamtlich und kirchlich getraut sind oder doch wenigstens die Form der Eheschließung vollzogen haben, welche man „Verbond" nennt (darüber später in Abschnitt 16); denn Niemand wird zu Konfirmation und Abendmahl zugelassen, der zwar verheiratet, aber noch nicht getraut ist.

Das wird dem Leser wie lauter Rätsel klingen. Wir werden ihm dieselben erst im nächsten Abschnitt lösen und bemerken hier nur, daß es sich in Suriname um ganz eigentümlich verwickelte Verhältnisse handelt, welche auf keinem andern unsrer Missionsgebiete in der Weise vorhanden sind und welche, ein trauriges Erbe der Sklaverei, für die Zeit einen Uebergangszustand bilden, aus dem heraus und zu geordneten kirchlichen Verhältnissen zu kommen unsre Mission unter Aufbietung aller Kräfte arbeitet.

Eine gewisse Klarheit müssen wir aber schon jetzt zum Verständnis des unmittelbar Folgenden haben; so unterscheiden wir 3 Klassen, welche bei der Bewerbung um Konfirmation und Zutritt zum Abendmahl in Betracht kommen können. Zur ersten Klasse würden wir also zu

rechnen haben diejenigen in die Gemeine hineingebornen und als Kinder getauften Jünglinge und Jungfrauen, welche (siehe vorigen Abschnitt!) die Sonntagslehre bis zu ihrem 18. Jahr mehr oder weniger regelmäßig besucht haben und nun nach Vollendung des vorgeschriebnen Lebensalters sogleich darum bitten, durch die Einsegnung in die Abendmahlsgemeine aufgenommen zu werden. — Zur zweiten Klasse zählen wir die beträchtliche Anzahl der schon als Kind Getauften, welche entweder der lutherischen oder reformierten Kirche angehört haben und erst als erwachsen sich uns anschlossen, oder welche, von Jugend auf Mitglieder unsrer Kirche, seit kürzerer oder längerer, leider oft recht langer Zeit, das 18. Lebensjahr überschritten haben und der Sonntagslehre entwachsen sind, aber sei es aus Gleichgültigkeit und geistlicher Trägheit oder weil sie lange einen Lebenswandel führten, welcher sie selbstredend von Konfirmation und Teilnahme am Abendmahl ausschloß, bisher sich damit begnügt haben, nur zu den „Neugetauften" zu gehören. Nun aber ist durch Gottes Gnade eine innre Veränderung bei ihnen eingetreten, sie haben die sittlichen Hindernisse, die ihrem Wunsche entgegenstanden, beseitigt und bitten nun um Zutritt zum Sakrament des Altars. Die dritte Klasse, die wenigst zahlreiche, wird von den auch im vorigen Abschnitt besprochenen, wirklich „Neugetauften" gebildet, welche erst als erwachsen dem Heidentum entsagten und nun gewöhnlich sehr bald, $1/2$ Jahr oder 1 Jahr nach ihrer Taufe, Abendmahlsgenossen werden.

Was das gegenseitige Zahlenverhältnis der Vertreter der ersten und zweiten Klasse betrifft, so entfallen von den weiblichen Konfirmationsbewerbern je 3 auf die erste und je 2 auf die zweite Klasse, während die männlichen ungefähr zu gleichen Hälften beiden Klassen angehören. Das Zahlenverhältnis wird sich aber voraussichtlich mit

der Zeit ändern, schon darum, weil die aus andern Kirchen sich uns Anschließenden und zu der zweiten Klasse Gehörigen vielfach uneheliche Kinder sind, welchen, wie wir oben sagten, früher die Taufe von uns verweigert wurde, während wir sie jetzt taufen.

Zweimal im Jahr wird innerhalb unsrer großen Stadtgemeine in Paramaribo Konfirmation gehalten, am Palmsonntag und am 2. oder 3. Adventssonntag. Der darauf vorbereitende Unterricht, die „Lehre", wird von Weihnachten bis Ostern und von Anfang September bis zum betreffenden Adventssonntag wöchentlich einmal eine Stunde lang gehalten; der lutherische kleine Katechismus wird dabei als Unterrichtsbuch benutzt mit besonders eingehender Berücksichtigung des fünften Hauptstückes. Einige Wochen ehe der Unterricht beginnt, wird der Termin seines Beginnes von der Kanzel angezeigt und an diejenigen, welche daran teil zu nehmen wünschen, die Aufforderung gerichtet, sich persönlich dazu auf der „großen Stube" zu melden. Dort erscheinen sie nun, Junge und Leute gesetzten Alters. Mit jedem Einzelnen wird etwa 10 Minuten besonders gesprochen, ungefähr in folgender Weise: Was ist dein Anliegen? — Ich möchte gern „vorwärts kommen" (in meiner kirchlichen Stellung). — Bist Du getauft? — Ja. — Besinnst Du dich noch auf Deine Taufe? — Nein. — Warum nicht? — Ich war noch zu klein; meine Mutter trug mich zur Taufe. — Hat sie dich vorher gefragt, ob Du getauft werden wolltest? — Nein, ich konnte noch nicht reden und hätte auch noch nicht verstanden, um was es sich handelte. — Nun spricht der Missionar noch kurz von der Bedeutung der Taufe, geht dann aber zur Besprechung der Konfirmation über, betont das Bekenntnis der bewußt persönlichen Entscheidung für den Herrn Jesus und gegen den Dienst der Sünde und dieser Welt und

bedient sich dabei meist des schönen, echt biblischen Formulars der Konfirmations-Liturgie, welches Surinamer Missionare für den Gebrauch in ihrer Missionskirche ausgearbeitet haben, und welches in katechetischer Form abgefaßt ist. Hat der sich Anmeldende alle Fragen bejahend beantwortet, so folgt eine kurze Erwähnung des Abendmahls (kurz kann sie ja sein, da der nachfolgende Unterricht diesem Gegenstand gerecht wird) und darauf geht der Missionar zu den persönlichen Verhältnissen und der innern Stellung des Betreffenden über. „Willst Du ganz dem Herrn an„gehören, so mußt Du auch deinen ganzen Wandel ihm „weihen und in seiner Kraft ihm heiligen. Hast Du das bisher gethan?“ Da kommt nun mancherlei zur Sprache, was dem Missionar einen Einblick in die Beweggründe gewährt, welche den Betreffenden getrieben haben, sich zum Konfirmationsunterricht zu melden und das ist ja grade der Zweck dieser ganzen kurzen Unterredung. Hat er es mit einem Manne, einer Frau gesetzteren Alters zu thun, so werden selbstverständlich auch die häuslich ehelichen Verhältnisse herangezogen. „Mein Leben hat sich gesetzt!“, sagt ein 30jähriger Neger mit dem vielfach benutzten Ausdruck und darunter versteht er wie jeder Eingeweihte, daß er als junger Bursche auf der Wildbahn der Sünde sich herumgetrieben hat. Nun ist er aber dessen überdrüssig geworden, bereut in mehr oder weniger gründlicher Weise sein Vorleben, hat sich mit seiner Frau trauen lassen und möchte nun Abendmahlsgenosse werden.

Das einige wenige Andeutungen über den Anmeldeakt auf der „großen Stube“! Jedenfalls aber wird der Name eines jeden sich Anmeldenden aufnotiert und wenn die Listen geschlossen sind, eine Konferenz mit den Helfern und Helferinnen gehalten, um das Urteil zu begutachten, welches die Missionare bei der persönlichen Berührung mit den sich

Anmeldenden von einem Jeden bekommen haben. Bei dieser Konferenz stößt man nebenbei bemerkt jedesmal wieder auf die lästige Schwierigkeit, die aus der verschiedenartigen Bezeichnung der Neger erwächst. Wir haben das bereits berührt. Die Missionare bezeichnen die Leute mit ihren amtlich im Kirchenbuch eingetragnen Namen, die Helfer und Helferinnen kennen dieselben Leute aber nur nach ihren Spitznamen. Ein Missionar redet z. B. von der Nenne seiner Kinder als von Elisabeth Naarden; der Helferkreis und die halbe Stadt kennt diese Person aber nur als Goedoe Beni = das gute Dienstagsmädchen. Da braucht es schon Zeit, bis Missionare und Helfer, namentlich im Blick auf weniger Bekannte, sich glücklich darüber verständigt haben, von Wem eigentlich die Rede sei. Schließlich wird aber doch die Liste festgestellt mit Ausschluß derer, gegen welche Bedenken wegen ihres Rufes und Wandels vorliegen. Nun findet in den nächsten Tagen die sogenannte „Rufversammlung“ statt (d. h. also zweimal im Jahre vor Beginn eines jeden der zwei Konfirmationsunterrichtskurse), ein spezieller Gottesdienst bloß für die Klasse der „Neugetauften“. Am Schlusse desselben werden die Namen derjenigen verlesen, welche auf Grund und nach Prüfung ihrer Meldung zum Konfirmationsunterricht zugelassen werden und die Zeit für die „Lehre“ wird ihnen angegeben.

In den Konfirmationsunterrichtsstunden selber ist immer ein Helfer und eine Helferin anwesend, da ihre Personalkenntnis doch entschieden größer ist als die der Missionare. Im allgemeinen darf mit gutem Gewissen bezeugt werden, daß die Konfirmationszeit von den jungen wie alten Konfirmanden in ihrem Ernst und ihrer Wichtigkeit voll erkannt und gewürdigt wird. Für die weitaus meisten gestaltet sie sich zu einer Zeit innerer Einkehr und Anfassung, für manches führt sie einen auf immer ent-

scheidenden Wendepunkt herbei. Wenige seltene Ausnahmen dienen nur zur Bestätigung dieser Regel. So erlebte vor nicht langer Zeit einer unsrer Missionare besonders große Freude an seinen Konfirmanden, aber wie ward diese Freude nachher gedämpft, als es ans Licht kam, daß eine der Konfirmandinnen grade in dieser Zeit auf Abwege geraten war. In einem andern Fall wurde eine Konfirmandin auf Grunde sie belastender Aussagen von dem bereits begonnenen Unterricht wieder ausgeschlossen. Sie selbst, ihr Bräutigam und ihre Angehörigen tobten gegen die Helfer und gegen den diesen Ausschluß verhängenden Missionar. Der aber blieb ruhig und fest trotz all der Drohungen und Schmähreden, die man ihm ins Antlitz schleuderte. Und er wurde nicht bloß glänzend, sondern durch ein gradezu erschütterndes Gottesurteil gerechtfertigt. Aber die Begebenheit ist zu surinamisch, als daß wir sie in ihren Einzelheiten auf diesen Blättern zu erzählen uns getrauten.

Gehen wir weiter zur Besprechung der eigentlichen Konfirmation über, so müssen wir auf unsre oben gemachte Einteilung der Konfirmanden in 3 Klassen zurückgreifen und zwar hauptsächlich im Blick auf die als dritte Klasse Bezeichneten, d. h. auf die erst als Erwachsene zum Christentum Uebergetretenen und Getauften. Sie haben bereits bei ihrer Taufe mit dem Bewußtsein voller, persönlicher Verantwortlichkeit ihr Bekenntnis zum Herrn abgelegt. Einer öffentlichen Wiederholung desselben vor der Gemeine, ehe sie zum ersten Male am Genuß des heiligen Abendmahls teilnehmen, bedarf es nun nicht mehr; bei ihnen ist Taufe und Konfirmation gleichsam in eins zusammengefallen. Aus dem Grunde haben sie zwar einen besondren Unterricht, die sogenannte, nur für sie bestimmte „Montagslehre“, um über das Wesen und die Bedeutung des heiligen Nachtmahls unterrichtet zu werden. Konfirmiert

werden sie aber nicht, sondern in einem Abendgottesdienst, der sogenannten Abendmahlsvorbereitung (Beichtrede), erklärt man sie, nach vorangegangner Katechisation über Einsetzung und Bedeutung des Abendmahls, mit Namennennung für Abendmahlsgenossen und segnet die alle gemeinschaftlich Niedergeknieten gemeinschaftlich ein.

Anders gestaltet sich aber naturgemäß die Sache im Blick auf die Mitglieder der ersten und zweiten Klasse, d. h. wie wir zusammenfassend sagen können, im Blick auf alle zwar als Kind Getauften, aber noch nicht Konfirmierten. Bei ihnen muß ohne Rücksicht auf ihr Alter und die kürzere oder längere Zeit ihrer Zugehörigkeit zur Kirche die Konfirmationshandlung zu voller Geltung kommen. Sie wird stets vollzogen in Verbindung mit der Predigt am Palmsonntag und am 2. oder 3. Advent. Erst hält der amtierende Missionar nach dem Eingangslied die Predigt auf der Kanzel, dann steigt er herab und hält, hinter dem in der Brüdergemeine gebräuchlichen Redner-(Liturgus-) Tisch Platz nehmend, eine Ansprache speziell an die Konfirmanden. Darauf tritt er vor den Tisch, die Konfirmanden erheben sich gleichzeitig und sagen, von ihm dazu aufgefordert, gemeinschaftlich das Glaubensbekenntnis her. Sodann nimmt er mit ihnen in katechisierender Form eine Besprechung der Einsetzung und Bedeutung des heiligen Abendmahls vor. Hieran schließt sich mit Zugrundelegung des oben erwähnten, schönen Formulars die Ablegung des Konfirmationsgelöbnisses. Die ganze Gemeine erhebt sich nun und stimmt einen Segensvers an. Darauf erfolgt paarweise die Einsegnung der an einem Betpult vor dem Liturgustisch Niederknieenden. Haben sie dann, gemeinschaftlich ihre Kniee beugend, den alttestamentlichen Segen empfangen, so hält der amtierende Missionar noch gleichsam als Mund der Gemeine ein Gebet über sie, ebenfalls

wie die ganze Gemeine auf den Knieen. Mit dem stehend gesungenen neutestamentlichen Segen wird dann der Beschluß der heiligen Handlung gemacht, die sich in ihren wesentlichen Grundzügen an die in der heimatlichen Gemeine bei dieser Gelegenheit üblichen Formen anschließt. Schmerzlich wehmütigen Charakters ist die doch hin und wieder stattfindende Konfirmation von Aussätzigen. Dieselbe wird natürlich nicht in der Kirche, sondern im Hause der Betreffenden unter Teilnahme der Angehörigen und nächsten Bekannten in ähnlicher Weise gehalten, wie die eben beschriebene öffentliche. Daß die Vornahme dieser Handlung und die Erteilung des vorangehenden Unterrichts bei der furchtbaren Ausdünstung auch für den Missionar keine ganz leichte Aufgabe ist, leuchtet ein.

Die am Palmsonntag Konfirmierten nahen am Gründonnerstag, die am 2. oder 3. Adventssonntag Konfirmierten den Sonnabend darauf zum erstenmal zum Tische des Herrn. Sechsmal im Jahr wird in Paramaribo das heilige Abendmahl begangen und zwar wird es mit Ausnahme des Gründonnerstags stets Sonnabend abend um 7 Uhr gefeiert, während am Tag darauf nach der Predigt das sogenannte kleine Abendmahl stattfindet aus Rücksicht auf diejenigen, welche am Abend zuvor durch häusliche oder anderweitige Abhaltungen gehindert waren, sich einzufinden. Die Zahl der Abendmahlsgemeine beläuft sich auf reichlich 3000 Seelen (Ende 1890: 3475); fürs gewöhnliche nimmt ungefähr ein Drittel, am Gründonnerstag und am 2. oder 3. Advent etwa die Hälfte der Kommunikanten am Genuß des Leibes und Blutes unsres Herrn und Heilandes teil. Daß das Abendmahl in der Adventszeit so stark besucht ist, hat seine besondern, äußern und innern Gründe. Einmal machen um diese Zeit auch diejenigen, welche fürs gewöhnliche von der Stadt abwesend sind, um auf dem

Felde oder in ihren Kostgründen zu arbeiten oder in den Goldminen sich etwas zu verdienen, einen Besuch bei den Ihrigen zu Hause, damit sie mit ihnen das Weihnachtsfest feiern können, und richten es dann so ein, daß sie bereits zu diesem Abendmahl in der Stadt sind. Dann aber denkt der Neger nach seiner äußerlich mechanischen Weise (eine von den Missionaren immer wieder bekämpfte Anschauung!): Jetzt ist das Jahr bald zu Ende. Begleiche ich mit dem lieben Gotte am Schluß desselben alle meine Schulden und Sünden, so ist damit das Debet des ganzen Jahres ausgetilgt und ich nehme nichts oder wenig mich Belastendes in das neue Jahr mit hinüber. — Diese Farbigen sind eben im guten und im üblen Sinn vielfach wie Kinder.

Wie die gnadenvolle Gottesgabe des Sakramentes selber ein heiliges Geheimnis umschließt, so sind auch die Segenswirkungen seines Genusses auf die einzelne Seele wie auf die Gemeine meist ihr selbst und jedenfalls andern verborgen. Aber der eine und der andre Strahl stiehlt sich aus dem Heiligtum doch hervor und fällt verklärend auf die unheilige Außenwelt. An solchen Streiflichtern, die zwar nicht das Wesen sind, es aber wiederspiegelnd doch andeuten, fehlt es auch in Paramaribo nicht. Ungefähr die Bewohner der halben Stadt gehören ja zu unsrer Kirche. Kein Wunder, daß vollends am Nachmittage eines Abendmahlssonnabends das Gepräge des Stadtlebens einen andern, einen viel stilleren Charakter annimmt. Das laute Schreien, Zanken und Lachen ist gedämpft und etwas von ungewohnter, feierlicher Ruhe lagert über dem Ganzen. Von nachmittags 4 Uhr ab kommen und gehen auch schon weißgekleidete Gestalten auf dem Missionsquartier; es sind die Helfer-brüder und -schwestern in weißem Festgewande, sie geleiten die Missionare auf ihren Gängen zu den Kranken, die nicht im Stande sind, mit der Gemeine an

der Gnadentafel des Herrn sich einzufinden, aber doch nach seinem Leibe und Blute herzlich verlangen. Nicht selten beläuft sich ihre Zahl bis auf 100. Das sind dankbare Gäste. Jene runzlige Alte da in der niedrigen Hütte ist schon so schwach, daß ihr das Haupt immer wieder auf die Brust herabsinkt, aber ihr Antlitz atmet Friede, ihre Lippen bezeugen Glaube, Liebe und Hoffnung. Einst war sie eine besonders eifrige Götzenpriesterin, eine erbitterte Feindin des Christentums, eine verrufene und gefürchtete Frau. Jetzt sitzt sie zu den Füßen des Lammes Gottes und hat nur noch einen Wunsch im Leben, aus diesem Leben herauszukommen, abscheiden und daheim beim Herrn sein zu dürfen. — Von 5 Uhr ab sammeln sich schon die Abendmahlsgäste auf dem Missionsquartier. Einzelne stehen oder sitzen draußen, andre nehmen bereits auf den Bänken in der Kirche Platz. Früh sind sie gekommen, unnötig früh; doch nein, sie sehnten sich, aus dem Kindertrubel, aus dem Lärm der großen Höfe, wo manchmal 10—20 Familien auf denkbar engstem Raum zusammengepferdt sind, herauszukommen in die Ruhe, um sich zu sammeln und ungestört in der Stille ihre Gedanken zum Herrn zu erheben. Und still ist's wirklich, wie viele auch kommen; kein Wort, kein Laut wird gehört. Während die Diener in der Kirche sonst oft ihre liebe Not haben beim Anweisen der Plätze, beim Aufrechterhalten der Ordnung, so bedarf es heute nur eines Winkes mit dem Auge oder mit der Hand. Und wenn die 1½stündige Feier vorüber ist, — ganz nach der einfachen, familienmäßigen Weise der Brüdergemeine gehalten, — dann kennt man diese lebhaften Neger abermals nicht wieder. Nach andern Gottesdiensten hört man ein brausendes Gewirr von lauten, von fröhlichen Stimmen, hört Lachen, Rufen, — nach dem Abendmahl jedoch zieht jedes still seiner Straße, und wenn Eines sich zu seinen

enteilenden Angehörigen gesellen will, so ruft es ihnen nur in gedämpftem Flüsterton. Das alles ist ja nicht der Kern, sondern nur die Schale. Aber da es nichts Befohlenes und Angelerntes, sondern der unbewußte, unmittelbare Ausdruck eines innern Empfindens ist, so gestattet die äußre Sabbatsstille doch einen Rückschluß auf die Sabbatsstimmung der Herzen.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, haben wir aber noch eins zu erwähnen. Jedem Abendmahl geht unmittelbar ein 2 Tage währendes „Sprechen“ der Kommunikanten voraus. Zu demselben finden sich in der Regel alle, die am bevorstehenden Abendmahl teilnehmen wollen, ein, aber außerdem auch noch eine große Zahl solcher, die es nicht wollen; namentlich das „Sprechen“ vor dem Abendmahl in der Adventszeit ist sehr stark besucht; man könnte beinah sagen, es gehöre „zum guten Ton“, sich von demselben nicht fern zu halten; ja mancher Neger denkt wohl auch: Erscheine ich beim letzten, sechsten „Sprechen“, so wird dadurch gut gemacht, daß ich bei dem und jenem der 5 andern durch Abwesenheit glänzte. Doch muß im allgemeinen gesagt werden: Diese ganze Einrichtung ist den Negern so lieb und wichtig, daß mancher auf ¼, ½ Tag Arbeitslohn verzichtet, um sich nur ihrer bedienen zu können. Ebenso muß anerkennend hervorgehoben werden, daß, was den weiblichen Teil der Kommunikanten betrifft, viele in einer abhängigen, dienenden Stellung stehen, aber zum größten Teil von ihren Herrschaften ohne Schwierigkeit den nötigen Urlaub erhalten, um für diesen Zweck die Kirche besuchen zu dürfen. Im übrigen haben wir nicht Lust, uns selber zu wiederholen, sondern verweisen auf das im vorigen Abschnitt über das „Sprechen“ Gesagte zurück. Nur ein paar Bemerkungen über kleine Abweichungen und Unterschiede mögen hier folgen. Zu diesem „Sprechen“

der Kommunikanten findet stets ein solcher Zulauf statt, daß das Maß von Zeit und verwendbaren Kräften, welches für das „Sprechen" der „Neugetauften" genügte, nicht ausreicht. Deshalb wird einmal die Zeit von 12—1/22 Uhr noch hinzugenommen zu der im vorigen Abschnitt angegebnen; weiter sind nicht bloß 2, sondern 4 Helferschwestern und 2—3 Helferbrüder zur Unterstützung und Aufrechterhaltung der Ordnung zugegen; sodann sind nicht bloß 3, sondern 5, ja in den Vormittagsstunden sogar 6 Stellen in der Kirche zum Empfang von besuchenden Beichtkindern eingerichtet; endlich reicht die Zahl der Missionare auf der „großen Stube" und der ihnen stets beim „Sprechen" beistehenden Amtsbrüder nicht hin, um die Arbeit zu bewältigen, sondern die Missionsfrauen helfen in der Zeit von 7 Uhr früh bis nachmittags 1/22 Uhr an 4 dieser Stellen mit. Nicht einer Jeden unter den letzteren wird das von vornherein leicht, und das ist durchaus verständlich. Denn wenn es sich dabei auch um eine Uebertretung der Vorschrift des Apostels in I. Korinther 14, 34, an welche die Brüdergemeine sich ebenfalls für gebunden erachtet, in der That nicht handelt, sondern nur um eine geistliche Ermahnung in einem geschlossenen kleinen Kreis von 10—12 Frauen, so ist doch auch das fast allen unsern Missionsschwestern beim Eintritt in den Missionsdienst eine ganz ungewohnte Sache; eine sie ehrende Befangenheit vereinigt sich mit dem Gefühl der innern Unzulänglichkeit zu solchem Dienst, und die Notwendigkeit, in der fremden negerenglischen Sprache zu reden, kommt als dritter erschwerender Umstand hinzu. Indes aus Liebe zur Mission überwinden sie, die eine ein größeres, die andere ein geringeres Maß innern Widerstrebens, und manche verrichtet diese Handreichung im Heiligtum gar bald mit wirklicher Liebe und Freude. Dabei erfreuen sie sich doch auch des Rates ihrer

Männer und einer gewissen Freiheit der Bewegung. Die eine hält bloß eine kurze geistliche Ansprache, eine andre thut das Gleiche, knüpft aber Fragen daran, eine dritte liest einen Bußpsalm Davids, ein Bußlied oder ein Abendmahlslied aus dem Gesangbuch und knüpft einige Bemerkungen daran, oder ein bevorstehendes Kirchenfest und seine biblische Entstehungsgeschichte leiht den Stoff; viele der Missionsfrauen sind doch auch Mütter und haben vielfach Mütter vor sich, und ein Mutterherz ist reich und weich. So werden auch unsre Missionsfrauen mit Gottes Hilfe meist im Stande sein, den Gekommenen eine kleine geistliche Gabe von unvergänglichem Wert mit auf den Heimweg zu geben.

Selbstverständlich sind aber unsre Missionsfrauen nur Frauen, nicht Männern gegenüber thätig. Daß ihre Zuhörerinnen freiwillig von sich aus Fragen stellen, kommt eigentlich auch nie vor, selbst der Neger thut das den Missionaren gegenüber beim „Sprechen" nur selten. Daß auch bei diesem „Sprechen" der Kommunikanten von den anwesenden Missionaren (aber nicht von den Missionsfrauen) die nötigen Notizen in die Kirchenbücher gemacht werden, und daß dabei die wiederholt besprochne Verschiedenartigkeit der Farbe der Kirchenkarten und der entsprechenden Schilder der Kirchenbücher ihre guten Dienste thut, ist ebenfalls selbstverständlich. —

16. Die ehelichen Verhältnisse.

Die Zustände, welche wir unter dieser Ueberschrift zu berühren haben, sind derartige, daß man sie am liebsten

unbesprochen ließe. Thäten wir das, so würde sich außerdem ein recht lichtes und erfreuliches Bild unsres Missionswerkes in Paramaribo ergeben. Und Wer lobte nicht gern bloß, was er liebt! Indes „mag Paleĉ mein Freund sein, die Wahrheit ist auch meine Freundin und ihr gebührt der Vortritt!“, sagte Huß und wies damit die Zumutung von sich, aus Rücksicht auf Personen wie persönliche Neigung und Abneigung seiner Gewissensüberzeugung untreu zu werden. Etwas davon empfinden wir in unserm bescheidnen Teil auch angesichts des guten Rats, diesen Abschnitt ungeschrieben zu lassen. Nicht bloß auf Kosten der Wahrheit günstiges aussagen, sondern auch auf ihre Kosten ungünstiges verschweigen, wenn es zum Wesen einer Sache gehört, — beides ist eine Schönfärberei, welche wie dem Christen so auch allen Berichten über die Unternehmungen des Reiches Gottes übel ansteht, ja Unsegen einbringt. Darum legen wir diesen Schaden bloß, welcher den wundesten Punkt unsres Missionswerkes in Paramaribo, ja in Suriname überhaupt ausmacht.

Worin besteht aber dieser Schade eigentlich? Nun wir haben bereits im Bisherigen gelegentlich, namentlich aber im elften Abschnitt, in welchem wir einige Helfer und Helferinnen vorführten, Blicke in das Familienleben und die sittlichen Zustände gethan, welche das höchste Befremden gläubiger Christen wach zu rufen geeignet sind. Darauf weisen wir zurück und fügen nur noch einiges wenige hinzu, da wir, so weit es thunlich, den Schmutz zu berühren vermeiden wollen. Sowohl der weißen wie der farbigen Bevölkerung in ganz Suriname fehlt im allgemeinen die christlich-kirchliche Auffassung von der Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe leider in hohem Grade. Statt dessen finden wir sogenannte „lose Verhältnisse“, nur auf unbestimmte Zeit geknüpft, nur von der beider-

seitigen Zuneigung oder Abneigung abhängig, ja gelegentlich von dem einen Teil ohne Zustimmung des andern willkürlich gelöst. Diese „losen Verhältnisse“, welche übrigens aber auch häufig thatsächlich bis zum Tode des einen Kontrahenten fortgeführt und wie kirchlich eingesegnete Ehen unverletzt eingehalten werden, genießen nicht bloß unbeanstandet den Schutz allgemeiner Duldung, sondern das öffentliche sittliche Bewußtsein ist (wir wissen kaum, ob wir sagen sollen), so wenig entwickelt oder in dem Maße abgestumpft, daß es diese Form des Zusammenlebens von Mann und Weib als gleichberechtigt und ebenbürtig einer bürgerlich und kirchlich oder nur bürgerlich geschlossenen Ehe an die Seite setzt oder gar unter Umständen jener vor dieser den Vorzug giebt. Denn natürlich hat und kennt man bürgerlich und kirchlich abgeschlossne Ehen thatsächlich, aber ihren sittlichen Wert, ihre christliche Bedeutung versteht man nicht, weil eine unendlich lang geübte unsittliche Praxis das Auge dafür getrübt, das Gewissen dagegen unempfindlich gemacht, ja eine so heillose Verwirrung nicht bloß der Begriffe, sondern der thatsächlich vorhandenen Verhältnisse hervorgerufen hat, daß im einzelnen Fall selbst ein mit den Zuständen des Landes vertrauter Geistlicher oft nicht weiß, soll er die zwischen einem Mann und einer Frau bestehenden Beziehungen für sittliche oder für unsittlich erklären, soll er auf ihre Lösung dringen, weil der eine Teil oder beide von früher her gebunden sind, oder soll er von ihnen fordern, daß sie sich trauen lassen, damit ihr gegenseitiges Verhältnis des Segens der bürgerlichen Rechtsgültigkeit wie der göttlichen Weihe von oben teilhaftig werde.

Das ist, in allgemeinen Worten ausgesprochen, der traurige Thatbestand im ganzen Lande und nicht am wenigsten in der Stadt, noch ganz abgesehen von den besondren Verhältnissen innerhalb unsrer Missionskirche. Und

wir beeilen uns hinzuzufügen: Jemand, der nicht an Ort und Stelle gelebt hat, kann sich unmöglich eine Vorstellung davon machen, einen wie viel traurigeren Eindruck noch die Verhältnisse im einzelnen machen, als jene allgemeinen Worte ahnen lassen. Eifersucht, eheliche Zwistigkeiten, Rachsucht, Untreue, Täuschung und Betrug, böswillige Verlassung, Unsittlichkeit und Ausschweifungen jeder Art, Verwahrlosung der heranwachsenden Jugend und Mangel an Erziehung der kleinen Kinder, — sind in erschreckender Weise verbreitet. Auch die Zahlen gewähren einen Einblick. Freilich sind sie, obwohl amtlich, nicht von unbedingtem Wert, da auch, wie wir aus dem Folgenden ersehen werden, eine Form der Eheschließung existiert, die der Staat nicht anerkennt und darum auch bei seinen Angaben über Eheschließung und Rechtmäßigkeit der Geburt nicht mit berücksichtigte. Im Jahre 1884*) wurden im Gebiet der ganzen Kolonie (also die Buschneger und Indianer ausgeschlossen, aber Europäer und ihre Abkömmlinge mit einberechnet) nur 120 wirklich rechtsgültige Heiraten abgeschlossen und unter 1753 Geburten waren nur 320 eheliche, aber 1431 uneheliche, während von 133 tot- und 2 als aussätzig gebornen nicht gesagt ist, zu welcher von den beiden erstgenannten Klassen sie gehören. Im Jahre 1885 belief sich die Zahl der unehelichen Geburten allein in der Hauptstadt Paramaribo auf 78 %, d. h. 758 uneheliche kamen auf 206 eheliche Kinder.

Das ist der allgemeine Zustand. Wir indes können nun nicht etwa auftreten und sagen: Ja, so ist's leider, aber bei den Pflegebefohlenen unsrer Mission sieht es, Gott sei Dank, ganz anders aus! Nein, wir müssen vielmehr

*) Anmerkung. Siehe Kappler, Surinam: Seite 298, 299 und 282!

bekennen. Auch die Mitglieder unsrer Missionskirche sind zum großen Teil mehr oder weniger mit in diese Verhältnisse verwickelt und an der Verschuldung, die sie darstellen, beteiligt.

Woher aber dieser traurige Zustand? Auf den ersten Blick scheinen es, wenn man nach einer Erklärung sucht, zwei Punkte zu sein, bei denen man einsetzen könnte. Einmal weist man auf die heißblütige, sinnlich erregbare Natur der farbigen Bevölkerung hin, man hebt hervor, daß auch die Negerin in ihrer Leidenschaft jene Schranken der Sitte und Zucht leichten Fußes überspringt, welche in gemäßigteren Himmelsstrichen das weibliche Geschlecht schützend und stützend umgeben. Indes mag diese Thatsache auch als mitwirkender Nebenumstand immerhin in Betracht kommen, so können wir sie doch unmöglich als eigentlichen Erklärungsgrund gelten lassen; denn damit thäten wir der farbigen Bevölkerung bitter Unrecht, ja wir setzten die heiligende Kraft des Evangeliums herab, welche sich bisher stärker als jede sündliche Anlage und Neigung der Vertreter jedweder Menschenrasse erwiesen hat. Dann scheint aber nichts anderes übrig zu bleiben, als daß man die Mission, und da keine andre evangelische im Lande existiert, also unsre Brüdermission zur Verantwortung heranzieht und ihr Schwäche wie Pflichtversäumnis zum Vorwurf macht. Sie müsse es an Ernst und Entschiedenheit haben fehlen lassen, sie müsse die Errungenschaften kirchlicher Sitte und die heiligen Forderungen des Gesetzes Christi schnöde preisgegeben haben. Indes auch eine solche Annahme weisen wir als durchaus unzutreffend und unbegründet mit gutem Gewissen zurück. Nein, auf diese Weise kommt man dem Schaden nicht bei, wir müssen vielmehr geschichtlich verfahren und aus der Vergangenheit die Gegenwart erklären.

Da stoßen wir auf das große soziale Uebel der Sklaverei als Haupterklärungsgrund der heutigen Zustände, die ja leider übrigens in den meisten älteren überseeischen Kolonien existieren und leider überall für mehr oder weniger selbstverständlich angesehen werden. Nicht immerhin doch mehr vereinzelte Fälle von Arbeitsüberbürdung, Härte und Grausamkeit, sondern die Rechts- und Schutz-losigkeit, die Willkür, die grundsätzliche sittliche Verwahrlosung, denen eine ganze Klasse von Menschen preisgegeben war, nötigen auch in Suriname dazu, die Sklaverei als eine in hohem Maße verwerfliche Einrichtung zu bezeichnen. Und grade die für unsern Zweck in Betracht kommenden Thatsachen bestätigen dieses Urteil. Eine auf Lebenszeit abgeschlossne Verbindung zwischen Sklave und Sklavin kannte die frühere Gesetzgebung überhaupt nicht, ja sie verbot dieselbe grundsätzlich. Nur Mutter und Kinder durften, bis letztere das 10., 12. Lebensjahr erreicht hatten, nicht von einander geschieden werden, aber den nicht rechtlichen, sondern nur thatsächlichen Gatten und Vater konnte man jeden Augenblick von den Seinigen losreißen. Ja, auf vielen Plantagen war es aus Gründen, deren Erörterung man uns ersparen möge, sogar Regel, Ehepaare, die eine Zeit lang mit einander gelebt hatten, von einander zu trennen und zu neuen, anderweitigen Verbindungen unter einander zu kommandieren. Weiter war es auf den meisten Plantagen den Direkteuren und Blankoffizieren d. h. dem die Plantage bewirtschaftenden Inspektor und seinen 1, 2 Unterbeamten, also Weißen (wenigstens die Direkteure waren immer solche), von den Plantagenbesitzern gradezu verboten, sich zu verheiraten. Sie wurden vielmehr angewiesen, sich unter den Sklavinnen nach Belieben und auf unbestimmte Zeit eine Haushälterin auszusuchen, mit der sie zusammen lebten, und das aus dem Grunde, damit die Direkteure

und Blankoffiziere leichter von etwaigen Umtrieben und Verschwörungen unter den Negersklaven Wind bekommen könnten*). Daß viele dieser Herren außerdem gleichzeitig eine ganze Anzahl von Frauen hatten, erwähnen wir nur nebenbei. Endlich war es eine in der ganzen Kolonie herrschende, nur ausnahmsweise von einzelnen Gouverneuren bekämpfte Sitte, daß die freien Männer, sowohl Privatleute als niedre und höhere Beamte, sowohl Farbige als Weiße, ungetraut mit Sklavinnen zusammenlebten. Man entschuldigte das, wenn man überhaupt glaubte, es entschuldigen zu müssen, durch die Ungesundheit des Klimas, welchem europäische Frauen nicht gewachsen wären, durch die Schwierigkeit, bei den hohen Preisen eine Familie standesgemäß zu versorgen 2c. 2c. Das war der allgemein gäng und gäbe Zustand bis zur Aufhebung der Sklaverei 1863, also während eines Zeitraums von mehr als 200 Jahren. Mußte da nicht das sittliche Gefühl der bedrückten, unwissenden farbigen Bevölkerung durch das, was ihre weißen Herren ihr gestatteten, von ihr verlangten und selber ihr vorlebten, unter solchen Umständen in Grund und Boden zerstört werden? Wer angesichts solcher Einrichtungen und eines solchen Beispiels noch immer den Negern die Schuld an, die Verantwortung für dieses große Landesübel beimessen will, den verweisen wir an die zum Teil noch heidnischen Buschneger. Das sind echte Neger, die sich rechtzeitig dem Einfluß des weißen Mannes entzogen haben; bei ihnen herrschen aber eben darum reinere und bessere Sitten. Wenn es da vorkommt, daß ein Mann ein Mädchen verführt, so wird er durch den Kapitän des Dorfes gezwungen, ihr eine Hütte zu bauen und sie zu versorgen. In weitaus den meisten Fällen zieht er dann

---

*) Anmerkung. Siehe Kappler Seite 281 und 82!

jedoch zu ihr, erhebt sie damit zu seiner Frau und bleibt ihr als solcher treu. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß heidnische Buschneger ein Verständnis für das besäßen, was wir christliche Ehe nennen. Aber ihr natürliches Rechts- und Sittlichkeits-gefühl sticht doch wohlthuend ab, nicht bloß von den thatsächlichen Zuständen in der „Kolonie", sondern auch von dem in der „Kolonie" wie in ganz Holland (und auch in Frankreich) geltenden, ungerechten Gesetz, welchem zufolge bei der Geburt eines außerehelichen Kindes Nachforschungen nach der Vaterschaft bestimmt verboten sind, — eine Verfügung, die auch dem gewissenlosesten Verführer Schutz und Straflosigkeit gewährt.

Welche Stellung nahm nun aber unsre Mission bis zum Jahre der Befreiung dieser Verirrung und Verworrenheit der sittlichen Zustände gegenüber ein? Nun, eine unwürdig gedrückte, eine für das Gewissen unsrer Sendboten häufig sehr peinliche und beschwerende; sie teilten in gewissem Sinn die Schmach ihrer Pflegebefohlenen. Rechtslose Sklaven waren dieselben zum größten Teil; noch im Jahre 1852, zu einer Zeit, da die kommende Befreiung durch ein fröhliches Morgenrot sich bereits ankündigte, und namentlich in Paramaribo schon einer ganzen Anzahl Neger die Ketten bereits abgenommen waren, standen doch nur 1072 Freie neben 17,900 Sklaven in unsrer Pflege*). Alle Versuche seitens der Mission, für ihre Schützlinge die Möglichkeit, einer mit den Grundsätzen des Christentums übereinstimmenden Lebensweise anzubahnen, waren vergeblich. Der eine der Präsiden unsres Missionswerkes, welcher mit der Feder die Zustände vor der Oeffentlichkeit aufdeckte und beleuchtete, mußte schleunigst seinen Posten aufgeben und durfte das Land nicht wieder betreten. Wenn

*) Anmerkung. Siehe Kappler Seite 301!

einer unsrer Missionare bei einem Plantagenbesuch, durch sittliche Fehltritte im Kreise des weiblichen Teils seiner Pflegebefohlenen dazu veranlaßt, dem Schuldigen, d. h. dem Direkteur, auf dessen Gastfreundschaft er infolge der Verkehrsverhältnisse peinlicher Weise noch angewiesen war, die schonendsten Vorwürfe machte, so wurde ihm in den meisten Fällen ganz einfach der fernere Zutritt zur Plantage verboten und ihm damit jede Möglichkeit der christlichen Einwirkung auf die Sklaven abgeschnitten. Auf manchen Plantagen hatten die Missionare überhaupt keinen Zutritt, da man sie als das böse Gewissen fürchtete und außerdem die Zeit für das Abhalten von Gottesdiensten und Schulen zu gunsten der Plantagenarbeit sparen wollte. So blieb den Verkündigern des Evangeliums, wollten sie nicht das Land und die armen Schwarzen mit dem Rücken ansehen, thatsächlich gar nichts andres übrig, als mit den vorhandnen Verhältnissen zu rechnen, die Botschaft von dem Gekreuzigten auszurichten, auch im einzelnen wie im allgemeinen auf Heiligung des Lebens zu dringen, aber von der Forderung der Schließung kirchlich eingesegneter, christlicher Ehen für die Zeit ganz abzusehen. Denn einmal gestattete ihnen das Staatsgesetz nicht, mit dieser Forderung hervorzutreten; dann aber konnten sie um des eignen Gewissens willen nicht ein Verhältnis kirchlich einsegnen, welches nicht jenem „bis der Tod Euch scheidet", sondern der Willkür des Direkteurs unterstellt war, der zwei heute Getraute morgen für immer auseinander reißen oder gar zum Eingehen von andern Verbindungen kommandieren konnte.

Aber völlig verzichtete die Mission auch in dieser Zeit nicht auf das, was die kirchliche Sitte und das Wort Gottes in Bezug auf die Ehe von Christen lehrt und vorschreibt. Es gab einzelne Plantagen, wo die sittlichen Verhältnisse ausnahmsweise besser waren. Es gab ältere

Paare, deren Verbindung nach Lage der Verhältnisse von keiner gewaltsamen Trennung durch Menschengebot bedroht wurde. Da bediente man sich eines Auskunfts- und Ersatz-Mittels für die kirchliche Eheschließung, das den Zweck derselben erreichte und doch weder den Missionar noch die beiden Kontrahenten in Widerspruch mit dem bestehenden Staatsgesetz brachte*). Unsre Sendboten drangen nämlich darauf, daß, wo die Verhältnisse es gestatteten, Negersklaven, die zum Christentum übergetreten waren und als Mann und Frau zusammenlebten, in Gegenwart eines Missionars und ein paar andrer Zeugen sich gegenseitig das feierliche Versprechen gaben, daß sie einander treu sein wollten bis zum Tode. Eine Einsegnung fand dabei aber nicht statt, weil der Missionar eine solche nicht vornehmen durfte. Häufig waren aber auch die übrigen Getauften bei Abgabe dieses Gelöbnisses zugegen. Diese Art der Trauung ohne Einsegnung nennt der Neger **Verbond**. Sie wurde übrigens nie im geheimen vorgenommen, aber gleichwohl von keiner Seite beanstandet. Wir aber haben sie um deswillen so eingehend berücksichtigt, weil sie noch bis auf diese Stunde in Suriname eine große Rolle spielt.

Das waren in kurzen Zügen die Verhältnisse bis zum Jahre 1863. Da trat die große Sklavenbefreiung ein,

---

*) Anmerkung. Es ist eine Art der Eheschließung, wie sie, wenn wir nicht irren, für Zeiten der Not das mittelalterliche kanonische Kirchenrecht zugab. Wenigstens wird auch in des Italieners Manzoni „Verlobten" (I promessi sposi) von diesem Verfahren wie einer darauf zu gründenden Eheschließung, welche die Kirche zwar nicht gern sah, aber doch als gültig anerkannte, gesprochen, und wie gewiß wir auch dessen sind, daß unsern Missionaren jede Kenntnis dieses Falles und jede Bezugnahme darauf völlig fern gelegen hat, so ist es doch ein zum mindesten eigentümliches Zusammentreffen, daß sie, durch die Verhältnisse gedrängt, auf ein ähnliches Auskunftsmittel verfielen.

45,000 Menschen erhielten, wenn auch anfänglich, um den Uebergang zu erleichtern, mit einer gewissen weisen Beschränkung, welche dem Verstande der Kolonialregierung entschieden Ehre macht, das allgemeine Bürgerrecht, einen Namen, was wir im Blick auf das Folgende betonen, und die Befugnis, Eigentum zu erwerben. Nur für die erste Zeit wurden sie genötigt, sich zu fester Arbeit zu verdingen und in dem Distrikt zu bleiben, den sie bisher bewohnt*). Nach Ablauf der 10 Uebergangsjahre erklärte sie das Gesetz aber für vollberechtigte Bürger. So gewaltig indes auch die Veränderung war, die durch die Emancipation in den äußern Verhältnissen der Kolonie eintrat, und so rasch dieselbe sich auch vollzog, eine sittliche Umgestaltung und Erneurung, eine plötzliche Verbesserung der Zustände, die uns in diesem Abschnitt beschäftigen, trat nicht ein. Und das ist kein Wunder. Wie der Mensch einmal geartet ist, so pflegt eine bloß äußre Verbesserung seiner Lage selten einen andauernden sittlichen Aufschwung bei ihm zu bewirken, vielmehr meist das Gegenteil. Zudem handelte es sich um Beseitigung von Schäden, an denen die freie, weiße Bevölkerung, welche durch ihr Beispiel den Farbigen immer unwillkürlich zur Nachahmung auffordert, ihren vollen runden Anteil hatte und leider noch immer hat, ohne wie die farbige Bevölkerung durch eine besondre Zwangslage entschuldigt zu sein. Weiter will die Ausmerzung eines Jahrhunderte lang bestehenden, tief eingewurzelten Uebels, das durch Verjährung eine Art von Berechtigung und Gesetzmäßigkeit gewonnen hat, doch wirklich einen gewissen Spielraum von Zeit und Weile haben, so wenig wir auch an sich von der Zeit allein Heilung sitt-

---

*) Anmerkung. Siehe Näheres im Missionsblatt der Brüdergemeine, Jahrgang 1863 Seite 113—116!

licher Schäden erwarten. Endlich wurde der weit überwiegende Teil der Farbigen in einem Zustand **grober Unwissenheit** aus den Fesseln der Sklaverei entlassen. Gottes Wort, das geschriebene, war ihnen meist unzugänglich; denn sie konnten zum größten Teil nicht lesen, geschweige denn schreiben. (Sklaven schreiben zu lehren, war vom Gesetz verboten.) Mit ganz verschwindenden Ausnahmen war auf den Plantagen (von denen die Neger, sobald sie durften, massenhaft der Stadt zuströmten) seitens der Eigentümer und ihrer Stellvertreter nichts für die geistige und sittliche Hebung der Sklaven gethan worden. Die eigentlichen Besitzer der Plantagen, häufig sehr ehrenwerte Leute, wohnten im fernen Holland und kannten gar nicht den Zustand ihrer schwarzen Arbeiter. Sie verkehrten nur brieflich mit ihren Vertretern, den sogenannten Administrateuren, Kaufleuten und geschäftlichen Agenten in Paramaribo. Letztere kamen nur besuchsweise auf die Plantagen und hatten meist wenig Interesse für die Lage der Schwarzen. Die Direkteure aber, welche, den Administrateuren unterstellt, den eigentlichen landwirtschaftlichen Betrieb der Plantagen in Händen hatten und über die Sklaven verfügten, hatten mit verhältnismäßig sehr wenigen rühmlichen Ausnahmen nur die Erzielung möglichst hoher Erträge im Auge und fühlten nicht nur nicht die leiseste Verpflichtung, etwas zur Hebung ihrer Sklaven zu thun, sondern erblickten in jeder dem Unterricht ihrer Untergebenen bewilligten Zeit nur einen Verlust an Arbeit, nur ein mittelbares Geldopfer. Es war schon recht viel, es war Gnade von ihnen, wenn sie unsern Missionaren im Laufe des Jahres 6—8 sogenannte Kirchtage zum Halten von Gottesdiensten und zum Unterricht in den Lehren des Christentums wie in einigen wenigen Schulgegenständen hergaben. Da konnten letztere nicht viel ausrichten und erreichen.

Nach dem allen dürfte es einleuchtend sein, daß die Aufhebung der Sklaverei an sich nicht plötzlich eine sittliche Hebung der Negerbevölkerung herbeiführte und herbeiführen konnte. Gleichwohl war dieser Akt der Befreiung selbst aber mit hohen Freuden zu begrüßen, denn abgesehen von allem andern schuf er an sich die Möglichkeit, schuf er Mittel und Wege, eine solche Hebung anzubahnen.

Leider stellte sich jedoch den desfalsigen Bestrebungen unsrer Missionare von Anfang an ein schwerwiegendes Hindernis in den Weg. Die befreiten Neger wurden holländische Staatsbürger und waren damit den Bestimmungen der holländischen Kirchen- und Staatsgesetzgebung unterworfen. In Holland und seinen Kolonien existierte die Civilehe, sie ward nun auch in Suriname als maßgebend auf die Abschließung von rechtsgültigen Ehen der befreiten Neger angewandt. Geistliche, also auch unsre Missionare, welche eine Ehe einsegnen, ehe sie sich überzeugt haben, daß dieselbe bereits beim Standesamt geschlossen ist, werden mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft. Welch greller, unvermittelter Wechsel! Eben noch roher despotischer Willkür preisgegeben, sollte die farbige Bevölkerung mit einem Schlage sich in die nach ihrem unentwickelten Urteil ungreifbaren, haarspalterischen Anschauungen des modernen Rechtsstaates hineinversetzen! Eben noch an der Abschließung einer kirchlich und staatlich gültigen Ehe völlig gehindert, sollte sie sich plötzlich mit zwei Trauungen, einer bürgerlichen und einer kirchlichen befreunden! Das war und ist noch heute für den Neger zu viel. Vergeblich haben unsre Missionare sich bemüht, das jetzt lebende Geschlecht mit der **Civilehe** auszusöhnen. Sie bildet, so eigentümlich das klingt, **ein Haupthindernis** dafür, daß unsre Pflegebefohlenen in Suriname mit ihren ehelichen Verhältnissen vielfach hinter dem zurückbleiben, was kirchliche Sitte und

christliche Ordnung vorschreiben. Warum aber lebt der Neger mit der Civilehe auf so gespanntem Fuße? Ist das bloß eine Folge der Abneigung, welche der Ungebildete gegen jene ihm ungeläufigen Formalitäten empfindet, ohne welche eine unanfechtbare Rechtshandlung nicht vollzogen werden kann? Das mag ein wenig mitwirken, aber der eigentliche Schwerpunkt liegt in ganz andern Gründen, deren wichtigste wir im folgenden aufführen.

Der Abschluß einer Civilehe auf dem Standesamt geschieht nicht wie in Deutschland kostenfrei, sondern die Betreffenden haben dafür eine Gebühr von 12½ Gulden (Mark 21,25) (und für jedes außereheliche Kind, das sie legitimieren lassen wollen, 3 Gulden (Mark 5,10)) zu entrichten, eine Summe, gewiß noch nicht unerschwinglich hoch, aber immerhin für den Armen in Betracht kommend*).

*) Anmerkung. Einen Weg giebt es allerdings, um kostenfrei die Civiltrauung zu erlangen. Die Betreffenden müssen sich von dem Vorsteher des Stadtbezirks (wijkmeester), in dem sie wohnen, ein Armutszeugnis ausstellen lassen und dasselbe auf dem Standesamt vorzeigen. Ein solches Zeugnis ist an sich nicht so schwer zu beschaffen. Aber das damit ausgerüstete Paar muß nun auch wirklich geneigt sein, als arm zu trauen und zu leben. Es darf nicht zum Standesamt fahren, sondern muß hingehen, darf nicht im Hochzeitsschmuck, sondern muß barfuß erscheinen, darf kein Hochzeitsmahl geben, sondern muß den Hochzeitstag still und alltäglich verbringen. Das ist aber in den Augen der farbigen Bevölkerung eine unauslöschliche Schande. Die Entfaltung von äußerm Festschmuck und weltlicher Freude gehört nach der Auffassung des Negers unbedingt zu einem solchen Schritt. Bei den wenigen Trauungen, von denen er weiß, spielte dieses Beiwerk eine so große Rolle, daß es ihm als etwas ganz Wesentliches erscheint, und daß er sich und die Seine um keinen Preis vor den Augen der Bekannten und Verwandten durch eine Armen-Trauung dem Fluch der Lächerlichkeit und Schmach aussetzen möchte. Die Macht dieses Vorurteils ist in dem Maße gewaltig, daß sogar Mancher, der die Mittel hätte, wenigstens die Kosten der Civiltrauung zu bestreiten und auch geneigt wäre, sich ihr

Diese Kosten werden aber zu wirklich häufig unerschwinglichen infolge eines andern Uebelstandes. Als die Neger nach der Befreiung, wie wir oben erwähnten, amtlich festgestellte Namen erhielten und mit Legitimationspapieren versehen wurden, machten die des Schreibens und vielfach auch noch des Lesens unkundigen ganz unabsichtlich die fehlerhaftesten Mitteilungen über ihre für diesen Zweck in Betracht kommenden persönlichen Verhältnisse, was aber bei dem damals stattfindenden, kolossalen Andrang nicht bemerkt, sondern schwarz auf weiß gebucht wurde. Später kam das an den Tag zu ihrem eignen und namentlich ihrer Kinder Unheil. Ja, dieser Uebelstand besteht noch fort. Einer unsrer Missionare in Paramaribo hat einmal eine längere Zeit hindurch Beobachtungen darüber angestellt und dabei herausgefunden, daß die Hälfte der Geburtsscheine unsrer Leute dem Buchstaben des Gesetzes nach — und auf diesen Buchstaben kommt es grade an — falsch waren. Machen wir durch ein paar Beispiele klar, um was es sich hierbei handelt. Eine Frau heißt „Herdt" laut ihren eignen Legitimationspapieren, bei Anmeldung der Geburt ihres Kindes wird nun aber, sei's durch ihre Schuld, sei's durch die Fahrlässigkeit des Beamten das Kind mit dem Namen „Held" in das Geburtsregister eingetragen; eine andre Frau heißt „Klin", ihr Kind wird

---

zu unterwerfen, doch von der Trauung absieht, weil ihm die Mittel zur Bestreitung der übrigen Fest-Ausgaben fehlen. Was haben unsre Missionare nicht schon gegen diese Wahnvorstellung gezeugt und den für den Christen häufig vorhandnen innren Widerspruch zwischen äußerem Schaugepränge und dem bedeutungsvollen Ernst des Schrittes der Eheschließung aufzudecken sich bemüht! Der Neger hat eben auch seine Standesvorurteile und socialen Wahnvorstellungen, wenn sie auch auf einem andern Gebiet liegen als die der civilisierten Nationen, und er hält sie um so krampfhafter fest, als ihm überhaupt der Begriff der christlichen Ehe noch wenig oder gar nicht erschlossen ist. —

aber auf den Namen „Krin“ eingetragen (und die früher berührte, von der Negerzunge beständig vorgenommene Verwechslung von „l“ und „r“ spielt bei diesen Verstümmelungen eine sehr hervorragende Rolle); eine dritte Frau heißt mit ihrem Vornamen „Sanna“, wird aber in dem Geburtsschein ihres Kindes als „Susanna“ aufgeführt. Was ist nun die Folge dieser kleinen, aber verhängnisvollen Ungenauigkeiten?*) Wenn die Kinder dieser Frauen, erwachsen, sich standesamtlich trauen lassen wollen, so ist das überhaupt nur möglich, falls diese kleinen Fehler durch ein gerichtliches Verfahren ausgemerzt und berichtigt werden. Dazu müssen sie sich einen Advokaten nehmen und schließlich Kosten tragen, welche — wir können das belegen, — auf 60, 80 bis 150 Gulden, d. h. auf 102, 136 bis 255 Mark sich belaufen. Solche Summen sind aber für unbemittelte Neger, die von der Hand in den Mund leben und schon Mühe genug haben, die Kosten für ihre einfache häusliche Einrichtung zu bestreiten, wirklich unerschwinglich. Dazu kommt noch ein andres, was auch einmal einer unsrer Missionare erfuhr. Seine Frau starb und er selbst lag gleichzeitig schwer am Fieber darnieder. So besorgte ein freundlicher Plantagenschreiber den Totenschein der Ver-

---

*) Anmerkung. Die unheilvollen Folgen solcher Ungenauigkeiten werden denjenigen um so weniger befremden, welcher einen Artikel im „Reichsboten“ Nr. 99, zweite Beilage (Donnerstag, den 30. April 1891) oder gar die Schrift selber gelesen hat, auf welche dieser Artikel Bezug nahm: Die Ungültigkeit der Ehe und ihre Folgen, insbesondere bei Formmängeln von O. Fischer, Professor der Rechte in Breslau. Gleichzeitig wird man aber angesichts der Thatsache, daß solche Formmängel in einem so geordneten Kulturstaat wie Deutschland doch noch möglich sind, die in dem entlegnen Suriname zu Tage tretenden milder beurteilen sowohl zu gunsten der dienstthuenden Beamten als der auf dem Standesamt ihre Angaben machenden Farbigen. —

storbenen vom Standesamt, gab aber dabei ihre beiden Vornamen unversehens in umgekehrter Reihenfolge an. Vor seiner später erfolgten Wiederverheiratung erwuchsen dem Missionar nun daraus, daß auf dem seine Trauung mit seiner ersten Frau bescheinigenden Papier die Reihenfolge ihrer Vornamen eine andre war als auf ihrem Totenschein, eine Menge Weitläuftigkeiten, Schreibereien und Zeitverlust. Ein Kind unsrer europäischen Kulturwelt kommt mit mühsam bewahrtem Gleichmut über dergleichen hinweg, der ungebildete, einfache Neger aber erblickt in jenen hohen Kosten nur eine schnöde Prellerei und in jenen geschäftlichen Weitläuftigkeiten nur eine ihn foppende Bosheit. — Weiter giebt es entschieden zu wenig Standesämter im Lande. Das gilt zwar an sich nicht in Bezug auf Paramaribo, wirkt aber bei dem zwischen Stadt und Land beständig stattfindenden Ab- und Zu-zug wie auf die Gesamtauffassung der Neger, so auch auf die ehelichen Verhältnisse der von auswärts der Stadtgemeine Beitretenden ein. Auf dem Lande müssen nicht selten Bootreisen von 1, $1^1/_2$—2 Tagen gemacht werden, um das nächste Standesamt zu erreichen, und bei seiner Ankunft findet der Reisende dann noch das Amtslokal geschlossen, weil entweder nicht die vorgeschriebnen Amtsstunden da sind oder der Beamte trotz der gesetzlichen Vorschrift sich entfernt hat, um seinen Privatinteressen nachzugehen. Ja, wir müssen, um es milde auszudrücken, gradezu sagen: Die Haltung der Vertreter des Gesetzes ist in sehr vielen Fällen nicht geeignet, die unwissende farbige Bevölkerung mit einem Gesetze zu befreunden, das ihr zur Zeit zwar noch unverständlich bleiben, aber doch in etwas milderem Licht erscheinen würde, wenn ein freundlich belehrendes Entgegenkommen wenigstens an ihren guten Willen appellierte. Statt dessen vernimmt man aber nicht selten aus amtlichem Munde Aeußerungen wie die: „Warum will

der Neger eigentlich trauen? Es hat ja doch keinen Zweck!" Und man bekommt unwillkürlich den Eindruck, als sei das Civilstandsgesetz auch in Suriname veröffentlicht, weil es eben holländisches Gesetz ist, aber die farbige Bevölkerung erscheine Einem eigentlich noch nicht würdig und aufgeklärt genug, um sie an den Bestimmungen desselben teilnehmen zu lassen. Deshalb thue man wenig oder nichts, um sie an die Beobachtung dieses Gesetzes zu gewöhnen oder mit demselben auszusöhnen. Es ist das, wie gesagt, ein persönlicher Eindruck des Verfassers, und er maßt sich nicht an, damit die Anschauungen namentlich der höheren Beamten des Landes wiedergegeben zu haben. Aber doch ist's ein Eindruck, dessen er sich beim Studium des ihm zu Gebote stehenden Materials nicht erwehren kann; sonst würde man sich mehr darum bemühen, auch die farbige Bevölkerung unter den Gehorsam dieses Gesetzes zu bringen; man würde, um nur eins zu nennen, auf 2, 3 Jahrzehnte die Civiltrauung und die Berichtigung aller Fehler in den standesamtlichen Listen unentgeltlich ohne Armutszeugnis der Bevölkerung zugänglich machen, die entstehenden Verwaltungskosten aber aus kommunalen oder staatlichen Mitteln decken.

Wenn in dieser Richtung aber wenig oder nichts geschieht, so liegt das zum Teil eben auch an der Gleichgültigkeit, an dem Einverständnis, ja an der fortgehenden Mitverschuldung, welche wir auf Seiten der weißen, der herrschenden, der gebildeten und begüterten Bevölkerung diesen traurigen sittlichen Zuständen gegenüber wahrnehmen. An Zahl gering, aber an Einfluß mächtig könnte sie für die Wächter des Gesetzes eine wertvolle Stütze abgeben, könnte auf sie im Notfall einen sittlichen Druck ausüben. Aber davon ist nicht die Rede; sie wirkt vielmehr eher hemmend als fördernd.

Ein andrer Umstand, von dem der Widerwille der farbigen Bevölkerung gegen das Civilstandsgesetz sich herschreibt, ist auf den ersten Blick verblüffend befremdlich. Es ist die Thatsache, die wir der holländischen Gesetzgebung an sich als einen hohen, sittlichen Vorzug vor der vieler andrer Länder anrechnen, daß sie nämlich die Ehescheidung so sehr erschwert. Selbst wenn offenkundig schlechter Lebenswandel und eingestandner Ehebruch des einen der beiden Ehegatten vorliegt, ist die Lösung des Verhältnisses für den andern mit hohen Kosten und unabsehbaren Weitläuftigkeiten verknüpft. Diese Thatsache, in einem Lande mit geordneten sittlichen Zuständen ein Segen, verwandelt sich beinah in ihr Gegenteil auf einem Gebiete, dessen Zustände einen entgegengesetzten Charakter tragen. Leute, die sich an sich gern bürgerlich und kirchlich trauen lassen würden, weil sie ihrem Gatten in aufrichtiger Treue zugethan sind, verschieben, nicht der gleichen Treue seitens ihrer Gatten gewiß, die Trauung bis aufs Totenbett oder sterben ungetraut, um sich die vom Gesetz so gut wie verzäunte Möglichkeit offen zu halten, daß sie sich von jenen trennen können, falls dieselben ihnen die Treue brechen sollten.

Das sind aus der staatlichen Gesetzgebung und ihrer Handhabung herfließende Gründe, welche der Neger beibringt, um seinen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Civilehe zu rechtfertigen. Es giebt indes auch noch ein paar andre Gesichtspunkte. In den Augen des Verfassers weniger gewichtig, aber von berichterstattenden Missionaren stark betont wird der festeingewurzelte Brauch, die verhältnismäßig seltenen, nach vorangegangner Civiltrauung stattfindenden kirchlichen Trauungen, wie wir schon oben in der Anmerkung sagten, unter Entfaltung des höchsten Pompes und Luxus und unter Zusammenlauf großer lärmender und jubelnder Volksmassen zu feiern. Das weltförmig

Unwürdige und unsinnig Kostspielige dieses Brauches schrecke Verständige und ernster Gesinnte davon ab, sich bürgerlich und kirchlich trauen zu lassen, da sie dieser Sitte weder sich beugen wollten, noch den Mut und die Kraft besäßen, sich ihr zu widersetzen. Indes, so fragen wir, sollten ernstgesinnte Brautpaare und Missionare nicht im Stande sein, sich über Mittel und Wege zu verständigen, um der kirchlichen Ordnung zu folgen, aber diese unkirchliche Unordnung auszuschließen? Da haben in Suriname selbst und anderswo noch ganz anders bedenkliche und bedrohliche Irrtümer vor dem Ernst und vor der Kraft der Wahrheit die Waffen gestreckt! Immerhin ist aber zuzugeben, daß es noch eines lange fortgehenden Kampfes bedürfen wird, bis jene im Volksbewußtsein entstandene Anschauung ausgerottet sein dürfte, die kirchliche Trauung bedeute nur ein weltliches Vergnügen, einen der Eitelkeit schmeichelnden und durch jubelnde Huldigungen vergüteten Akt der öffentlichen Schaustellung, weil die eigentliche Trauung von eheschließender Kraft bereits vorher geschäftsmäßig durch weltliche Beamte vollzogen worden sei.

Endlich erwähnen wir noch einen Umstand. Er bekundet den Gegensatz der farbigen Bevölkerung nicht bloß gegen die Civilehe, sondern gegen jede bindende Eheschließung und die Unauflöslichkeit der Ehe überhaupt. Er enthüllt aber auch zugleich den kinderhaft unentwickelten Standpunkt dieser Leute. Neger und Negerin haben außer bei ihren Lerimans, denen sie von vornherein eine unmaßgebliche Ausnahmestellung anweisen, überhaupt wenig Ehen und noch weniger christlich mustergültige Ehen gesehen. Statt dessen gewahren sie, wenn sie die Haltung bürgerlich und kirchlich getrauter Paare untersuchen, daß der Mann nach der Trauung tyrannisch auftritt, denn nun ist er ja seiner Frau sicher, und daß die Frau träge, bequem und an=

maßend wird, ja die große Dame zu spielen sucht, denn nun ist sie ja ihres Mannes sicher. So hat sich eine Anschauung herausgebildet, welche in der sprüchwörtlichen Redeweise ihren schlagenden Ausdruck findet: Mit der Trauung zieht der jorka (böse Geist) ins Haus!, und es ist Thatsache, daß Paare, die bis an die 12 Jahre ungetraut glücklich und untadelig zusammenlebend, dann sich trauen ließen, daraufhin anfingen, sich gegenseitig eine Hölle auf Erden zu bereiten. Kein Wunder, daß bei dem noch recht zu Aberglauben geneigten Sinn der Neger nicht wenige ganz ehrenwerte, fromme und sich gegenseitig aufrichtig zugethane Gatten geradezu denken, so unerhört das auch klingt: Um keinen Preis trauen lassen, grade damit wir eine vor Gottes Augen wohlgefällige Ehe mit einander führen können! — Selbstverständlich bekämpft die Mission diese Anschauung; aber dieser Kampf wird ihr dadurch wesentlich erschwert, daß sie mit der Civilehe zu rechnen hat, gegen welche die Neger Beschwerden vorbringen, welche die Mission nicht ohne weitres als unbefugt und unbegründet zurückweisen kann. Wenn wir die sittlichen Zustände auf unserm westindischen Arbeitsfelde auch nicht als mustergültig hinstellen wollen, so sind sie doch wesentlich besser als in Suriname. Das hat seinen Hauptgrund darin, daß die farbige Bevölkerung in Westindien bei der auch weiter zurückliegenden Aufhebung der Sklaverei nicht mit dem Civilstandsgesetz beschwert wurde. Da konnte die Mission mit ungehemmtem Nachdruck die Forderung der kirchlichen Trauung geltend machen und durchsetzen. Das ist in Suriname anders.

Gleichwohl liegt es uns völlig fern, — das betonen wir ausdrücklich — mit dem Gesagten eine grundsätzliche Beurteilung des Wertes oder Unwertes der Civilehe an und für sich aussprechen zu wollen. Dazu ist hier nicht

der Ort. Wir nehmen vielmehr die Civilstandsgesetzgebung als eine thatsächlich vorhandene entgegen und bekennen, daß sie wie jedes andre Staatsgesetz respektiert werden muß, weil, und so lange sie existiert; aber dessen unbeschadet gestatten wir uns doch, das Urteil zu fällen! Die befreite farbige Bevölkerung war bei Aufhebung der Sklaverei **nicht reif** für die Unterordnung unter das Civilstandsgesetz, ja die büreaukratisch geschäftsmäßige Handhabung desselben, welche weder mit der Unbemitteltheit noch mit dem geringen Bildungsstand der Neger rechnete, war und ist nicht geeignet, dieselben zu dieser fehlenden Reife zu erziehen.

Aber nicht bloß die staatliche Behörde, sondern auch die Mission machte Fehler. Belehrt durch die Erfahrungen der nachfolgenden Geschichte das jetzt auszusprechen, ist freilich verhältnismäßig wohlfeil. Aber ausgesprochen werden muß es gleichwohl, wenn auch unter gleichzeitiger Betonung davon, daß diese Fehler in bester Meinung begangen wurden und denen, welche sie begingen, in gewissem Sinne zur Ehre gereichen; denn sie wurden begangen im Eifern für die unveränderlichen, göttlichen Ordnungen der Kirche Christi. Die Missionsdirektion sah im Einverständnis mit den meisten Missionaren die Sachlage nämlich ungefähr so an: Die Zwangslage, welche jene abscheulichen unsittlichen und außerehelichen Verbindungen hervorrief, ist mit Aufhebung der Sklaverei gefallen; daher kann und muß jetzt die kirchlich christliche Ordnung in Bezug auf die Ehe ungesäumt zur Herrschaft gelangen. Nur diejenigen, welche sich von nun an dieser Forderung unterwerfen, können wir als Christen ansehen und zu unsrer Kirche rechnen; alle andern aber, welche diesem Verlangen nachzukommen sich weigern, müssen wir wohl oder übel aus unsrer Gemeinschaft ausschließen. — Womit diese in

der Theorie vorwurfsfreie Anschauung nicht rechnete, waren ganz einfach die praktischen Verhältnisse. Daß die Forderung kirchlicher Eheschließung, beschwert mit dem Bleigewicht der vom Staat geforderten, voranzugehenden Civiltrauung, dem Neger ohne weiteres in hohem Maße unverständlich, widerwärtig, hart und ungerecht erscheinen mußte, daß der bisherige, länger als 200 Jahre eingebürgerte unsittliche Zustand leider den Wert eines historischen Rechtes erlangt hatte und darum von dem unwissenden Neger nicht plötzlich als ein mit Kirchenzucht und Ausschluß zu bestrafendes, schweres sittliches Verbrechen angesehen werden konnte, daß eine Menge unlösbarer Verwickelungen aus den sogenannten Mischehen, d. h. aus der Thatsache sich ergaben, der zufolge der eine Gatte zu unsrer Kirche gehörte und der andre nicht, daß, um es kurz zu sagen, der Neger auch für das Verständnis dieser neuen kirchlichen Forderung **noch nicht reif** war, — das sprach man sich nicht aus, sondern nahm den Grundsatz zur Richtschnur: Fiat justitia, pereat mundus! (Gerechtigkeit um jeden Preis, kommt auch die Welt drob aus dem Gleis). Das war nicht erzieherisch weise, das verstieß gegen die Langmut der Liebe. So kam man dahin, daß im Jahre 1879, d. h. 16 Jahre nach Aufhebung der Sklaverei und 6 Jahre nach Aufhebung der staatlichen Aufsicht über die Befreiten nicht weniger als 2300 Personen wegen Nichtbefolgung der kirchlichen Forderung aus unsrer Kirche ausgeschlossen waren und in Sterbefällen nicht auf unsrem Gottesacker beerdigt wurden, ja daß außerdem 3100 Farbige sich thatsächlich ganz von unsrer Kirche losgesagt hatten. Und die so Gezählten kamen zum weitaus größten Teil auf das Konto unsrer Stadtgemeine in Paramaribo. Man stutzte über dieses erschreckende Resultat, aber man tröstete sich mit dem Wort: Lieber eine kleine, aber (sittlich) reine

Gemeine! Welch eine Erbitterung man aber sowohl unter den Ausgeschlossenen als unter den noch zu uns gehörigen Negern hervorgerufen hatte, die einerseits dem Gebot der Trauung sich nicht fügen wollten oder konnten, die andrerseits an der Zugehörigkeit zu unsrer Kirche aber um jeden Preis festhalten wollten, davon hatte man doch keine genügend klare Vorstellung. In welchem Grade die Neger, des Verständnisses für die Forderung der kirchlichen Trauung trotz aller Erklärungen bar, in diesen Maßregeln nur sinnlose Härte, nur launenhafte Willkür erblickten, das erkannte man wohl zwar ziemlich deutlich, aber wie sehr man auch nach Auswegen suchte, man kam nicht über das niederdrückende Gefühl der Ratlosigkeit hinaus. Da brach im Jahre 1880 offner Tumult und Aufruhr los, bei welcher Gelegenheit es um ein Haar zu Thätlichkeiten gegen verschiedene unsrer Missionare gekommen wäre und unser Missionswerk in Paramaribo nicht bloß bis in seine Grundfesten erschüttert, sondern der Fortbestand desselben gradezu in Frage gestellt wurde. Mehr über dieses Ereignis zu sagen, verbietet uns die Rücksicht darauf, daß dasselbe einer noch zu jungen und frischen Vergangenheit angehört und die damals geschlagenen Wunden heute noch kaum vernarbt sind. Denn gelang es auch schließlich, Ruhe und Ordnung äußerlich bald wieder herzustellen, so währten doch die durch den furchtbaren Ausbruch hervorgerufenen Zuckungen innerhalb der Missionsfamilie wie in den Kreisen der Negergemeine bis in die Mitte der achtziger Jahre fort. Erst nach Verlauf dieser Zeit trat eine innere Beruhigung der Gemüter und die vollständige Wiederherstellung des Vertrauensverhältnisses zwischen Hirten und Herde wieder ein. Jedenfalls aber waren den Missionaren wie der Missionsdirektion über dieser Bewegung die Augen darüber aufgegangen, daß man, um zum Ziel zu gelangen, auf

dem bisherigen Weg nicht fortfahren dürfe, sondern einen neuen betreten müsse. Was man beabsichtigt und wie man gegenwärtig verfährt, stellen wir in den folgenden Sätzen gruppenweise zusammen.

1. Das Ziel, in Bezug auf die ehelichen Verhältnisse die allgemein gültige, unumstößliche, kirchlich christliche Ordnung in unsren Stadtgemeinen in Paramaribo (wie in Suriname überhaupt) ein- und durch-zuführen, d. h. also die kirchliche Trauung mit vorangehender Civiltrauung zu allgemeiner Geltung zu bringen, wird unentwegt im Auge behalten und seine Verwirklichung so bald wie möglich wird angestrebt. Wer, wie es kürzlich eine holländische und soeben eine katholische, englisch in Westindien erscheinende Zeitung gethan, das in Abrede stellt oder gar unsrer Mission eine falsche, unkirchliche Lehrmeinung oder Absicht nachsagt, der redet wissentlich oder unwissentlich die Unwahrheit!

2. Angesichts der aus der bisherigen Darstellung sich ergebenden Gründe und Gesichtspunkte wird indes von einer sofortigen zwangsweisen Durchführung der kirchlichen Ordnung abgesehen, ein Notstand, für den weder die Mission noch ihre Pflegebefohlenen verantwortlich zu machen sind, als vorhanden anerkannt und die zunächst zu lösende Aufgabe darin gesucht, die Negergemeine zum Verständnis der christlichen Ehe, ihrer Formen wie ihrer Bedeutung und ihres Wesens zu erziehen. Für die Zeit des Notstandes und Ueberganges wird darauf gehalten, daß jedenfalls die zum Genuß des heiligen Abendmahls zuzulassenden Gemeinmitglieder, wenn sie nicht gar civil und kirchlich getraut sind, doch wenigstens Verbond mit einander geschlossen haben. Dieses Ersatzmittel für die kirchliche Trauung, von den Zeiten der Sklaverei her bekannt und oben bereits besprochen, ist also, nachdem man es mit der Emanzipation für eine Zeit lang fallen gelassen,

wieder eingeführt worden und die Eingehung des Verbondes findet nun in Gegenwart eines oder mehrerer Missionare und mehrerer Helfer statt. Doch wird angesichts der häufig sehr schwierigen und verwickelten Verhältnisse, namentlich bei Mischehen, den Missionaren im Blick auf jene Bestimmungen bezüglich der Abendmahlskandidaten die Freiheit eingeräumt, nach vorheriger kollegialer Prüfung einzelne seltene Ausnahmen zu machen. Von verheirateten Erwachsenen, die sich zur Taufe melden, wird vorherige Eingehung des Verbonds wohl dringend gewünscht, aber noch nicht als unerläßlich gefordert. Der Verbond, d. h. das gegenseitige Versprechen der Treue bis in den Tod, aber ohne kirchliche Einsegnung, ist also gegenwärtig das **zeitweilige** Ersatzmittel für die bürgerliche und kirchliche Trauung. Abgesehen von seiner Unvollkommenheit in kirchlicher Beziehung begründet der Verbond selbstverständlich auch keine vor dem bürgerlichen Gesetz gültige Ehen; außerdem können einige Missionare sich nicht ganz des Gefühles erwehren, daß der Verbond doch eine leise, mittelbare Umgehung der staatlichen Gesetzgebung sei, insofern der Gesetzgeber überhaupt keine andre Form der Eheschließung zulassen wollte als die vor dem Standesbeamten. Andre unsrer Boten sind andrer Meinung. Sie sagen: Die Staatsgewalt bekundet durch ihre Haltung, daß es ihr völlig gleichgültig ist, ob die farbige Bevölkerung getraut oder ungetraut lebt und stirbt. Sie weisen darauf hin, daß dieses Auskunftsmittel keineswegs im geheimen angewandt wird, sondern die Behörden wissen darum, und mancher Beamte hat schon angesichts der gegebnen Verhältnisse nicht bloß seine Billigung dieser Praxis ausgesprochen, sondern Beamte niederen Ranges haben selbst schon Verbond geschlossen. Und das darf uns nicht wunder nehmen, da nicht bloß unsre Missionare und ihre Schütz-

linge, sondern auch die weiße Bevölkerung, ja eigentlich ganz Suriname sich um die Civilehe nicht kümmert, weil eben dort jene freie Form des Zusammenlebens, die man füglich kurzweg „surinamesche Ehe" nennen könnte, allgemein eingebürgert ist. Gewährt doch die lutherische wie die reformierte Kirche in Paramaribo aus dieser Anschauung heraus ihren Mitgliedern alle kirchlichen Rechte und Gnadenmittel, ohne darnach zu fragen, ob sie bürgerlich und kirchlich getraut sind oder nicht, während die katholische Kirche durch ein unserm Verbonde ähnliches Auskunftsmittel sich hilft und auf Ordnung der ehelichen Verhältnisse dringt. Einer ihrer amtlichen Vertreter, der 1888 verstorbne Pater Borret, ursprünglich Jurist, sagte einmal in Gegenwart eines unsrer Missionare zu einem Mitglied der Kolonialen Staaten: „Schaffen Sie endlich einmal Wandel in der Civilstandsgesetzgebung! Das ganze Kapitel taugt in Grund und Boden nichts!"

3. Seit dem Jahre 1886 wird auch wieder strengere Kirchenzucht geübt. Zwar Ausschluß aus der Kirche, obwohl verfassungsmäßig zu Recht bestehend, erfolgt zur Zeit nur selten und in äußersten Notfällen, da er praktisch keinen Zweck hat, wohl aber Ausschluß vom Abendmahl oder aus derjenigen Kirchen-Klasse (z. B. der Tauffkandidaten), welcher der Betreffende angehört. Es sind wohl meist Fälle ehelicher Untreue bei Verheirateten oder fleischliche Vergehungen bei Ledigen, aber auch andere grobe Vergehungen wie gewaltthätige Ausbrüche von Feindschaft, Rückfälle ins Heidentum und dergleichen, welche den Anlaß zu dieser Anwendung der Kirchenzucht bilden. Außerdem werden bei geringfügigeren Anlässen die Verirrten von Helfern (oder Helferinnen) auf die „große Stube" geleitet, wo ein Missionar ihren Fehltritt mit ihnen bespricht und ernstfreundliche, seelsorgerische Ermahnungen an sie richtet. Im Jahre 1886 belief sich die Zahl der vom

Abendmahl ausgeschlossenen Mitglieder der großen Stadtgemeine auf 24, 1887 auf 95, 1888 auf 45 und, um noch die neuste Angabe zu nennen, 1890 auf 27 Personen.

So haben wir den Versuch gemacht, dem Leser wenigstens einen annähernden Begriff von den ehelichen Verhältnissen in Suriname und Paramaribo zu verschaffen. Ist er trotzdem auch nicht im Stande, die Schwierigkeit der dortigen Verhältnisse ganz zu überschauen, so hoffen wir doch die farbige Bevölkerung in seinen Augen wesentlich entlastet zu haben. Nicht die Annahme einer besonderen hamitischen Sittlichkeit niederen Ranges, sondern der übermächtige Einfluß jafetitischer und semitischer Unsittlichkeit erklärt die herrschenden Zustände. Ebenso aber hegen wir die Zuversicht, daß der Leser eine Missionskirche, die im Kampfe für kirchliche Ordnung ihre Existenz daran gewagt und beinah eingebüßt, hat, weder der Schlaffheit noch der Untreue gegen ihren Herrn und Meister wie gegen die Gemeine seiner Heiligen zeihen wird, weil sie grade um das Höchste wirklich zu erreichen, — ein Ziel, das sie nie aus den Augen läßt, — sich notgedrungen für die Zeit mit einem Niederen begnügt.

Sie hat auch, das bemerken wir noch zum Schluß, Erfahrungen zu verzeichnen, die es bestätigen, daß sie sich auf dem rechten Wege befindet. Auch die nicht getrauten und nicht durch Verbond verknüpften Paare halten sich im allgemeinen die eheliche Treue; die Zahl der civil und kirchlich Getrauten ist freilich noch klein, im Jahre 1890 verbanden sich nur 15 Paare, die zu unsrer Stadtgemeine gehörten, auf diese Weise zur Ehe; die Zahl der Paare, die Verbond machten, belief sich aber in den letzten Jahren jedesmal stets auf 100 und mehr und steigt im allgemeinen. Aber noch entscheidender ist für uns das einstimmige Zeugnis nicht bloß der Missionare, sondern der vom Puls-

schlag der Gemeine viel unmittelbarer berührten Helfer und Helferinnen; es lautet dahin: Die Mitglieder der Missionsgemeine fangen an zu begreifen, was eine christliche Ehe sei; ja der sittliche Zustand ist im allgemeinen jetzt ein entschieden besserer als vor dem Jahre 1880.

17. Stadtmissionsthätigkeit.

Der Nachweis des Bedürfnisses einer Wirksamkeit, wie sie die Ueberschrift einführt, dürfte kaum nötig sein. „Paramaribo ist, wie einer unserer Missionare treffend sagt, ein Korinth mit sittlich laxen Anschauungen und unklaren socialen Zuständen.“ Wie viele Versuchungen, namentlich zur Trunksucht und Fleischeslust, birgt nicht die hellleuchtende Palmenstadt! Und das alles tritt wie das Geschmeiß der tropischen Insektenwelt viel zudringlicher, frecher und bösartiger auf, und das alles findet Menschenherzen, unrein und sündig wie überall, aber in dem heißen Klima noch leichter zu entflammen, in dem Leib und Seele erschlaffenden Klima noch unfähiger, Widerstand zu leisten. Ja, es brütet über dieser Stadt auch eine ungesunde geistige Luft, aus verschiedenartigen schädlichen Dünsten zusammgebrodelt: der noch spuckende Aberglaube einer eben erst und nicht völlig abgestreiften Abgötterei, der sittliche Stumpfsinn und die Zügellosigkeit, womit die aufgehobne Sklaverei noch die Entwickelung der Folgezeit vergiftete, die vorgeblich aufklärenden, in Wahrheit alles verneinenden und zersetzenden Ideen, welche durch die Kanäle der Presse aus den Kulturländern der alten Welt in diesen Waldwinkel der neuen

hinübergeleitet werden. Wohl führt die reinigende Predigt des Evangeliums, dem erfrischenden Seewinde gleich, einen siegreichen Kampf gegen diese verdorbene geistige Atmosphäre und „Makzien" wie „Huisvriend" unterstützen dabei; aber diese Predigt braucht man nicht zu hören, diese Blätter nicht zu lesen, wenn man nicht will. Da bleibt im Blick auf die, welche abgeirrt sind und sich fern halten, nichts andres übrig als die Befolgung jenes alten Grundsatzes: Kommt der Berg nicht zum Propheten, so muß der Prophet zum Berge kommen. Aber, wendet man ein, das geschieht ja bereits, indem, wie Du berichtet, die Helfer und Helferinnen Evangelistenarbeit unter ihren Landsleuten treiben. Ist richtig, indes wie hoch man auch diese Thätigkeit schätzen mag, sie verträgt doch sehr wohl noch eine Ergänzung durch die Wirksamkeit europäischer Missionare neben ihnen. Denn ein Zeichen vorhandner geistiger Unreife und Unselbständigkeit im tieferen Sinne des Wortes ist es zwar, daß namentlich das recht oberflächliche und selbstgenügsame „Jung-Suriname" das Wort eines ebenso dunklen oder vollends das eines noch dunkleren Landsmanns geringschätzig in den Wind schlägt, aber von einem weißen Manne doch noch etwas sich sagen läßt und annimmt. Indes es ist so und mit dieser Thatsache muß jedenfalls gerechnet werden.

Doch nicht bloß im Blick auf der Kirche Entfremdete, auf Verirrte und Gefallne ist die Thätigkeit der Stadtmission eine notwendige, sondern dieselbe bildet auch eine heilvolle Ergänzung unsrer Arbeit im Blick auf den besseren, selbst auf den treuen, gottesfürchtigen Teil der großen Gemeine. Diese Leute sind wohl, und oft auf eine rührende Weise, dankbar für alles das, was ihnen auf dem Grund und Boden des Missionsquartiers geboten wird, sie schätzen auch die Wirksamkeit ihrer eignen Landsleute, der Helfer

und Helferinnen; ferner daß die Missionare jederzeit in den vielen Krankheitsfällen bereit sind, als Tröster und Ermahner ihre Schwelle zu betreten, rechnen sie ihnen hoch an, aber — den Wunsch, daß die Lerimans sich nicht bloß auf ihrer „großen Stube" treffen lassen mögen, sondern daß einer unter ihnen wenigstens von Zeit zu Zeit auch einmal in ihren eignen kleinen Stuben vorspreche, daß er auch die Gesunden nicht verschmähe, daß er die kleinen Freuden und Leiden des tagtäglichen Lebens, die Familiensorgen, die Bekümmernisse um das tägliche Durchkommen mit ihnen teile — den Wunsch hegen sie auch, und wir meinen, derselbe ist ein berechtigter. Ja, wie hoch diese Stadtmissionsthätigkeit angeschlagen wird, einen wie wesentlichen und unersetzlichen Wert sie für die lebendige Verbindung von Missionsquartier und Stadtgemeine hat, das geht daraus hervor, daß die Leute nicht bloß Br. Haller's Andenken treu bewahren, der Suriname im Jahre 1885 verließ und 1886 entschlief und der es wie wenige verstanden hat, die Leute in ihrem innersten Mittelpunkt zu treffen und zu fassen, sondern daß sie noch immer den 1872 verstorbnen Br. Lebart nicht vergessen können, welcher auch eine längere Zeit als Stadtmissionar wirkte. „Ja, „der Papa Lebart, der stets vergnügt von einer Straße in „die andre hinkte (er litt an einem Fußübel), der hatte eine „liebevolle Art mit uns zu reden!" So sprechen sie noch heute.

Anstrengend ist freilich diese Thätigkeit, schon für den Körper, namentlich in der großen Trockenzeit. Ungefähr von 10 Uhr vormittags an ist die Atmosphäre schon so erhitzt, daß man jene Luftschwingungen deutlich wahrnehmen kann, wie man sie bei uns zu Lande etwa in der Nähe der Mündung eines Schornsteins oder über der oberen Oeffnung eines Kalkofens beobachtet. Von allen Seiten Feuer!

Auf den Scheitel brennen die mit Recht so gefürchteten Strahlen der sengenden Sonne nieder, gegen welche der aufgespannte Schirm nur geringen Schutz gewährt. Auch die Reihen der mit Schiefer gedeckten Häuser strahlen in die schattenlosen Straßen eine unglaubliche Wärme aus, während der Fuß bei jedem Schritt in dem glühend heißen Sande versinkt. (Kein Wunder, daß vor nicht allzu langer Zeit der Bote, welcher diese Gänge zu versehen hatte, plötzlich ohnmächtig auf der Straße zusammenbrach!) Und eine wohlthuende Kühle oder ein gemächliches Plätzchen zum Sitzen erwartet ihn nicht in der Mehrzahl der Wohnungen, in die er kommt. Vielmehr hat beinahe jeder Hausbesitzer, gelockt durch den hohen Ertrag der Miete, im Hofraum bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit einstöckige Holzhäuser einfachster Bauart aufführen lassen, welche in lauter Kammern eingeteilt sind. Der Fußboden einer solchen Kammer mißt 10—15 Fuß im Quadrat, ein darüber befindliches Stück Bodenraum von gleicher Größe, nur vermittelst einer Leiter zugänglich, gehört dazu. So wohnt die ärmere Negerbevölkerung und entrichtet für diesen Unterschlupf monatlich 4, 6—10 Gulden (Mark 6,80, 10,20 bis 17). Aber nicht bloß die Beschränktheit des Raumes, sondern die unverhältnismäßig große Anhäufung solcher nicht selten mehr stallartiger Behausungen auf einem sehr kleinen Grundstücke erzeugt die unbehaglichsten Verhältnisse. Es giebt Höfe, wo bis an 30 solcher Kammern mit der gleichen Zahl von Familien existieren. Durch eine Seitenthür (Ningredoro = Negerthür) neben dem Vorderhaus gelangt der Stadtmissionar in den engen Hofraum und frägt, wenn er nicht schon bekannt ist: „Wohnen hier Arnitri?"; denn in erster Linie gilt seine Thätigkeit den Mitgliedern unsrer Kirche: „Ja, ja!", heißt es von allen Seiten; es giebt kaum e i n e n derartigen Hof in der Stadt,

wo nicht wenigstens ein paar von unsern Leuten ihr Heim haben. Zwischen Wasserfässern, Kohlenbecken, spielenden Kindern, Federvieh und Schweinen dringt er nach einer Kammer durch und tritt ein. Freilich ein Raum, in dem man sich kaum rühren kann! An der einen Wand einige wenige Möbel, mit buntem Glas und Porzellan gekrönt, auf der andern Seite ein paar Matten und Decken und allenfalls eine hölzerne Pritsche, das Material zur nächtlichen Lagerstatt (wenn diese sich nicht auf dem durch eine Hühnerstiege zu erreichenden Bodenraum (zoldro) befindet), und darauf Berge gestärkter Wäsche getürmt, — Suriname ist das Paradies der Wäscherinnen, alles trägt weiße oder doch helle Waschkleider und wechselt sie aus naheliegenden Gründen beständig, also wimmelt es in Paramaribo von Wäscherinnen, — (am Schluß des Jahres 1887 gab es dort 1182 eigentliche Waschfrauen, die vielen weiblichen Hände ungerechnet, welche, in andern Richtungen thätig, doch aber daneben auch am Waschzuber walten) — an den Wänden hängen ein paar geschmacklos grelle Bilder und, wenn wir wenigstens die Wohnung eines Abendmahlsmitgliedes betreten haben, der eingerahmte Konfirmationsschein, der sich allerdings befremdlich genug unter dem übrigen faden Wandschmuck ausnimmt.

So wohnen viele Mitglieder der großen Stadtgemeine, aber doch nicht alle; vielmehr hat schon eine recht hübsche Anzahl von ihnen es zu einem eignen kleinen Grundstück an der Straße und zu einem Häuschen darauf gebracht. Auch der Arme, wenn er Haushaltungsgabe und eine immerhin dem Klima Rechnung tragende Arbeitsamkeit besitzt, kann, namentlich durch Landbau, vorwärts kommen, und es ist nur sehr zu bedauern, daß grade diese Erwerbsthätigkeit noch von den Zeiten der Sklaverei her in den Augen nicht Weniger mit dem Fluche der Verächtlichkeit gebrandmarkt ist.

Das ist der äußre Schauplatz, auf welchem sich die Wirksamkeit des Stadtmissionars abspielt. Schwieriger dürfte es sein, ein einheitliches und vollständiges Bild von der innern Beschaffenheit dieser Wirksamkeit zu geben, da selbstverständlich die Zustände, auf welche er in jedem Hause stößt, die größte Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit aufweisen. Andrerseits giebt es jedoch ganz naturgemäß gewisse Themata, deren notwendig immer wiederkehrende Besprechung uns einen festen Faden in die Hände spielt, welchem wir zunächst folgen wollen. Es ist das der Kirchenbesuch, die Hausgottesdienste und das häusliche Leben mit seinen verschiedenen Seiten.

Den Kirchenbesuch haben wir bereits früher berührt und ihn im allgemeinen als einen ziemlich guten bezeichnen können. Freilich schließt das aber nicht die Möglichkeit aus, daß Einzelne dem Gotteshause fern bleiben und so dem besuchenden Stadtmissionar Gelegenheit zu zweckentsprechenden Ermahnungen geben. Als eine greifbare Frucht der Thätigkeit eines unsrer Brüder nach dieser Seite hin muß auch die Erbauung der ebenfalls schon erwähnten kleinen Kapelle in Rosignol erwähnt werden. Seiner Aufforderung zu regelmäßigerem Besuch der Kirche begegneten die in der Nähe jenes Platzes wohnenden Neger mit dem Hinweis auf die große Entfernung der Kirche, deren Vorhandensein (1½ Stunden) allerdings nicht abgeleugnet werden konnte. Das bewog nun unsern Bruder zu der Erklärung, daß er sie von Zeit zu Zeit am Sonntag besuchen und ihnen eine Predigt halten wolle. Und so erschien denn unser Stadtmissionar bald alle 14 Tage am Sonntag in jener an der äußersten Grenze des Stadtgebietes gelegnen Gegend und hielt in Ermangelung eines geeigneten Lokals im Schatten eines gewaltigen, weitverzweigten Kankantriebaumes Predigt. Das brachte aber den

wohlwollenden begüterten Eigentümer des Platzes, auf dem der Kankantriebaum steht, erst auf den Gedanken, seinen zum Kakao-Trocknen benutzten Schuppen als Predigtlokal herzuleihen, und dann gar, denselben auf seine Kosten in eine nette kleine Kapelle zu verwandeln. So entstand der nun alle 14 Tage von uns bediente Predigtplatz.

Was den Hausgottesdienst betrifft, so findet in verschiedenen Familien wirklich regelmäßiger Morgen- und Abend-Segen statt, vom Hausvater gehalten, obwohl für den Neger seinem ganzen Naturell nach die einfache, geräuschlos stille Erbauung im engsten Kreise nicht etwas ohne weiteres Anziehendes hat. Auch trifft der Stadtmissionar dann und wann Leute an, welche auch am Tage in ihrem Neuen Testamente oder den Zahnschen Geschichten des Alten lesen, und eine überraschende Bibelkenntnis sich zu eigen gemacht haben. Ja Wer überhaupt von der farbigen Bevölkerung negerenglisch liest, sei er reformiert, lutherisch oder römisch, der benutzt die Bücher, welche unsre Brüder herausgegeben haben. Freilich sind die katholischen Priester wenig davon erbaut. Eine Frau, die nicht einmal der Botmäßigkeit derselben unterstellt war, sondern zu uns gehörte, zeigte unserm besuchenden Bruder ihre alttestamentlichen Erzählungen. Der Titel und die erste Seite fehlten. „Die hat der Priester herausgerissen und zugleich gesagt: „Du kommst in die Hölle, wenn Du eine Arnitri bleibst!" „— „Und was hast Du ihm geantwortet?" — „Nun, dann kommst Du sicher vor mir dahin!" — Was aber den tiefer Forschenden, der sich nicht bloß damit beruhigt, daß das Wort Gottes überhaupt gelesen wird, sondern der nach dem Nutzen und Segen des Lesens frägt, wehmütig berührt, ist die äußerlich gedankenlose, mechanische Art und Weise, mit der man häufig zu Werke geht. Nicht wenige lesen wie ihr Landsmann, der Kämmerer aus Mohrenland,

ohne doch auf die Frage: „Verstehest Du auch, was Du liessest?“, den entschuldigenden Bescheid geben zu können: „Wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet!“ Einer unsrer Brüder, welcher Stadtmissionar in Paramaribo war, aber früher in Labrador gearbeitet hatte, versichert, daß in letzterem Lande während des Winters keine Woche vergangen wäre, in der nicht verschiedene Eskimos, um Aufschluß über eine Bibelstelle bittend, zum Missionar gekommen wären. In Paramaribo aber sei ihm das trotz all seiner dazu ermunternden Bitten niemals vorgekommen. So hat der Stadtmissionar also häufig Gelegenheit zu fragen, nicht bloß ob, sondern wie in der Schrift geforscht wird und daran seine Ermahnungen zu knüpfen. — Viele halten keinen Hausgottesdienst, weil sie, erst nach Aufhebung der Sklaverei als erwachsen in die Stadt gekommen, nicht lesen können. Das brachte eben jenen früher in Labrador thätigen Missionar auf den Gedanken, hier müsse Abhilfe geschafft werden. Es gelang ihm, vier unsrer Lehrer dazu willig zu machen, daß sie ohne Entgelt um Gottes willen nach Beendigung ihrer Schulstunden viermal in der Woche nachmittags von $1/_2 5$—6 Uhr denjenigen Frauen und erwachsenen Mädchen, welche des Lesens unkundig waren, Unterricht darin erteilten; an Regentagen half er selbst mit. Es fand und findet sich regelmäßig eine hübsche Zahl von Schülerinnen ein, und wenn die junge Weisheit in manchen alten Kopf auch nur langsam ihren Einzug hält, so ist doch bei den meisten ein Eifer vorhanden, der schließlich zum Ziele führt.

Was das häusliche Leben nach seinen verschiedenen Seiten und mit seinen verschiedenartigen Aufgaben betrifft, so kann man sich nach dem bereits früher Gesagten leicht denken, daß ein Stadtmissionar in dieser Beziehung vollauf zu thun findet. Eine Hauptseite seiner Thätigkeit besteht

im Kampf gegen die im 16. Abschnitt geschilderten sittlichen Zustände; von Schwertstreichen dagegen hallen die vorliegenden Berichte eines unsrer Brüder wieder, der als Stadtmissionar thätig war. Darauf aber hier noch einmal näher einzugehen, lehnen wir ab. Giebt es doch außerdem noch genug Uebelstände, welche, wenn auch nur mittelbar, mit jenen laxen Anschauungen über Ehe und Familienleben zusammenhängen und hier besprochen werden müssen. Das ganze Gefüge des Familienlebens ist überhaupt zur Zeit noch ein äußerst loses. Auf der einen Seite der Gatte und Vater, auf der andern die Mutter mit den Kindern und zwischen beiden Parteien eine noch nicht ausgefüllte Kluft! So hat die Sklaverei es sie gelehrt; ihre Anschauungen wirken noch nach, sie kommen selbst in so unbedeutenden, aber doch sehr charakteristischen Einzelheiten zum Ausdruck, daß der verheiratete Neger seine Mahlzeiten eigentlich nie, oder doch nur ausnahmsweise in Gemeinschaft mit Weib und Kind, sondern stets allein einnimmt. Dieser unnatürlichen Spaltung des Familienlebens entspricht in vielen Fällen auch eine einseitige und ungerechte Verteilung der elterlichen Pflichten und Aufgaben. Das Aufziehen und die Erziehung der Kinder ruht zu ausschließlich auf den Schultern der Mutter. Kein Wunder, daß der besuchende Stadtmissionar in einer kinderreichen Familie seine Mühe und Not damit hat, die Gedanken einer solchen Frau vom Bananentopf hinweg und hinauf zu Dem zu leiten, der der Geber aller guten Gabe, dem sie aber auch für das leibliche und geistliche Gedeihen ihrer Kleinen verantwortlich ist. Kein Wunder, daß auch in anbetracht der engen Wohnungsverhältnisse und des früh entwickelten Hanges der aufwachsenden Jugend zu äußrer Selbständigkeit die älteren Kinder so bald wie möglich vom Elternhause abgestoßen und, ehe sie noch zu rechter Reife, Stetigkeit und

Festigkeit gekommen, auf eigne Füße gestellt werden. Da ziehen noch halbwüchsige Knaben und unfertige Jünglinge bereits auf eigne Hand ins Goldfeld. Die noch nicht flügge gewordene Tochter mietet bereits irgendwo eine eigne Kammer und etabliert sich als Wäscherin. Oder sie setzt sich gar auf den Markt und an die Straßenecken, um „Switisani" feil zu bieten, eine Art Konfekt, das aus Zucker und Erdnüssen oder geriebenen Kokusnüssen besteht, sich einer ungeheuren Beliebtheit erfreut und — schrecklich ist es schon zu denken — sogar bisweilen von Aussätzigen bereitet wird, die zu keiner andern Arbeit mehr fähig sind. Welchen Gefahren gehen aber nicht diese unbefestigten Jünglinge und Jungfrauen entgegen, wie viele von ihnen kommen zu Fall, aber auch welche Fülle von Anlässen ergiebt sich aus diesen Verhältnissen für den Stadtmissionar, zu ermahnen, zu warnen, Auswege vorzuschlagen und zu helfen! Ja, auch dem Gatten und Vater in die Zügel zu fallen, versäumt er keine Gelegenheit. Freilich oft ist derselbe abwesend, aber trifft unser Bote ihn einmal, dann erinnert er ihn kräftig und ernst an seine Pflichten. Er giebt ihm auch in Bezug auf seine Arbeit guten Rat, er warnt ihn namentlich vor einem, vor der Thätigkeit in den Goldminen. Leider hat sich grade der kräftigste Teil der niedren männlichen Bevölkerung diesem Erwerbe zugewandt. Aber mancher Mann kehrt nach 3—4monatlicher Abwesenheit in dem ungesunden Buschland so elend und krank zurück, daß er den sauer erworbnen Verdienst an den Arzt und die Apotheke verausgaben muß. Andre wollen sich für die erlittenen Entbehrungen schadlos halten und da ihr Beutel unmittelbar nach der Rückkehr straff ist, so kaufen sie schöne Möbel, feine Anzüge, glanzlederne Stiefeln, fahren in Droschken, leben eine kurze Zeit herrlich und in Freuden, müssen aber zum Schluß das, was

sie noch von ihrer eleganten Saulsrüstung und dem modernen Hausrat übrig haben, wieder versetzen und verkaufen, weil der Beutel plötzlich leer und der Mangel da ist, müssen sich aufs neue fürs Goldfeld anwerben lassen. Und nicht bloß das, auch der Aufenthalt an den Fundstellen des Edelmetalls selber ist nicht ohne schwere sittliche Gefahren. Die Gesellschaft ist roh, die Versuchung zum Goldstehlen groß, wie die, soweit das Verbrechen des Diebstahls in Betracht kommt, hauptsächlich nur mit Golddieben gefüllten Gefängnisse zeigen; während der langen Abwesenheit werden die Goldsucher der Kirche und ihren Familien entfremdet, so daß Frau oder Kinder inzwischen oft auf Abwege geraten. Viele Jünglinge mit bessrer Schulbildung, die in den Zeiten der Sklaverei als „Blankoffiziere“ (die dem Direkteur einer Plantage unterstellten Verwalter) ihr Brot fanden, müssen nun wohl oder übel im Goldfeld als Schreiber oder Aufseher eine Anstellung suchen, und der spekulierende Kapitalist wendet sich auch instinktiv diesem Erwerbszweig zu, weil der Plantagenbau aus Mangel an billigen und zuverlässigen Arbeitern wenig oder nichts abwirft. Aber der gewöhnliche Arbeiter hat das wirklich nicht nötig, sondern er kann, wir sagten das schon oben, ohne Sorge und Ueberanstrengung sich und die Seinen sehr gut durch Bebauung einer eignen kleinen Scholle ernähren und dabei vorwärts kommen. Dazu rät ihm sein guter Freund, der Stadtmissionar, aus den verschiedensten, stichhaltigsten Gründen.

Aber nun ist unser Faden zu Ende und wir folgen auf gut Glück dem Stadtmissionar noch auf einigen seiner Kreuz- und Quer-Züge.

Er kommt in ein Haus, dessen Einrichtung einen gewissen Wohlstand verrät. Eine Negerin in schon gesetzten Jahren ladet ihn zum Eintritt ein und führt ihn in einen

Raum, wo ihr ganzer Stolz, ihre Söhne, drei ziemlich hellfarbige Mulatten im Alter von etwa 20—25 Jahren, Cigarretten rauchend, in ziemlich nachlässiger Stellung um einen Tisch herumsitzen. Sie erheben sich, begrüßen den Besuch mit einer gewissen herablassenden Vertraulichkeit, nötigen zum Sitzen, überfallen ihn aber gleich mit der Frage, was er wohl dazu denke, daß laut der gestrigen Abendzeitung wieder ein Holländer und kein eingeborner Surinamer zum Commissaris in dem Distrikt X. ernannt sei. Und ehe der Gefragte noch antworten kann, fallen die andern ein und ergehen sich in einer äußerst heftigen und abfälligen Kritik über die Maßregeln der Regierung, welche stets fremde Einwanderer begünstige und anstelle, aber die mit den Verhältnissen vertrauten Eingebornen zurücksetze. Die 3 jungen Herren sind vielleicht besonders einseitige und unvorteilhafte Vertreter von „Jung-Suriname". Sie haben holländisch lesen und sprechen gelernt, im äußern und in Manieren ein wenig vom Schliff und Firnis der civilisierten Nationen angenommen und glauben nun, was Tüchtigkeit und Bildung betrifft, es mit jedem Europäer aufnehmen zu können. Ihren Mangel an Lust und Fähigkeit, zu arbeiten, ersetzen sie durch ein altkluges Raisonnieren, über ihren Mangel an Klarheit und Gründlichkeit täuschen sie sich durch eine an Verblendung grenzende Eingebildetheit hinweg. In politischer Beziehung ist ihr Feldgeschrei: „Suriname nur für die Surinamer! Die „Holländer mögen gehen und unser Land sich selber über-„lassen, dann werden wir Großes leisten!" In kirchlich religiöser Beziehung begnügen sie sich mit ein paar Phrasen, die sie der alles biblische Christentum über Bord werfenden Broschüre des früher erwähnten, seitdem verstorbenen lutherischen Geistlichen: „Einreißen und Aufbauen" entlehnt haben. Nun, unser Stadtmissionar weiß im voraus, daß

für die Zeit bei den jungen Herren nichts auszurichten ist, — die ernste Schule des Lebens muß sie erst ernüchternd in Zucht nehmen — aber ein paar Wahrheitspillen giebt er ihnen doch zu schlucken, und daß die bitter sind, dafür kann er nichts. „Ich lasse mich grundsätzlich nicht auf „Politik ein, so beginnt er, und wie die Zukunft dieses „Landes, das ich liebe und schätze, sich gestalten mag, das „überlasse ich dem Gott, der die Geschicke der Völker in „seiner Hand hat. Aber das will ich Ihnen offen sagen, „meine Herren: Wenn die holländische Regierung jetzt, „sogleich, ihre Hand von Suriname abzöge und die Zügel „der Regierung und Verwaltung des Landes Ihnen und „Ihres Gleichen übergäbe, dann würde das Land ehestens „in einem Zustande trauriger Unordnung und Sittenlosig„keit sich befinden. Denn — nehmen Sie mir ein offnes „Wort nicht übel! — wenn ich nur bei Ihnen persönlich „stehen bleibe, so verstehen Sie zwar ziemlich gut hollän„disch zu sprechen, aber zu arbeiten haben Sie noch nicht „gelernt. Von Ihrem häuslichen Leben weiß man nur, „daß Sie Frauen haben, ohne mit ihnen getraut zu sein. „Als Polizisten würden Sie sich fürchten, ohne Amulett „nachts über die Straße zu gehen. Als Verwaltungs„beamte würden Sie beweisen, daß Sie das, was man „Pflichterfüllung nennt, noch nicht recht kennen, sondern in „Menschenfurcht und Familienrücksichten untergehen. Nicht „einmal Ihre eignen Landsleute haben Achtung vor Ihnen. „Niemand würde sich mehr freuen, wenn Sie so weit „wären, das Land leiten und regieren zu können, aber „Sie sind zu arbeitsscheu und eingebildet, Sie leisten noch zu wenig!" — Böse werden die jungen Herren nicht über diese Geißelhiebe, sie lächeln nur verlegen, bis einer von ihnen sich zu der nichts beweisenden Entgegnung aufrafft: „Mein Herr, ich bin Mulatte, und wie fast alle Mulatten

„stamme auch ich von einem Juden ab; ich sage Ihnen, „meine Brüder und ich sind tüchtige Leute. Wir könnten „Gewaltiges leisten!“ — „Nun gut, erwidert der Stadt„missionar, zeigen Sie das nur durch die That! Aber so „viel weiß ich, es wird nur geschehen, wenn Sie zuvor „Selbsterkenntnis und Demut vor dem Angesichte Gottes „gelernt haben, und wenn Sie durch seine Gnade in einer „andern, in der himmlischen Welt heimisch geworden sind, „aus der allein Ihnen Kräfte zufließen werden, um die „Schwäche wie die sündigen Neigungen Ihres unreinen „Herzens zu bezwingen und wirklich etwas Gutes auszu„richten!“ — So scheidet man von einander.

Es giebt aber auch andre Stimmen und Urteile. Da kommt der über solch blasierte, verblendete Selbstgenügsamkeit bekümmerte Bote zu einem farbigen Manne in mittleren Jahren, der es auch zu etwas gebracht hat, aber nicht durch eine Protektion von zweifelhaftem Werte, wie die Mutter jener 3 Mulatten, sondern durch eigne Arbeit und Sparsamkeit. Er begrüßt unsern Bruder freundlich, ein Gespräch kommt bald in Gang, es dreht sich erst um die Privatverhältnisse des Farbigen, dann nimmt es eine Wendung auf's allgemeine, und der Besuchte zeigt auf einen Käfig mit einem Papagei darin, indem er sagt: „Sieh dort „den Vogel im Bauer! Ich sage, er ist nicht dumm, er hat „auch mir nachsprechen gelernt, mit einem Wort: er ist „beschaafd pikinso (eine Wenigkeit gebildet), aber doch „wird nie etwas rechtes aus ihm werden. Grade so ist es „auch mit uns; wir haben wohl etwas durch Euch gelernt, „aber nie werden wir uns allein behelfen können, wir „werden Euch immer nötig haben!“ — Hier muß der Missionar aufmuntern und trösten; er kann das mit gutem Gewissen, wenn er freilich auch eine ganze Anzahl von Jahrzehnten vorstrecken zu müssen glaubt, bis die erhoffte Selbständigkeit gar werden wird.

Auch vor Aufgaben sieht sich unser Stadtmissionar gestellt, die gelegentlich unleugbar eine Beimischung von Komik enthalten. Als der selige Br. Haller noch diesen Posten bekleidete, besuchte er einst einen unsrer Neger. Aus der Kammer daneben vernahm man lautes Stöhnen. Auf Befragen erfuhr der Missionar, dort wohne ein Mulatte, der einen bösen Geist im Rücken sitzen habe. Er ging sofort zu dem Leidenden, der nicht zu unsrer, sondern zu einer andern Kirche gehörte. Derselbe wand sich vor Schmerz auf seinem Lager und erklärte: „Ja, ja, ich habe einen bakroe, einen bösen Geist, im Rücken!" Br. Haller erkannte sofort, daß ein tüchtiger Hexenschuß vorliege, brachte beim nächsten Besuch einen Baunscheidtschen Lebenswecker mit und bearbeitete kräftig die angegriffne Stelle. Die Kur schlug an, bald war der vermeintlich Besessene wieder ganz gesund, und einige Zeit darauf trat er mit seiner Familie zu unsrer Kirche über. —

Ist die Zahl der ungetauften Neger in Paramaribo klein, so giebt es dort doch eine große Anzahl von Chinesen und nicht wenig indische Kulis, die vollkommne Heiden sind. Die Kulis, welche auf 5—6 Jahre sich verdungen haben und während ihres Aufenthalts in Suriname den Kastenunterschied ganz fallen lassen, wohnen aber der überwiegenden Mehrzahl nach auf dem Lande, auf Plantagen, während die Chinesen fast ausschließlich in der Stadt sich niedergelassen haben; nur ein Teil der Kulis kehrt nach Ablauf der Kontraktzeit nicht in die Heimat zurück, und diese sind es, die sich dann mit Vorliebe auch in Paramaribo ansiedeln. Ein Missionar, der chinesisch und einer der irgend eine hindostanische Sprache könnte, — sie würden Arbeit vollauf finden. Mit Chinesen kommt unser Stadtmissionar schon darum nicht selten in Berührung, weil viele von ihnen sich mit zu unsrer Kirche gehörigen Negerinnen

verheiratet haben. Die Verständigung mit diesen bezopften Fremdlingen ist freilich oft schwer, aber so führt unser Bote chinesische Traktate mit, die schon öfters als Missionare gedient haben, und schon eine ganze Anzahl von ihnen ist getauft und unsrer Kirche einverleibt worden. Ungeheuer fleißig, genügsam und sparsam wie überall, sind diese Einwandrer doch nicht selten dem Spiel und dem Opiumrauchen ergeben. Das eine Mal dringt unser Bote in eine solche Opiumhöhle ein, den bis auf die Straße dringenden üblen Geruch zum Wegweiser. Ein widerlicher und zugleich Mitleid erregender Anblick wartet seiner. In einer schmutzigen, dunklen Kammer liegen auf tischhohen, breiten Pritschen 8—10 magre Gestalten in tiefem Schlaf. Zwischen ihnen stehen kleine brennende Lampen, über welche beim Rauchen die Pfeife gehalten werden muß. Nach wiederholtem Grüßen und Anreden richtet sich endlich einer der Männer auf und schnattert etwas Undeutliches. Aber unser Bruder überzeugt sich bald, daß hier nichts auszurichten sei. Doch fehlt es nicht an solchen, die gerettet werden. Manchen treibt schon eigne vernünftige Ueberlegung und die Rücksicht auf den Erwerb zu Anstrengungen, um von dieser „Teufelssache", wie sie es selbst nennen, loszukommen. Ein getaufter Chinese zeigt unserm Boten ein selbstbereitetes, abscheulich riechendes Anti-Opiummittel mit dem Bemerken, er werde ohne Nachteil für seine Gesundheit das Rauchen ganz lassen können, wenn er die Flasche ausgebraucht. Das bewahrheitete sich in der That. Einen andern Sklaven dieses Lasters durfte unser Bruder nach vorangegangnem Unterricht auf dem Krankenbette taufen. Von dem Tage an kam nie wieder die Pfeife in die Hände des Geretteten, sondern man fand ihn stets mit dem Lesen von chinesischen Traktaten beschäftigt, die ihm zu großer Erquickung und Erbauung gereichten. Seine Krank-

heit war die Wassersucht. Sichtlich reifte er für das himmlische Vaterhaus und einige Zeit darauf entschlief er. —

Die Grenzen unsrer Aufgabe überschreitend, aber der Verzeihung des Lesers dafür gewiß, erwähnen wir schließlich noch gelegentliche Berührungen unsrer Stadtmissionare mit Landsleuten. Denn daß solche, ohne Missionare zu sein, auch in Suriname auftauchen, ist selbstverständlich. In welchem Lande der Erde gäbe es keine Deutschen? Eines Tages trifft unser Bote in einer gewöhnlichen Negerkammer einlogiert eine deutsche Witwe aus Württemberg. Ihre äußre Lage ist sehr dürftig. Anfang der sechziger Jahre war sie mit ihrem Manne der Aufforderung August Kapplers gefolgt, der, ein rühriger und begabter Mann, verschiedene Kolonisationsversuche in größerem Stil in Suriname angestellt hat*). Ihr Mann war indes bald dem Klimafieber erlegen und unter einem Baume des Urwalds bestattet worden. Sie selbst, nur mühsam sich durchschlagend, hatte seit 20 Jahren alle Verbindung mit der Heimat einschlafen lassen und wußte nicht einmal, ob ihre Eltern und Geschwister noch am Leben wären. Unser Stadtmissionar eröffnete nun sofort einen Briefwechsel mit der Behörde ihres württembergischen Heimatsortes, deren Frucht nicht bloß in Nachrichten über die Angehörigen der Witwe, sondern in der Auszahlung eines kleinen, aber in den Augen der Empfängerin so schwer wiegenden Erbteils (Mark 150) bestand, daß sie dasselbe mit unserm Bruder, als er es

---

*) Anmerkung. Sein Werk: „Surinam, von Aug. Kappler, Stuttgart, Cottasche Verlagsbuchhandlung 1887“ haben wir schon wiederholt citiert; es enthält viel unter sozialem und kolonialem Gesichtspunkt Belehrendes. Auch die ebenfalls veröffentlichte Lebensbeschreibung des kürzlich verstorbnen interessanten Mannes bietet viel Anregendes, wenn sein Standpunkt auch nur ein allgemein humanistischer, nicht aber ein ausgeprägt christlicher ist.

auf der Bank erhoben, durchaus teilen wollte und nur mit großer Mühe von der Ausführung dieses Vorsatzes abzubringen war. — Ein andermal entdeckte unser Bruder einen alten kranken Mann in äußerster Dürftigkeit, dessen Vater aus Europa stammte und dort noch Verwandte hatte, während seine Mutter eine Negerin war. Jene Verwandten unterstützten nun auf Verwendung eines unsrer Missionare hin den Alten so freigebig, daß er sich ein eignes Häuschen kaufen und in demselben noch einen sorgenfreien Lebensabend verbringen konnte. — Sehr traurig dagegen gestaltete sich der Ausgang des Schicksals eines jungen Mannes. Dem am Sonntag im Gefängnis predigenden Missionar fiel unter den schwarzen, braunen und gelben Gesichtern seiner Zuhörer ein junger, in der Blüte seiner Jahre stehender Europäer auf. Eingezogne Erkundigungen ergaben, daß er ein Sachse sei, der sich in Holland als Soldat für Suriname hatte anwerben lassen und einige Monate nach seiner Ankunft, wie er behauptete fälschlich, des Diebstahls bezichtigt und verurteilt worden war. Gern erfüllte man seinen Wunsch und lieh ihm deutsche Bücher. Nach Ablauf seiner Strafzeit aus dem Soldatenstande ausgestoßen, wurde er nun zwar ein ganz freier Mann, aber zugleich auch brotlos. Der Sprache und Landesverhältnisse völlig unkundig stand er in bittrer Ratlosigkeit da. Indes seine neuen Freunde versprachen, für ihn sorgen zu wollen, und verschafften ihm für den Augenblick den Posten eines Nachtwächters auf einer Plantage bei unsrer Station Leliendal, verhießen aber zugleich auch etwas Besseres, nur solle er sich und ihnen etwas Zeit gönnen. Zwei von ihnen waren auch wirklich in seinem Interesse unermüdlich thätig und fanden endlich einen seiner Bildung und gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Posten, da kam von Leliendal die Kunde, daß der unglückliche junge Mann — sich erschossen habe. —

18. Krankenbesuche.

Auch unreine Geister legen bisweilen merkwürdige Bekenntnisse ab. Ist der Wortlaut genau, wir wissen es nicht, aber ein Ausspruch, den der Dichter Heinrich Heine in seiner „Matratzengruft", wie er sein Schmerzenslager nannte, gethan haben soll, lautet ungefähr so: „Wo die „Gesundheit aufhört, fängt die Religion an!" Dieser Ausspruch ist vieldeutig, er hat seine frevle Seite, der wir hier indes nicht nachdenken wollen; er birgt aber auch eine tiefe Wahrheit in sich, die freilich für das undankbare, trotzige — und verzagte Menschenherz wenig schmeichelhaft und ehrenvoll ist. Statt sich durch die Güte Gottes zur Buße leiten zu lassen, statt sich, überwältigt durch die Liebe seines Sohnes, freiwillig ihm in demütig dankbarer Gegenliebe zu erschließen, beginnt dieses Menschenherz (und auch das nicht einmal immer!) erst dann sein Heim in Gott zu suchen, wenn Gott es heimgesucht, gedemütigt und zerschlagen hat. So geht es, nicht bei allen, aber doch bei sehr vielen Menschenkindern. Das bestätigen auch die Mitteilungen, welche auf den folgenden Seiten gemacht werden.

Schon weiter oben haben wir bemerkt, daß ein wesentlicher Teil der Thätigkeit unsrer Missionare in Besuchen von Kranken besteht. Hier bietet sich einem Jeden von ihnen nun reichlich Gelegenheit, das auszurichten, wozu er sich ja gewiß ganz besonders getrieben fühlen wird, nämlich selbständige Seelenpflege und selbständige Missionsthätigkeit an Einzelnen. Bisweilen wird er noch ein wenig Zeit finden, auch an Gesunde, denen er auf seinen Wanderungen begegnet, Worte des Zuspruchs und der Ermahnung zu richten und sich auf diese Weise ebenfalls an dem im vorigen Abschnitt geschilderten, dringend notwendigen Werk der Stadtmission zu beteiligen. Doch seine Hauptaufgabe

bleibt in den letzten Stunden des zur Rüste gehenden Tages, sich der Schwachen, der Alten, der Gebrechlichen und Kranken anzunehmen, welche am Besuch des öffentlichen Gottesdienstes teilzunehmen verhindert sind. Ihnen muß er solchen Gottesdienst zu ersetzen suchen durch das Lesen von Gottes Wort und passenden Liederversen und durch gemeinsames Gebet mit ihnen; er muß sie trösten, ermahnen und anleiten, in Ergebung die dunklen Wege zu gehen, welche der Herr sie führt, in demütiger Buße sich unter die Zucht zu beugen, durch welche der Herr in seiner Liebe sie von dem breiten Wege des Verderbens zurückrufen will.

Um den an die Missionare in dieser Hinsicht gestellten großen Anforderungen einigermaßen genügen zu können, ist das Gebiet der großen Stadtgemeine — die an den Vorstadtgemeinen Rust en Vrede, Wanica und Combé wirkenden Brüder widmen sich selbstverständlich der gleichen Thätigkeit — in 10—12 „wijk" d. h. städtische Bezirke eingeteilt, deren je einer der Pflege eines Missionars anvertraut ist; außerdem werden die Armen und Alten des Armenhauses im Landsgrond Boniface, wo ja auch sonntäglich einer unsrer Missionare predigt, ebenso die Kranken im Militärhospital an der Gravenstraat besucht. Damit wir nicht zu weitläuftig und lang werden, teilen wir im folgenden nur Einzelheiten mit, welche teils in Privatwohnungen, teils im Militärhospital, aber alle in voller Wirklichkeit und Wahrheit sich so zugetragen haben.

Es ist noch nicht ganz 5 Uhr nachmittags. Die uns bereits bekannte Arbeit im „Winkel", auf dem Comptoir, in der Schule und auf der „großen Stube" ist geschlossen, vorüber ist die ärgste Hitze, die Luft beginnt erträglicher und kühler zu werden. Da ziehen die Brüder in allen Richtungen aus, vielfach von ihren Frauen begleitet, was die Pflegebefohlenen gar gern sehen, gar sehr sich schätzen.

Zuerst wird in jedem Fall bei dem im Distrikt wohnenden Helfer oder der Helferin vorgesprochen. Bei ihnen melden sich soeben Erkrankte an, die einen Besuch wünschen; von ihnen erfährt der Missionar, Wer grade heute besondren Zuspruch nötig hat. Außerdem giebt es natürlich Kranke, welche man schon kennt, weil sie jahrelang leiden und jahrelang besucht werden. Helfer und Helferin freuen sich selber aber so über den Besuch des Lerimans und haben so viel zu erzählen, daß man vor lauter Sprechen **über** die Kranken zu keinem Sprechen **mit** den Kranken kommen würde, wenn man nicht rasch entschlossen ab- und auf-bräche.

Ein paar Schritte und der Missionar tritt durch die uns schon bekannte ningredoro (Negerthür) in einen Hof oder auf einen „Platz", wie man sagt, durchkreuzt diesen und befindet sich bald in einer Kammer, wo auf ihrer papaja (Strohmatte) eine elend aussehende alte Frau liegt, die er schon öfters besucht hat. „Odi mi sisa! fa joe tan?" (Guten Tag, meine Schwester, wie geht's dir?) — Der Bescheid lautet verschieden; heute antwortet sie: „So hafoe, hafoe so!" (So so, mittelmäßig). Das letzte Mal hieß es: „Broko, broko!" (ganz schlecht, wie zerschlagen), und neulich: „Mi zwaki so tee!" (entsetzlich schwach). Nun giebt der Missionar seine „pikin vermane," wie die Leute den Zuspruch nennen, seine kleine (kurze) Ermahnung; er tröstet mit göttlichem Trost und mahnt zur Geduld. Die Alte hört seine Worte gern mit an und bestätigt das Gesagte durch beständige Wiederholung von: „Da so a de!" (ja, ja, so ist's). Ob sie freilich die Ermahnung wirklich zu Herzen nimmt, ist eine andre Frage. Vielfach muß man leider die Erfahrung machen, daß diese Alten recht abgestumpft sind und zu allem zwar „ja, ja!" sagen, aber wenig Fortschritte an innerm Leben zeigen. Der Besuch darf übrigens nicht lang währen, in der Regel

etwa nur 10—15 Minuten, je nach den Umständen; denn es müssen in der zur Verfügung stehenden Zeit von 5 bis $^1/_2$7 Uhr noch manche andre gemacht werden. Also weiter und zwar diesmal in eine andre Kammer auf demselben „Platz“! — Hier finden wir eine junge schwindsüchtige Frau, welche früher sehr leichtsinnig gewesen ist und ihre Jugendkraft im Dienst der Sünde vergeudet hat. Infolge ihrer Krankheit ist sie nun aber für geistlichen Zuspruch entschieden empfänglich geworden. Nachdem erst mit Ernst von ihrer Sünde geredet worden ist und und wie sie damit Gottes Zorn und Gericht verdient habe, darf auch auf des Heilands Gnade hingewiesen werden, welche die Mühseligen und Beladenen nicht von sich stößt, sondern sie zu sich einladet und ihnen ihre Sünde vergiebt.

In einem andern Häuschen wohnt ein alter blinder Mann, der leider mit seiner Frau und seinen Nachbarn in beständigem Streite lebt. Man kann sein lautes Zanken und Schreien schon eine große Strecke weit auf der Straße hören. Der Missionar erscheint. Sofort tritt Ruhe ein, der Mann ist höflich und ordentlich. Als ihm Vorhaltungen gemacht und Ermahnungen zur Friedfertigkeit gegeben werden, ist er sogar die Sanftmut in Person und verspricht, fortan seine Zunge gewißlich im Zaum zu halten und seine Zornausbrüche niederzukämpfen. Aber kaum hat man ihm den Rücken gekehrt, so läßt er seiner Leidenschaft wieder ihren Lauf, ja noch ist der Missionar nicht ganz außer Hörweite, so vernimmt er wieder, wenn auch schwach, das Gepolter und Gekeife des Alten. Derartige Erfahrungen sind betrübend.

Aber der Weg führt auch an erfreuenden und edlen Blüten vorüber. Da treffen wir z. B. einen Aussätzigen, dessen Krankheit schon sehr fortgeschritten, der aber gleichwohl immer kindlich vergnügt und fröhlich ist, ja eigentlich

findet, daß Gott ihm nur Gutes thue, und daß er ihm nicht genug dafür danken könne. Es erscheint uns wie ein Rätsel, daß dieser Mann, der doch nicht mehr arbeiten kann und keine Angehörigen hat, überhaupt sein Leben zu fristen vermag. Auf unsre Frage, wie er sein Durchkommen finde, erwiedert er uns, das wisse er eigentlich selber nicht; aber der Herr sorge Tag für Tag in oft ganz wunderbarer Weise für ihn. Da bringe ihm bald der, bald jener gute Nachbar, was er nötig habe; Mangel habe er überhaupt noch nie gelitten. Ein ihm früher vom Missionar geschenktes Buch, die ins Negerenglische übersetzten Calwer biblischen Geschichten, liest er eifrig und mit Freuden. Einer kranken alten Nachbarfrau liest er täglich auch aus demselben vor, und wenn dann ein Abschnitt zu Ende ist, stellen die Beiden ihre Betrachtungen über das Gelesene an und loben und preisen ihren Gott und Heiland, der den Seinen so viel Liebe erweist. Kein Wunder, wenn da der Missionar und seine Frau, (die ihn begleitet hat), sich erquickt fühlen und sich freuen, inmitten so mannigfachen Elendes doch auch wieder so schöne Früchte der Wirkung des göttlichen Geistes wahrnehmen zu dürfen. Das stärkt dann immer wieder und hilft die Arbeit getrost und mit Freudigkeit fortsetzen.

Noch ein sehr ähnlicher Fall und ein Fall, bei welchem die Calwer Biblischen Geschichten wieder ihre Rolle spielen, wenn auch auf andre Weise! Da ist eine steinalte Negerin, gewiß weit älter als das Jahrhundert; denn sie gehört noch zu der nunmehr äußerst geringen Anzahl von Schwarzen, die nicht in Suriname geboren, sondern aus Afrika dort eingeführt worden ist. Sie besinnt sich noch deutlich darauf, wie sie, ein 12-, 13-jähriges Mädchen, von ihren Eltern losgerissen, fortgeschleppt und an Bord des Sklavenschiffes gebracht wurde. Sie hat viel erlebt und durchgemacht;

doch das führt uns zu weit. Jetzt aber ist sie körperlich so schwach, daß sie kaum ihre Kammer verlassen kann; wie es mit ihren Geisteskräften steht, werden wir gleich erfahren. Aber sie leidet keine Not. Sie war lange Sklavin in der Familie des Besitzers jenes stattlichen Hauses, hinter welchem das Holzgebäude steht, in dem ihre Kammer sich befindet. Dieser Herr, ein Jude, sorgt nun dafür, daß ihr nichts abgeht im äußern. Aehnliche Verhältnisse aus den Zeiten der Sklaverei her trifft man öfters noch, namentlich wo es sich um frühere sogenannte Haussklaven handelt, und grade die Juden zeichneten und zeichnen sich nicht am wenigsten durch die Fürsorge aus, welche sie solchen ausgedienten alten Familienstücken bis zu deren Ende angedeihen lassen. Was bei dieser Alten indes so bemerkenswert ist, besteht in zwei Umständen. Einmal ist dieselbe im Besitz einer geradezu hinreißenden Freundlichkeit und Fröhlichkeit, die aber aus einem Herzen herfließen, welches in beständigem, lebendigem Umgang mit seinem Gott und Herrn steht, aus seiner Fülle fort und fort Gnade um Gnade nimmt und nicht genug zum Lob und Preise ihres Heilandes sagen kann, dessen Liebe wie ein täglich frisch und reich quillender Born sich in sie ergießt. In ihrem Frieden und ihrem Glück macht sie mehr den Eindruck einer Erscheinung aus der jenseitigen als der diesseitigen Welt. Der Missionar, welcher sie von Zeit zu Zeit besucht, bezeugt, daß er weder in Europa noch in Suriname jemals einem so verklärten Kinde Gottes begegnet und daß er bei jedem Besuch eigentlich immer nur der sich Erbauende und Empfangende gewesen sei. Die Alte ist fast immer allein, aber nie einsam und verlassen, sondern sie lebt in und von der Anbetung Gottes. Ja, selbst in der Nacht, die sie gewöhnlich halb schlaflos verbringt — und das führt uns zu dem andern bemerkenswerten Punkte — beschäftigt sie sich auf eigen-

tümliche Weise mit göttlichen Dingen. Ganz ungesucht erfuhr das der Missionar, als er sich nach ihrem Schlaf erkundigte und, von ihrer Schlaflosigkeit hörend, sie teilnehmend bedauerte. Dieses Bedauern lehnte sie als überflüssig ab und rief: „Nein, auch die Schlaflosigkeit wird „mir zur Gnade und zum Segen; denn da stehe ich auf, „zünde ein Lichtstümpfchen an und lese und habe dann an „dem Gelesenen für die ganze Nacht genug!“ — „Du „stehst auf und liest? Du hast ja nie lesen gelernt!“ — Beides war in der That richtig; sie konnte nicht lesen und — las doch. Das klingt rätselhaft, aber erledigt sich durch folgende Erklärung. Lesen hat sie in der That nicht gelernt, aber sie ist irgend einmal in Besitz der „Calwer Geschichten“, wie die Neger kurz sagen, gekommen und zwar der Calwer Geschichten mit Bildern. Vor Jahren schon wurde sie dann eines Patenkindes habhaft, das in unsrer Schule lesen gelernt hatte und ihr nun die Geschichten allmählich der Reihe nach vorlesen mußte, während die Alte sich in die dazu gehörigen Bilder vertiefte. So wurde das ganze Buch durchgenommen und nun — kann es die Alte auswendig, aber doch nicht an sich und ohne die Bilder. Der Missionar hat sie mehrmals auf die Probe gestellt. Ohne Bild vermochte sie wohl etwas vom Inhalt der betreffenden Geschichte anzugeben, aber nur kurz und lückenhaft; wurde dann aber das Bild vorgenommen, so starrte sie erst eine Zeit lang suchend darauf, dann begann sie und erzählte, immer auf das Bild sehend, die dazu gehörige Geschichte, wie der Missionar kontrollieren konnte, fast genau bis auf den Wortlaut und Buchstaben. So liest diese Alte und entziffert die Hieroglyphen aus dem Heiligtum zur Erbauung ihrer Seele. — Eine, welche allerdings im tiefsten Vollsinn des Wortes bekennen darf: „Weil ich dich habe, „so frage ich nichts nach Himmel und nach Erde!“ —

Nun aber ins Militärhospital an der Gravenstraat, in welchem außer kranken Soldaten auch vielen andern Leuten, teils gegen Vergütung, teils ohne solche, gute ärztliche Pflege zu teil wird. Beim Eintritt wird der Missionar von einem stattlichen Mann, dem Portier des Hauses, nicht bloß freundlich, sondern brüderlich herzlich begrüßt. Er ist ein Weißer, ein geborner Schweizer, aus dem Kanton Neuchâtel. Mit seiner ganzen Familie hat er aus innrer Ueberzeugung sich unsrer Kirche angeschlossen. Im Jahr 1875 verließ er sein Vaterland, um sich die Welt anzusehen und sein Glück zu machen. Aber jetzt sagt er, seine Erfahrungen kurz zusammenfassend: „Was ich gesucht, habe ich nicht gefunden und was ich nicht gesucht, das habe ich gefunden!“ Die Jahre, welche er in Suriname zugebracht hat, ließen ihn erkennen, daß das Glück nicht in der Ferne und nicht in dem Besitz von irdischen Dingen zu erlangen ist; vielmehr hat er — wir dürfen es wohl sagen, auch mit durch den Dienst unsrer Mission — dasselbe da suchen und finden gelernt, wo es allein anzutreffen ist. Dieser Mann ist so freundlich, uns eine bereits von ihm angefertigte Liste der neu eingetretnen Kranken, welche zu unsrer Kirche gehören, zu überreichen, und nun begeben wir uns in das an der Straße liegende Frauenkrankenhaus. In 3 nicht sehr geräumigen, ziemlich unfreundlichen, dunklen Gemächern liegen hier die Kranken. Manche freuen sich sehr über den Besuch des Missionars. „Ibri leisi te mi si wan leriman, mi fili wan troostoe!“ (Jedesmal, wenn ich einen Missionar sehe, fühle ich einen Trost), sagt die eine, eine andre bestätigt mit andern Worten dasselbe. Wir erkundigen uns nach den Namen der Kranken und fragen, ob sie zur Arnitrikirche gehören; wir lassen uns erzählen, was ihnen fehlt, wie es ihnen ergeht und knüpfen daran unsern geistlichen Zuspruch. Manche, durch

eigne Schuld ins Verderben geraten, sehen jetzt wohl ein, wie thöricht sie gehandelt, und sind recht empfänglich für alles, was ihnen der Missionar zu sagen hat. Andre dagegen sind völlig gleichgültig und stumpf und halten sich gleichwohl für vortreffliche Christen. Wie oft muß man auf die Frage: „Betest Du denn auch?“ die Antwort hören: „Ke, mi Masra vo mi, mi de begi dei nanga neti!“ (O, gewiß mein Herr, ich bete Tag und Nacht). Wenn das doch eitel Wahrheit und nicht gedankenlose, glatte Unwahrheit wäre! — Eine Heidin, die nach der Aussage andrer viel Böses gethan und nun schwer darniederliegt, möchte gern getauft werden. Früher hat sie sich an vielen abgöttischen Tänzen beteiligt und ihr Vertrauen auf obias (kleine, abgöttisch verehrte Gegenstände, zum Schutz gegen Bezauberung am Körper getragen) gesetzt; jetzt fühlt sie, daß das Unrecht gewesen und möchte gern mit dem lebendigen Gott ins Reine kommen. Da freut sich der Missionar, einer solchen armen bekümmerten Seele die Versicherung geben zu dürfen: „Auch Du hast einen Heiland, der „deine Sünde auf sich genommen hat; gehe nur getrost zu „ihm, er wird dich nicht hinausstoßen!“ — Eine Frau, die zu unsrer Kirche gehört, erzählt uns, daß der katholische Priester schon öfters bei ihr gewesen sei und ihr erklärt habe, sie sei auf verkehrtem Wege; die Arnitrikirche, der sie angehöre, sei keine wahre christliche Kirche; wenn sie bei derselben bleibe, werde sie verloren gehen und in die Hölle kommen; sie müsse notwendig katholisch werden. Erst heute habe er ihr wieder zugesetzt; sie aber habe sich im Bett umgewendet und ihm den Rücken zugekehrt mit den Worten: „Mi no ha toe hatti!“ (Ich habe nicht zwei Herzen). — Eine andre an der Elefantiasis leidende Frau hatte zur reformierten Kirche gehört und war darum öfters auch von unserm Missionar freundlich teilnehmend

angeredet und getröstet worden. In letzter Zeit hatte der Priester sich aber auch sie zum Gegenstand seiner Bekehrungsversuche auserkoren und wirklich sein Ziel erreicht, indem die Frau katholisch geworden war. Unser Missionar, der das hört, will nun mit einem bloßen Gruß an ihr vorüber, aber die Kranke bittet ihn in ihrer harmlosen Einfalt dringend, er möge sie doch ja auch fernerhin besuchen und ihr wie früher zusprechen. —

Durch einen prächtigen, mit den herrlichsten tropischen Gewächsen bepflanzten Garten geht es nun nach dem großen schöngebauten Krankenhaus der Männer, einem langen zweistöckigen Gebäude mit 2 Seitenflügeln. Die Krankensäle gehen alle auf die zu beiden Seiten laufenden Gallerien und stehen den Tag über immer offen, so daß, wenn die Temperatur auch eine sehr hohe ist, doch die Luft in den Räumen immer frisch und gesund bleibt. Eine ganze Anzahl Säle gilt es hier zu durchwandern, in jedem mögen etwa 15—20 Kranke weilen. Das sind nun aber nicht lauter Arnitri, nicht einmal lauter Neger, sondern eine allen erdenklichen Religionsbekenntnissen und Nationen angehörige, bunt zusammengewürfelte Menge. Wir finden da surinamesche, westindische und westafrikanische Neger, ferner Neger aus Demerara und Cayenne, auch Mulatten aller Art, Indianer, dann Nordamerikaner, Holländer, Franzosen, Belgier, Italiener, Portugiesen, Deutsche, Schweizer, weiterhin viele ostindische Kulis, Chinesen, Javanesen, Anamiten, Araber aus Nordafrika ꝛc. Da möchte der Missionar aller Sprachen der Erde mächtig sein, aber ihm steht von neueren Sprachen nur negerenglisch, holländisch, englisch und französisch zu Gebote und damit kann er doch immerhin schon einer großen Anzahl von Kranken sich nützlich erweisen. Auch hier im Männerhaus sieht eigentlich jedermann den Besuch des Missionars gern. Wie

freundlich erwidern die braunen Hindus im ersten Saal unsern Gruß mit ihrem lauten „Salám Papa!" Einer von ihnen, Adjoeda, hat schon vor längerer Zeit um christlichen Unterricht gebeten. So gut es trotz sprachlicher Hindernisse geht, wird ihm derselbe erteilt. Der Mann zeigt sich als gelehriger und innerlich empfänglicher Schüler. Er hat mit großer Mühe die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser erlernt und den Inhalt begriffen und beherzigt, er kann nun bald getauft werden. — Ein Chinese dagegen, der in demselben Saal liegt, will von christlicher Lehre noch nichts wissen. Als wir von dem Heil seiner Seele mit ihm reden und ihn ermahnen, für dasselbe zu sorgen und wenn er wieder gesund geworden, ja die Kirche zu besuchen, da brummt er vor sich hin: „Na kerki foefoeroeman no kom boen!" (In der Kirche werden Diebe (doch) nicht gut). Er hat seine Beobachtungen gemacht und wahrgenommen, daß viele, welche in die Kirche gehen, trotz allen Besuches der Gottesdienste nicht besser werden, keine Aenderung in ihrem Lebenswandel zeigen; also diene es zu nichts, die Kirche zu besuchen. Der Missionar sucht ihn natürlich eines Bessern zu belehren und schlägt ihn auch mit seinen eignen Waffen, indem er ihm ein paar Züge von Dieben erzählt, welche in der Kirche wirklich „gut" geworden sind. — Im zweiten Saal treffen wir einen Franzosen. Ein Gespräch in der Muttersprache desselben ist bald mit ihm in Gang, bald tritt es aber auch zu Tage, daß der Arme an seinem Glauben völlig Schiffbruch gelitten hat. Er stellt Christum in eine Reihe mit Socrates und andern Weisen, und als der Missionar anfängt, von der Liebe Gottes zu der in Sünden verlorenen Menschheit mit ihm zu reden und ihm den Spruch anführt: Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab, — da schaut er den Missionar ganz ver-

wundert an und frägt mit einem spöttischen Lächeln: „Mais Monsieur! Comment? Dieu peut-il avoir un fils?“ Dem Unglücklichen ist leider nicht zu helfen, jedenfalls zur Stunde noch nicht, und doch, das sieht man ihm an, ist sein letztes Stündlein nicht mehr fern. — Wie viel glücklicher zu schätzen ist da nicht der einfältige, kindliche Neger, welcher an seiner Seite liegt! Er kennt seinen Heiland, er nimmt geduldig aus seiner Hand das Leiden an, welches ihn betroffen, und weiß gewiß, daß dasselbe zu seinem Heil, zur Förderung seines innern Lebens dienen soll. — Aber nicht alle Neger im Hospital sind so ruhig, zufrieden und ergeben wie dieser. Da liegt ein andrer nicht weit davon, der in seinem Gewissen ernstlich beunruhigt ist. Er hat sich, nachdem er die Schule verlassen, Jahre lang um Kirche und Gottes Wort nicht mehr gekümmert, sondern den bösen Trieben seines Herzens völlig freien Lauf gelassen. Indes durch Träume ist er aus seinem Sündentaumel aufgeschreckt worden. Es wurde ihm gezeigt, welche Strafe ihn ereilen werde, wenn er auf diesem Wege weiter wandle. Auch glaubte er einmal eine Stimme zu vernehmen, welche zu ihm sprach: „Robert, hörst Du denn des Sonntags die „Kirchenglocken nicht? Sie rufen jedesmal auch dir zu: „Komm, komm! Komm, komm!“ Daraufhin nahm er sich fest vor, dieser Stimme Gehör zu schenken. Aber gesund geworden, vergaß er bald alle seine guten Vorsätze wieder, es fiel ihm nicht ein, die Kirche zu besuchen, sondern, statt zurückzukehren zu Gottes Vaterhause, stürzte er sich noch zügelloser in den Strudel der Lustbarkeiten und Ausschweifungen. Da wurde er abermals krank und mußte in das Hospital gebracht werden. Hier liegt er nun und hat Muße, über die Folgen seines Ungehorsams nachzudenken. Der Missionar aber hält dafür, daß er dem verlornen Sohne gewiß nicht alle Hoffnung auf Begnadigung

abzuschneiden, aber doch zuerst darauf hinzuarbeiten habe, daß ein ernstes, gründliches und in die Tiefe gehendes Werk der Buße in dem Herzen dieses Mannes zu Stande komme, welcher die Gnaden seiner Jugend geringschätzig vergeudet und später einen nachdrücklichen Weckruf seines Gottes mit Füßen getreten hat. — In einem der nächsten Säle sind eine ganze Anzahl Kinder von ostindischen Kulis untergebracht, die an bösen Hautausschlägen oder entzündeten Augen leiden. „Salám, salám Papa!" rufen sie dem Missionar schon von weitem entgegen. Ihre dunklen Augen leuchten vor Freude, wenn derselbe zu ihnen kommt, in der ihnen vertrauten negerenglischen Sprache sich mit ihnen unterhält, ihnen biblische Bilder zeigt und von dem Herrn Jesus erzählt. — Im hintersten Saal des untren Stockes sind die kranken Gefangnen eingeschlossen. Auch zu ihnen ist der Zutritt dem Missionar gestattet. Da treffen wir mehrere französische Flüchtlinge aus Cayenne. Sie freuen sich, in ihrer Muttersprache angeredet zu werden. Nach ihren Aussagen sind sie natürlich alle unschuldig bestraft und in Cayenne unerträglich hart behandelt worden, weshalb sie nicht anders gekonnt hätten, als sich ihrem schrecklichen Lose durch die Flucht zu entziehen. Von Reue ist wenig zu spüren. Doch nehmen sie gern ein ihnen dargebotenes französisches Neues Testament an. Vielleicht kann ihnen dasselbe zu guter Stunde doch einmal zum Segen gereichen. — In einem der oberen Säle, in welchen meist Augenkranke liegen, bittet ein Chinese um eine Gefälligkeit. Er möchte einem Bekannten in Nickérie Nachrichten von seinem Ergehen geben, doch kann er und dürfte auch in seinem jetzigen Zustand nicht schreiben. Der Missionar leistet ihm gern den kleinen Dienst und läßt sich folgende kurze Depesche in negerenglischer Sprache diktieren:

„Tan Tju Tei läßt alle Menschen grüßen; Auge krank,

„Auge etwas besser. Grüße Jong Tong, grüße alle Chi„nesen! Adresse: Jan alter Mann. Hazard. Nickérie." — Auch ein Buschneger liegt da namens Cossutru. Er bewohnt ein Dorf in der Nähe unsrer Missionsstation Koffikamp. Gefragt, ob er schon in unsrer dortigen Kirche gewesen, teilt er mit, daß er der Vetter von Johannes, dem eingebornen Gehilfen des Missionars der Station, ist. In die Kirche wäre er öfters gegangen, aber taufen lassen habe er sich noch nicht. Warum nicht? Er meinte, er habe im voraus gewußt, daß er bald der Kirchenzucht verfallen sein würde; da habe er lieber warten wollen, bis sein Leben in Ordnung gekommen sei. Jetzt, da er krank geworden, würde es ihm aber sehr lieb sein, wenn der Missionar ihm Unterricht erteilen und ihn taufen würde. Sein Verlangen schien aufrichtig zu sein und es wurde ihm versprochen, er solle als Taufkandidat angesehen und unterrichtet werden. — Ein andrer Buschneger, auch Heide, von der oberen Commevijne, mit dem wir längere Zeit von dem Gott der Christen geredet, ruft ganz erstaunt und verwundert aus: „Hört er wirklich alles? Weiß er, was wir jetzt „mit einander reden? Das ist doch höchst merkwürdig!" Die Geschichte von dem leidenden und sterbenden Gottessohn besinnt er sich auch schon gehört zu haben. „Genau so, ruft er aus, hat mir der Samuel (Sohn eines Christen der Station Marípastoon) die Geschichte erzählt, als er uns besuchte!" Der Mann scheint empfänglich und man muß weitersäen bei ihm. — Dazwischen hat man wieder Gelegenheit, sich in diesem Hospital auch einmal der Muttersprache zu bedienen. Da liegt ein Württemberger, der vor einigen Jahrzehnten mit Herrn Kappler in Albina an der Marowijne gearbeitet hat. „Wie geht's?" — Er antwortet in seinem eigentümlichen Surinamer Deutsch: „Habe „koorts! (Fieber); ich habe eine ganze uur koud gehabt!"

(eine ganze Stunde Fieberfrost gehabt). — Neben ihm liegt ein totkranker Schweizer aus der Nähe von Interlaken. Wie wachen bei diesem Manne alle Erinnerungen an seine Heimat, seine Jugend, seine Mutter auf, als er im Dialekt seines Heimatlandes (Schwyzerdütsch) die Geschichte vom verlornen Sohn zu hören bekommt! Vielleicht zeigt das Evangelium seine Gotteskraft auch an diesem Manne in seinen letzten Lebensstunden und errettet einen armen Sünder vom Tode.

Auch hier im Männerhause sucht der katholische Priester mit allen Mitteln Seelen für seine Kirche zu gewinnen. Ein junger Kuli, der eben erst bei uns getauft worden ist, — er hat eine Anstellung als Aufseher im Hospital — erzählt uns, daß der Pater ihn wegen seiner Taufe gradezu zur Rede gestellt habe. Die Arnitrikirche, erklärte er ihm außerdem, sei erst im letzten Jahrhundert entstanden und könne darum nicht die rechte Kirche sein. Dagegen bestehe die römische Kirche von Anfang an, Jesus Christus habe sie selber gegründet, darum sei sie die allein wahre Kirche. Wer gerettet werden wolle, müsse sich notwendig ihr anschließen. Auch auf andre, dem Verführer sehr wenig wohlanstehende Weise suchte er die Arnitrikirche in den Augen des Kuli herabzusetzen. Dieser aber, der unsre Gottesdienste lieb gewonnen hat und durch sie wie durch unsre Pflege im einzelnen aus der Nacht des Heidentums zum Lichte der Wahrheit hindurchgeführt worden war, rief endlich dem Priester zu: „Und wenn die Arnitrikirche noch „so schlecht wäre, will ich doch in ihr bleiben und ihr zu„gehören!“ — Dieses Verfahren von Seiten der katholischen Geistlichen, welchem unsre Missionare auf Schritt und Tritt begegnen, scheint ihnen — und mit vollem Recht — unverantwortlich zu sein, zumal solchen noch unbefestigten Seelen gegenüber. Warum sind diese Priester nicht in

Surinames östlichem Nachbarlande, dem französischen Cayenne geblieben, wo der Pfeffer wächst und wo sie genug Arbeit unter ihren Glaubensgenossen fänden? Warum mußten sie sich in unser lange angebautes Arbeitsfeld eindrängen? Und wenn es ihnen keine Ruhe ließ, warum beschränkten sie ihre Thätigkeit in Suriname nicht auf dort noch wohnende Heiden und auf die von ihnen aus dem Heidentum gewonnenen oder die eingewanderten Mitglieder ihrer Kirche, statt daß sie evangelischen Missionaren die Arbeit des Anbruchs und der Urbarmachung des Ackers als den schwierigsten Teil der Aufgabe überlassen, dann aber plötzlich auf dem fremden Felde erscheinen und mit den zweifelhaftesten Mitteln sich in den Besitz der Ernte zu setzen oder doch Unkraut unter den Weizen zu streuen versuchen? Unsre Missionare hätten, wie sie bezeugen, wahrlich Gelegenheit und Ursache genug, an katholischen Kranken und Gesunden ihrerseits Mission zu treiben, sie thun es aber grundsätzlich nicht, weil sie die Schleichwege ihrer Gegner verabscheuen.

So giebt es Kampf, so giebt es Licht, aber auch Dunkelheit in den engen Kammern wie in den geräumigen Sälen der Kranken. Aber der Missionar, welchem wir in das Militärhospital gefolgt sind, versichert ausdrücklich, — und das wird auch die Erfahrung seiner übrigen Amtsbrüder sein! — daß die Gänge dorthin keine schwere Bürde für ihn bedeuten, sondern daß er, auch wenn er abgespannt und von des Tages Arbeit ermüdet sich auf den Weg gemacht habe, doch stets wieder innerlich erfrischt und im Glauben gestärkt von seinen Besuchen zurückkehre. Und der Herr des Samens und der Ernte, er wird in seiner Gnade und Treue dafür Sorge tragen, daß das in seinem Namen und zu seiner Ehre Ausgestreute da und dort wenigstens auf ein gut Land falle und Frucht trage zu seiner Zeit. —

19. Gelöste und ungelöste Aufgaben.

Der Verfasser dieses Schriftchens hofft mit dem Leser desselben sich in dem gemeinschaftlichen Bedürfnis zu begegnen, daß am Schlusse dieser Blätter noch einmal zurückblickend und zusammenfassend das wiedergegeben werde, was man als Wirkung vorhandner kirchlicher Einrichtungen und als Frucht gethaner Arbeit bezeichnen kann. Indes nicht diesem Bedürfnis allein entspringt der nachfolgende Abschnitt. Nein, auch noch ein andres Gefühl dürfte sich in dem Leser regen, wenn sein Empfinden und Denken dem des Verfassers verwandt ist. In dem Bisherigen ist viel von Gemeindeämtern und Gemeindeleitung die Rede gewesen. Aber eine Gemeine oder Kirche besteht schließlich doch nicht bloß aus Leitern, Beamten und Würdenträgern, sondern ebensogut aus Gemeinmitgliedern, die als einzelne Personen wie in ihrer Summe und Gesamtheit hinsichtlich ihrer Lebensäußerungen und ihres Wandels eine nicht minder aufmerksame Berücksichtigung verdienen. Ja, da im letzten Grunde nicht die Herde um der Hirten, sondern die Hirten um der Herde willen da sind, gestattet erst eine Kenntnisnahme von der sittlichen Beschaffenheit der Herde, von dem religiösen Zustand der Gemeine ein einigermaßen vollständiges Urteil über die Hürden, welche die Herde schützend umgeben, wie über das Geschick und die Treue, womit ihre Leiter den Hirtenstab führen. Es würde mit andern Worten noch die Beantwortung der Frage erübrigen: Welchen Eindruck erweckt das christliche Leben der Missionsgemeine an und für sich, insofern es als ein *selbstthätiges* und *selbständiges* zum äußerlich sichtbaren und greifbaren Ausdruck kommt? So weit dieses Leben entwickelt ist — und daß für die Entwickelung desselben noch ein sehr großer Spielraum übrig bleibt, darauf werden wir weiter unten

zurückkommen, — so weit nun dieses Leben entwickelt ist, hat es auf der einen Seite bereits im Bisherigen nach seinen Vorzügen wie Mängeln bei verschiedenen Gelegenheiten eine Berücksichtigung erfahren; das ergab der Zusammenhang der Darstellung und wir können den Leser nur darauf zurückverweisen oder doch nur durch eine kurze Andeutung wieder daran erinnern. Auf der andern Seite aber vermögen wir sehr wohl noch einiges zur Beantwortung jener Frage nachzutragen. Wenn das geschieht unter der Ueberschrift: „Gelöste und ungelöste Aufgaben", so erklären wir gleichzeitig, daß wir den betonten Ausdruck nur in jenem beschränkten Sinne gebrauchen, in welchem er unter Miteinberechnung von menschlicher Schwäche und Sünde auf dieser unvollkommnen Erde überhaupt allein statthaft ist, und wir bekennen nicht minder, daß, soweit eine Lösung vorliegt, nicht wir und unsre Einrichtungen es so herrlich weit gebracht haben, sondern daß nur die Gnade unsers Gottes uns und unsern Vätern gestattete, Botengänge für ihn zu thun, und daß aller Segen, alles Gedeihen, alle Ehre nur sein ist und sein bleiben soll.

Was will denn eine jede evangelische Kirche? Sie will in erster Linie eine mag sein mit Schwächen und Unvollkommenheiten behaftete Mutter, aber doch eine Mutter sein, welche einem jeden einzelnen ihrer Kinder den Weg zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum zeigt und ihm die zur Wanderung auf diesem Wege unentbehrlichen Gnadenmittel darbietet. Nun, zu einer solchen Mutter ist durch Gottes Barmherzigkeit auch unsre Missionskirche in Paramaribo geworden, sie ist das noch heute. Das geht aus verschiedenem hervor.

Es giebt zum ersten einen Kern der Gemeine, eine ganz ansehnliche Anzahl von solchen, welche, so weit menschliches Urteil und Wissen dringen, wirklich im Glauben der

Vergebung ihrer Sünden gewiß geworden sind und Friede mit Gott gefunden haben. Davon zeugen nicht bloß gelegentliche Bekenntnisse ihrer Lippen, sondern ihr ganzer Wandel. Sie führen ein Leben aus Gott und jagen der Heiligung nach. In ihrer Umgebung wirken sie als ein gutes Salz. Vorwiegend ältere Leute oft geringen Standes und verachtet vor den Augen der Welt, bergen sie in ihrem Innern doch reiche, unvergängliche Schätze. Ihr Christentum trägt, oft in grellem Gegensatz zu einer äußerlich dürftigen und durch leibliche Gebrechen beschwerten Lage, das Gepräge einer unvergleichlich köstlichen, dankbar fröhlichen Kindlichkeit, welche bei allem Leide immer noch mehr Grund zum Preise Gottes als zur Klage findet und in der Hoffnung des ewigen Lebens ihren Stützpunkt und ihre Ruhe gewonnen hat. Treue Erscheiner im Hause Gottes, dankbare Empfänger jeden Zuspruches und Besuches seitens der Missionare, aber auch unermüdliche Beter und Leser der heiligen Schrift, würden sie mit Gottes Hilfe, auch wenn die Mission plötzlich vom Schauplatz verschwände, doch den Weg zum Ziele finden, weil sie den Herrn des Lebens selber gefunden haben.

Zum andern giebt es eine Klasse von solchen, — und ihre Anzahl mag noch größer sein als die der eben Genannten — die freilich noch nicht so weit fortgeschritten sind, sondern die der Leitung der geistlichen Mutter noch recht bedürfen. Wir möchten sie als Arme im Geist bezeichnen. Sie sehnen sich nach Gewißheit, Stetigkeit, Friede; sie seufzen unter dem Joch der Sünde und erkennen das Unbefriedigende ihres Zustandes, aber in ihnen ringt noch das Leben des neuen Menschen mit dem des alten um die Oberherrschaft, Fallen wechselt noch mit Aufstehen, Schwäche mit bald ermattenden Kraftanstrengungen. Sie kommen etwa vor der Feier des Abendmahls zum Missionar, klagen sich der Bitterkeit gegen irgend einen Nachbar an, mit

dem sie auf gespanntem Fuße leben, und fragen um Rat, ob sie wohl zum Tische des Herrn nahen dürften — ein Fall, der recht häufig vorkommt. Daß sie solche Bitterkeit im Herzen hegen und sie nicht selbst mit Gottes Kraft herausreißen können, ist ja ein trauriges, daß sie das Unrecht einer solchen verbitterten Gesinnung empfinden und die Unvereinbarkeit derselben mit einem Erscheinen an der Gnadentafel des Heilandes einsehen, ist doch wieder ein gutes und erfreuliches Zeichen. Der Herr aber, welcher den Armen das Himmelreich zuspricht und welcher in den Schwachen mächtig sein will, wird durch die Arbeit seines Geistes und durch die Handreichung der Kirche noch recht vielen von diesen Leuten aufs Geraume helfen, — das zu hoffen ermuntert uns die Erfahrung und lehrt uns die Liebe, welche alles hofft und glaubt.

So erwähnen wir zum dritten noch eine Klasse, — sie ist leider wohl noch zahlreicher als die vorige — eine Klasse von solchen, über welche ihre geistliche Mutter trauert, um welche sie eifert, gegen welche sie mit ernster Zucht vorgeht, wenn dieselben sich nicht gar auch dieser entziehen. Das ist hauptsächlich junges Volk. Schlechte Erziehung und wenig erquickliche häusliche Verhältnisse, die laxen sittlichen Anschauungen der Stadt und des ganzen Landes nebst dem eignen angebornen, sorglosen Negerleichtsinn und den nicht bekämpften unreinen Trieben ihres sündigen Herzens wirken zusammen, um die Verblendeten auf Abwege zu locken, ja nicht selten in einen tiefen Sumpf grober Sünden und Laster versinken zu lassen. Und es giebt ihrer, welche lange darin haften bleiben, welche ernsten Warnungen frechen Trotz entgegensetzen und die Regungen des eignen Gewissens durch immer neue Ausschreitungen und Ausschweifungen zu übertäuben suchen. Aber eins ist anmerklich. Für die meisten schlägt über kurz oder lang die

Stunde des Erwachens, der Reue und der Umkehr. Statt sich dann aber einer andern Kirchenabteilung zuzuwenden, die ihr Vorleben nicht kennt und nicht darnach frägt, kehren sie fast alle zu der Mutter zurück, die sie mit ernsten Vorwürfen, mit Zucht und Strafe empfängt und nichts ihnen schenkt. Warum? Nun, sobald sie selber erwachten, erwachte auch die Erinnerung an früher empfangne Beweise aufrichtiger Mutterliebe in ihnen; sie fühlten, das Beste, was sie für Zeit und Ewigkeit erhalten, hatten sie ihr zu danken, ihr Gedächtnis konnten sie nicht los werden und darum auch nicht die Hoffnung, daß grade sie, wie sehr sie auch schmäle und eifre, ihnen wieder zurechthelfen werde und müsse. Und sie täuschen sich hierin nicht. Ist es auch einzig die unverdiente, vergebende Gnade Gottes, welche jener Mutter sich nur als Handlangerin bedient, so wird ihnen doch wieder zurecht geholfen, ja von manchen gilt es, daß sie, eine Zeit lang oder lange Zeit die Letzten, nun die Ersten werden und viel lieben, weil ihnen viel vergeben ist.

Grade diesen Gang der Entwickelung wollen wir durch Mitteilung eines Zuges beleuchten, ausgewählt wie die bisher vorgeführten Persönlichkeiten oder kleinen Erzählungen nicht auf gut Glück, sondern weil ihnen eine gewisse ur- und vorbildliche (typische) Bedeutung innewohnt.

Ein in Paramaribo ansässiger verheirateter Neger, der zu unsrer Kirche gehört, ist auf Abwege geraten und ein Sklave des Spiels geworden. Den Helfern und Missionaren weiß er sich stets geschickt zu entziehen, in die Kirche und zum „Sprechen" kommt er längst nicht mehr, auch in seiner Wohnung ist er nie zu treffen. Er treibt sich herum, er geht auch ins Goldfeld. Von dort eines Tages in die Stadt mit vollen Taschen zurückkehrend, lenkt er nicht seine Schritte zu den Seinigen, obwohl er gehört, daß seine

Frau recht krank ist, sondern er geht in eine der verrufensten Spielhöllen und wird vom Glücke in außerordentlichem Maße begünstigt. „Wo Honig, da fliegen Bienen zu!“, erzählt er selbst später; liederliche Personen, lüstern auf sein Geld, umgarnen ihn. Er dient ein paar Tage dem Spiel, dem Trunk und der Fleischeslust, beschließt aber endlich mit dem noch geretteten Teil seiner Barschaft zu den Seinigen zu gehen und kauft ein Brot für seine Frau. Unglücklicherweise kommt er aber auf dem Wege (es ist gegen Abend) wieder an einem Kruge vorbei, geht hinein, spielt die halbe Nacht hindurch aufs neue und — verliert alles bis auf den letzten Heller. „Setze das Brot!“, ruft ihm einer seiner Kumpane zu; er thut es und verliert auch das Brot noch. Vernichtet und zerschmettert schleicht er aus dem Hause und irrt bis zum anbrechenden Morgen in den Straßen umher. Das lang verstummte Gewissen in seinem Innern läutet Sturm. In diesen Stunden beschließt er ein andres Leben anzufangen und sich Arbeit zu suchen, aber auch, jetzt nicht zu seiner Frau zu gehen, da er sich schämt mit leeren Händen zu kommen. Doch wo Arbeit finden? Was für Arbeit annehmen? Er kommt an dem Hause des Besitzers eines Goldfeldes vorbei, dem er und der ihm aber persönlich ganz unbekannt ist. Da packt ihn plötzlich ein böser Gedanke, er fällt einer neuen schweren Versuchung zum Opfer, im Blick auf welche wir zum Glück sagen dürfen, daß etwaige andre verlorne Schafe der Stadtgemeine nur sehr ausnahmsweise in ihre Schlingen geraten. Hinein ins Haus und hin zu dem Besitzer desselben! Dort stellt er sich erlogner Weise als Einen vor, der in den Goldfeldern bereits die Stelle eines Aufsehers bekleidet habe, dem auch gegenwärtig eine genügende Anzahl von Arbeitern zur Verfügung stehe, und er bietet seine Dienste an. Gleichzeitig giebt er einen falschen Namen

und eine falsche Adresse auf. Arglos geht der Besitzer des Goldfeldes auf den Betrug ein, giebt ihm 150 Gulden (Mark 255) Handgeld und nimmt eine Quittung, die jener mit dem gefälschten Namen unterzeichnet, entgegen. Innerlich vor Freude bebend, zieht der Schwindler mit dem Gelde und dem Entschluß ab, nun doch zu seiner Frau zurückzukehren, seinen Raub als den vermeintlichen Ertrag seiner Arbeit ihr zu Füßen zu legen und sich nach irgend einer Beschäftigung in der Nähe der Stadt umzuthun, aber ganz gewiß nicht ins Goldfeld zu gehen. Da fügt es die unerschöpfliche Langmut Gottes, daß er beim Verlassen des Hauses dem Dienstmädchen des Goldfeldbesitzers begegnet. Kein Wort wird zwischen beiden gewechselt, aber — sie kennt ihn, er kennt sie. Die Wahrscheinlichkeit baldiger Entdeckung blitzt sofort in ihm auf, das Gewissen schlägt ihm zum zweitenmal, er ändert aufs neue seinen Beschluß, wirbt nun wirklich noch im Laufe des Vormittags Arbeiter, fährt mit ihnen am Nachmittag ab, arbeitet eine Zeit lang rastlos mit ihnen in den Goldminen jenes Eigentümers und erzielt einen glänzenden Erfolg. Mit dem Erlös kehrt er dann in die Stadt zurück, liefert gewissenhaft alles ab an seinen Brotherrn, erhält seine Bezahlung, giebt seinen wahren Namen an, bittet um Verzeihung wegen der Täuschung und — tritt nun die Wanderung zu einem unsrer Missionare an. Vor diesem erscheint er als ein vollständig reuiger und zerknirschter verlorner Sohn. Er schont sich selbst nicht im geringsten und legt ein umfassendes Bekenntnis ab. Jene ursprüngliche Absicht, mit den erschwindelten 150 Gulden durchzugehen, eine Absicht, die er leicht hätte mit Stillschweigen übergehen mögen, da kein Mensch etwas davon wissen konnte, kennt der Missionar nur aus seinem Munde. Gleichzeitig preist der Umkehrende aber auch in den ergreifendsten Ausdrücken die erbarmende

Gnade des guten Hirten, der so treu und unermüdlich den verlornen Schafen nachgehe, und bittet de- und weh-mütig, man möge nur Mitleid mit ihm haben, ihn wieder annehmen und ihn eine „Lehre" durchmachen lassen. Seitdem sind ein paar Jahre ins Land gegangen, der Mann ist konfirmiert und Abendmahlsgenosse geworden, sein ganzer Wandel zeugt davon, daß der Brand wirklich aus dem Feuer gerissen wurde. Nun, ist bei den Engeln Gottes Freude über einen Sünder, der Buße thut, wie viel größer sollte solche Freude nicht bei uns Mitsündern sein!

Aber auch wenn sie da ist und wenn wir es als Gnade zu schätzen haben, daß unsre Missionskirche solchen verlornen Söhnen und Töchtern eine mütterlich helfende Hand entgegenstrecken darf, so kann uns das doch nicht davon abhalten, zu bedauern, daß in regelmäßiger Wiederkehr eine so große Zahl von Jünglingen und Jungfrauen erst das Vaterhaus verlassen, um in der Fremde unsaubre und unwürdige Frohndienste zu thun, ehe sie wiederkehrend das Vaterhaus schätzen lernen. Haben wir hierfür auch nicht die Mission, sondern andre Verhältnisse verantwortlich zu machen, so liegt doch jedenfalls hier eine große ungelöste Aufgabe vor. Der mit den Lokalverhältnissen freilich nicht vertraute Missionsfreund in Europa erlaubt sich wohl auch die bescheidne Frage, ob nicht die Gründung von etwas den hiesigen Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen Verwandtem diesem Notstand gegenüber eine wenigstens teilweise Abhilfe schaffen könnte. Denn man bekommt unwillkürlich den Eindruck: Für die Kinderjahre ist die Jugend versorgt; ist die Erziehung im Elternhause auch noch mangelhaft, so gleicht die Schule mit ihrer Ordnung und Zucht den Mangel einigermaßen wieder aus. Aber die der Schule entwachsenen und so früh ins Leben hinausgestoßenen Knaben und Mädchen scheinen für die Zeit, bis sie ein eignes

Heim zu gründen in der Lage sind, eines Stützpunktes zu entbehren, den die „Sonntagslehre" allein ihnen nicht bieten kann.

Eine lebendige Kirche will als treue Mutter aber ebenfalls ihre Kinder dazu anleiten, daß sie auf Grunde der Gemeinschaft mit Gott nun auch durch ein Band der Gemeinschaft unter einander in Liebe verknüpft werden. In erster Linie kommt diese gegenseitige Gemeinschaft ja im Hause des Herrn an seiner Gnadentafel und in den andern Gottesdiensten zum Ausdruck. Sie muß sich aber auch im täglichen Leben bekunden und grade da einen selbständigen Ausdruck gewinnen, der weiter reicht als das kirchenbehördliche Gängeln. Nun, in dieser Beziehung hat das geistliche Leben unsrer Stadtgemeine in Paramaribo eine auf den ersten Blick beinah blendende Fülle von Blüten getrieben in einer Menge von Vereinen, die den verschiedenartigsten löblichen und guten, oft ausgesprochen kirchlichen Zwecken dienen. Indes man darf diese Erscheinung auch nicht überschätzen. Einmal ist christliches Vereinsleben nicht ohne weiteres dasselbe wie christliches Gemeinschaftsleben. Dann aber will auch das hierbei in Betracht kommende Naturell des Negers mit berücksichtigt sein. Sehr gesellig, ein Freund alles dessen, was mit Geräusch, Stattlichkeit und Pomp auftritt, steht er in Gefahr, über den äußerlich glatten, geordneten Formen modernen Vereinslebens einen doch nicht selten vorhandnen Mangel an inhaltlicher Tiefe zu übersehen. Sagten wir im vorvorigen Abschnitt, daß der Neger wenig Sinn und Verständnis für häusliche Erbauung im engeren Kreise besitzt, und fügen wir nun hinzu, daß er dagegen große öffentliche Gesang- und Gebetsvereine sehr liebt, während welcher (bei dem Klima ist ja immer Thür und Fenster offen) sich am liebsten noch ein hübscher Kreis von Zuhörern auf der Straße

sammelt, so bleibt uns, auch nach Abzug des berechtigt Landesüblichen und Volkstümlichen, ein kleiner ungenießbarer Rest von Aeußerlichkeit, von auf Neugier und Schaulust spekulierender Berechnung und sich gern hören lassender Eitelkeit übrig, den wir gern missen wollten. Auch hat es je und je einzelne „Gesangvereine" gegeben, in deren Schoße der Ton, nicht der musikalische, an Feinheit und Reinheit zu wünschen übrig ließ, namentlich wenn gewisse, mit einer an sich überraschenden Gabe der Improvisation ausgerüstete Negerinnen darin als Primadonnen glänzten. Indes das sind Ausnahmen, und das Gute und Erfreuliche an dieser Erscheinung dürfen wir um so weniger verkennen, als wir oben sogar selber der Gründung von neuen Vereinen das Wort geredet haben. Vor allem verdient da der Ursprung und Charakter dieser Vereine ein belobendes Wort. Sie alle sind nämlich eigentlich ohne Anstiften der Missionare entstanden und bestehen fort ohne ihre Mitwirkung, sie alle tragen ein christliches Kleid. Mit Gesang und Gebet werden ihre Zusammenkünfte eröffnet wie geschlossen und verschiedne geistliche Gesänge werden eingestreut. Da ihre Zahl, wie gesagt, sehr groß ist, beschränken wir uns auf die Berücksichtigung eines, welcher sich „Herrnhutter Voorzorg" nennt. Es ist ein Kranken- und Sterbekassen-Verein. Er zählt 800 Mitglieder, deren jedes einen Monatsbeitrag von 70 Cent (Mark 1,19) entrichtet. Monatlich einmal tritt er am Sonntag nachmittag in unsrer Mädchenschule, aber ohne Beisein eines Missionars, zusammen. Er zahlt jährlich an 3 Aerzte und Apotheker ein festgesetztes Pauschquantum aus, wofür die Vereinsmitglieder ärztliche Behandlung und Arzneimittel unentgeltlich beanspruchen dürfen. In Todesfällen empfangen die Hinterbliebenen 30 Gulden (Mark 51) an Begräbniskosten. Das Vereinsvermögen ist bereits über 6000 Gulden (Mark

10,200) stark. Wenn es noch höher angewachsen, oder wie der Neger sagt, wenn die Vereinskasse „steif" geworden sein wird, soll ein Teil desselben zur Unterstützung von Armen und Waisen abgezweigt werden. Aehnlicher Kassen giebt es eine ganze Anzahl, „Herrnhutter Voorzorg" ist nur die Vereinigung verschiedener kleiner. Das 29½ Centimeter lange und 11 Centimeter breite, wohldurchdachte gedruckte Programm vom letzten Jahresfest (10. August 1890) liegt uns auch vor. Ansprache des Vorsitzenden, Bericht des Sekretärs, Ansprachen des ersten, des zweiten Schatzmeisters und noch eines thätigen Schutzgeistes des Vereins, Gebet, Empfehlung einer Kollekte, — alles abwechselnd mit Gesang — macht schon schwarz auf weiß einen ganz stattlichen Eindruck, der sich noch dadurch verstärkt, daß das Ganze, mit Ausnahme eines einzigen negerenglischen Chorgesanges, in holländischer Sprache abgehalten wird. — Ein allerdings von einem Missionar angeregter, aber dann von einem nur aus Negern bestehenden Komitee in die Hand genommener, großer Bazar zum Besten der Heidenmission (siehe Missionsblatt der Brüdergemeine Jahrgang 1890 Novemberheft Seite 335—38!) offenbarte ebenfalls wie ein lebendiges Interesse für die Ausbreitung des Reiches Gottes, so auch ein schönes Zusammenwirken christlich Verbundner zu gemeinsamem Zwecke. So ist die Arbeit nach dieser Seite hin nicht vergeblich gewesen, sondern hat schon recht erfreuliche Früchte gezeitigt. Gewiß ist aber auch der Wunsch berechtigt, daß das christliche Gemeinschaftsleben, nicht bloß sofern es Vorspanndienste zur Beförderung verschiedener, an sich durchaus löblicher Unternehmungen zu leisten hat, sondern grade sofern es Selbstzweck ist, nach dem Vorbild der apostolischen Gemeine und den Erfahrungen unsrer Väter daneben noch zu größerer Ausbreitung und Vertiefung gelangen möge.

Was finden wir endlich, wenn wir das kirchliche Leben der großen Stadtgemeine nach der Aufforderung des Herrn an seine Jünger messen, ihr Licht vor den Leuten leuchten zu lassen, damit dieselben ihre guten Werke sähen und ihren Vater im Himmel priesen? Beides, Schatten und Licht auch da! Den bescheidenen Anforderungen des Wohlverhaltens, welche der Staat an seine Bürger stellt, genügen unsre Leute; auch wird man trotz der großen Zahl von Kneipen wohl niemals einen von ihnen betrunken sehen, vollends nicht auf der Straße. Zur Besprechung andrer Eigenschaften fortschreitend, wollen wir uns ein armes Schneiderlein als Schlachtopfer ausersehen. Ist es überhaupt noch nicht so gar lange her, daß die Neger in die Kleider gefahren sind, so nimmt es nicht Wunder, daß auch die Kleiderkünstler in ihrer Kunst noch nicht sehr eingefahren sind; den Eindruck bekommt man wenigstens nach verschiednen Berichten, in denen grade diese Handwerker, sofern sie Farbige sind, auch bescheidnen Ansprüchen an ihre Geschicklichkeit kaum genügen können. Das trifft auch bei diesem Manne zu, er hat darum keine Arbeit. Wie klug und richtig handelte er nun, wenn er sich einem andern Beruf zuwendete, z. B. dem Landbau und der Feldarbeit, auf dem die Zukunft der ganzen Kolonie beruht, auf den alle Naturbedingungen des Landes hinweisen, wie wir schon wiederholt ausgesprochen haben. Aber grade diese Arbeit ist durch die Sklaverei am meisten in Verruf gekommen, zumal die Pflanzer und Direkteure während jener zehnjährigen, von der Regierung sehr weise verfügten Uebergangszeit (1863—73) durchaus sich nicht entschließen konnten, ihren Plantagenarbeitern, wie unsre Missionare beständig rieten, ein Stück Land zur Bewirtschaftung für deren eigne Rechnung anzuweisen, sie so an die Scholle zu binden und sie mit der Landarbeit zu befreunden. So kommt es,

daß Viele im Lande die Arbeit, welche sich findet, nicht wollen, aber auch die Arbeit, welche sie wollen, nicht finden. Unserm Schneiderlein geht es auch so und er ist darin ein Vertreter einer ganzen Anzahl solcher, welche leider auch zu unsrer Kirche gehören und von dem Vorwurf einer gewissen Trägheit und Nichtsthuerei nicht freigesprochen werden können. Mancher mag ja wirklich unverschuldeter Weise zeitweilig keine Arbeit finden. Aber der Trieb, sich Arbeit zu suchen, die Erkenntnis der sittlichen Pflicht, zu arbeiten, sollte nach dem Zeugnis unsrer Missionare bei manchen Gemeinmitgliedern stärker entwickelt sein. Das die Rückseite der Münze, sie hat aber auch ihre Vorderseite. Wenn man nämlich annehmen wollte, der unthätige Schneider litte nun Mangel und bittre Not, so würde man irren. Es würde ihm vielleicht mehr frommen, wenn dem so wäre, aber ihm kommt eine Tugend zu statten, welche dem Neger überhaupt nicht fremd, aber unter den Mitgliedern unsrer Kirche in erfreulich weitgehender Weise entwickelt ist. Die Mildthätigkeit der Leute, auch Unbemittelter, ist groß. Jener Arbeitslose findet bei Verwandten und Bekannten immer auch für sich den Tisch gedeckt, ja, wenn er geht, wird ihm oft noch ein Zehn=, ein Zwanzig=Centstück in die Hand gedrückt. Manche Negerin kocht in ihrem Topfe Tag für Tag mehr als sie für sich und die Ihrigen braucht, und wenn man nach dem Grunde dieser Unwirtschaftlichkeit frägt, so erhält man den Bescheid, es könne ja unvermutet noch jemand kommen, der bei sich zu Hause oder anderswo nicht den Tisch gedeckt finde. Ja mildthätig, dienstfertig, gastfrei und opferfreudig sind unsre Farbigen. Notleidende und Kranke werden unterstützt, letztere werden aber auch teilnehmend besucht und treulich verpflegt, und solche Pflege geschieht oft durch solche, welche dem Kranken weder durch die Bande der Verwandtschaft noch der Bekanntschaft ver=

knüpft sind, durch ihm völlig Fremde und Fernstehende. Da ist Liebe und eine Liebe, die häufig wirklich über das Maß angeborner natürlicher Gutmütigkeit hinausgeht, die als eine Frucht des neuen Lebens aus Gott bezeichnet werden darf.

Sind wir indes schon im Bisherigen auf verschiedene ungelöste Aufgaben gestoßen, so ergiebt sich das Vorhandensein solcher doch noch in ganz anders gewichtiger Weise, wenn wir an die Nationalität der Leiter dieser Missionskirche und an die Art ihrer Thätigkeit denken.

Um mit letzterer zu beginnen, so haben wir gesehen, daß die fast ausschließlich deutschen Missionare ihr redliches Teil von äußerer Arbeit verrichten, damit die Last des Unterhaltes der Mission die heimischen Missionsfreunde nicht zu sehr bedrücke. Das ist unter den gegebnen Verhältnissen für die Zeit notwendig und auch von heilsamer Vorbildlichkeit für die Pflegebefohlenen. Von Leuten, die zum größten Teil seit noch nicht 20 Jahren (seit dem Jahre 1873) erst ihre eignen Herren geworden sind und noch kaum gelernt haben, ihren eignen Haushalt zu führen, kann nicht verlangt werden, daß sie den Gehalt der Lehrer und Lehrerinnen ihrer Kinder, wie ihrer Prediger und Seelsorger aufbringen und sonstige kirchliche Bedürfnisse selber bestreiten. Da muß man es vielmehr schon lobend anerkennen, daß die Kirchenabgaben in der Höhe und mit der Pünktlichkeit eingehen. Damit ist ein Schritt auf der Bahn finanzieller kirchlicher Selbständigkeit gethan, welchem aber noch viele andre in Zukunft folgen müssen, ehe das auch von unsern Missionaren ins Auge gefaßte Ziel erreicht ist.

Auf dem Gebiete der Schule sind, soweit der Gesichtspunkt der Selbständigkeit in Betracht kommt, schon recht erfreuliche Resultate zu verzeichnen. Wir

haben bereits eine ganze Anzahl wirklich sehr tüchtiger und gewissenhafter farbiger Lehrer, Lehrer vom eignen Fleisch und Bein der Gemeine. Aber teils fehlt es doch noch an einer hinreichenden Anzahl junger Leute, die in charakterlicher Beziehung die nötige Bürgschaft bieten, daß sie, zu Lehrern ausgebildet, den sittlichen Anforderungen ihres Berufes genügen werden; teils werden die negerenglisch als ihre Muttersprache redenden Schulamtskandidaten den im übrigen durchaus maßvollen und verständigen, aber in Bezug auf Beherrschung der holländischen Sprache für die Zeit doch wohl zu weit gehenden Ansprüchen der Regierung noch nicht gerecht. So können wir der Mitwirkung europäischer Kräfte sowohl in unsern Schulen als in unsrer Lehrerbildungsanstalt, der sogenannten Centralschule, zur Zeit noch nicht entraten. Also auch hier eine Aufgabe, deren Lösung die Zukunft übernehmen muß!

Noch viel weiter von Selbständigkeit entfernt ist aber unsre Missionsgemeine in Paramaribo, sofern es sich um aus ihrem Schoße hervorgegangne Geistliche handelt. In dieser Beziehung steht unser Missionswerk in Suriname unleugbar zurück hinter dem einiger andrer unsrer Arbeitsfelder. Nur für das Buschland, aber weder für unsre Plantagen-, noch für unsre Stadt-gemeinen haben wir bisher, einzelne erfreuliche Ausnahmen abgerechnet, eingeborne Missionare heranziehen können und ihre Zahl ist außerdem äußerst gering. Es fehlte zwar nie an frommen Leuten, aber doch an solchen, welche die nötige Achtung bei ihren Landsleuten, die erforderliche geistige Bildung, die unentbehrliche geistliche Reife, Gediegenheit und Selbständigkeit besessen hätten, um einer Gemeine als Leiter vorzustehen. Zur Gründung eines Instituts für Heranbildung von eingebornen Geistlichen hat darum noch nicht geschritten werden können. Nach dieser Seite hin ist die Entwickelung

also kaum über einige bescheidene Anfänge und Ansätze hinausgelangt, nicht bedeutender als die, welche mit der Gründung des „Gemeente Raad" behufs Leitung und Verwaltung der Gemeinangelegenheiten durch die Gemeine selber gemacht worden sind. Nun, mag auch hier die Sklaverei mit Recht als Sündenbock verantwortlich gemacht werden, so darf das aber doch nicht hindern, daß die vorliegende Aufgabe als vorhanden anerkannt und mit Gottes Hilfe zu lösen versucht wird.

Eins aber glauben wir zum Schluß noch aussprechen zu müssen. Auf Beseitigung der nicht verschwiegenen Mängel und ungelösten Aufgaben möge man unmittelbar hinarbeiten so viel man will, sie hängen doch alle mittelbar mehr oder weniger mit dem in Abschnitt 16 bloßgelegten Schaden zusammen. Dieser Zusammenhang tritt entweder ganz offen zu Tage, oder er ist mehr verborgner Natur, aber doch nachweisbar. Möge es unsern Brüdern darum vor allem gelingen, in ungetrübter Eintracht und in voller Einheitlichkeit des Handelns mit Weisheit und Liebe, aber auch mit Ernst und Kraft ihre Pflegebefohlenen zum Verständnis für ein reines, von menschlichen und göttlichen Ordnungen umschirmtes und dem Herrn geheiligtes Familienleben emporzuführen! Das ist und bleibt für Suriname die brennendste aller brennenden Fragen. Wir sprechen das aus, nicht im Geiste hofmeisternder Ueberlegenheit, sondern nur als einen herzlichen Wunsch, in dem wir mit unsern Boten eins sind. Ja wir sagen uns selber: Diese Aufgabe ist eine sehr schwer zu lösende; denn unter den Gehorsam des Gesetzes Christi ein Volk zu beugen, das nicht bloß mit seinem eignen Heidentum, sondern auch noch mit den Auswüchsen und Ausschweifungen einer sogenannten christlichen Civilisation belastet ist, fällt immer schwerer, als ein in seinem einfachen Naturzustande dahinträumendes heidnisches

Volk mit Gottes Hilfe so weit zu fördern. Wie sollten wir dazu nicht die nötige Zeit bewilligen wollen, wenn es vierzig Jahre bedurfte, ehe das aus dem Diensthause Egyptens entführte Israel nur einigermaßen durch heilige Gewöhnung in die Schranken gebracht war, mit denen das durch Mose übermittelte Gesetz Gottes es umgab!

Der Herr aber mache durch seinen Geist die Herzen des Volkes willig, die Zeit seiner gnädigen Heimsuchung auszukaufen und der heilsamen Lehre seines Wortes nachzuleben, damit diese farbigen Leute, wie sie selber es ausdrücken, vor Gottes und vor Menschen Augen bald „in Ordnung kommen!“ —

Erläuterungen zum Plan des Missions-Platzes der Brüder-Gemeine.

Vorbemerkung: Beifolgende Plankarte besteht aus: **I. einem Grundriß der Stadt Paramaribo**, links oben in der Ecke; der Missions-Platz der Brüder-Gemeine (1) ist auf demselben durch Schraffierung kenntlich gemacht, die übrigen nötigen Erklärungen befinden sich auf dem Grundriß selber in der unteren Ecke rechts; **II. dem Missions-Platz der Brüder-Gemeine**, einem Grundriß unsres Missionsquartiers in größerem Maßstabe als auf dem Stadtplan. Die dazu nötigen Erklärungen sind in den nachfolgenden „Erläuterungen" enthalten. Doch ist vorauszuschicken, daß der Grundriß sämtlicher Gebäude nur die innre Raumverteilung des Erdgeschosses wiedergiebt. Außerdem aber ist noch der **Oberstock** von drei Gebäuden auf der Plankarte vorhanden, nämlich erstens der des Vorsteherhauses *(A 1)*, von dem man ohne Oberstock keine richtige Idee bekommt, da das ganze Erdgeschoß vom Speisesaal eingenommen wird; zweitens der des Bäckerhauses *(E 1)*, um dem Leser an einem Beispiel die Raumverteilung eines nur zu Wohnungen bestimmten Stockwerkes zu veranschaulichen; drittens der der Kirche *(D 1)*, obwohl man hier eigentlich nicht von „Oberstock", sondern nur von der zweiten, obersten Empore reden darf, auf der z. B. die „Große Stube" untergebracht ist. Diese Grundrisse von oberen Stockwerken — *A 2*, *E 2* und *D 2* benannt — sind auf der Plankarte unmittelbar unter den Stadtplan gezeichnet, was wir vorausschicken, damit man sie nicht zuerst irrtümlich für den Grundriß von besonderen, selbstständigen Gebäuden halte. —

A. **Vorsteherhaus.**

A 1. Erdgeschoß: a. Speisesaal, darin der lange Tisch (b.) zum gemeinschaftlichen Mittagessen. c. Gallerie.

A 2. Oberstock: a. und b. Wohnung. c. Kontor des Vorstehers. d. Gallerieen.

B. **Küchenhaus:** a. Vorratskammern. b. Küche. c. Gallerie.

BB. a. Holzstall. b. Hühnerstall. c. Hühnerhof. d. Gallerie.

C 1 und *2.* **Waschhäuser:** a. Waschküchen. b. Negerkammern.

D. **Kirche.**

D 1. Erdgeschoß: a. Kirchkammer. b. Kanzel. c. Liturgustisch.

D 2. Zweite Empore: a. „Große Stube". b. Bibliothek. c. Archiv. d. Arbeitsstube des Präses. e. Orgel. f. Kofferkammer. g. Verbondstube.

DD 1. Glockenturm und Spritzenhaus.

DD 2. Grabstein im Bleichgarten.

E. **Bäckerhaus.**

E 1. Erdgeschoß: a. Bäckerei — Verkauf. bb. Wohnung. c. Kontor. d. Gallerie.

E 2. Oberstock: aa. Wohnung. bb. Wohnung. c. Gallerie.

EE 1. a. Vorräte für Bäckerei und Verkaufsladen. b. Wagenschuppen, c. überdeckter Gang. [Im Oberstock Kammern für Bäcker, Platzknecht, Kinderfrauen.]

EE 2. aa. Backöfen. bb. Backstuben.

F. **Wohnhaus:** aa. Wohnung. bb. Wohnung. c. Plättstube mit einer Mangel. d. Gallerie. (Oberstock wie bei *E 1.*)

G. **Verkaufsladen** („Winkel"): a. Verkaufslokal. b. Vorräte. c. Kontor. d. Gallerieen. e. Plättstube.

H. **Nennenhaus.**

J. **Baumeisterhaus:** a. Wohnstube. b. Kontor und Bücherverkauf. c. Wohnstube. d. Gallerie. (Im Oberstock 2 Schlafstuben über a. und c.)

JJ 1. Zimmerei-Werkstätte.

JJ 2. Zimmerei-Platz.

JJ 3. Alte Schmiede (zum Abbruch bestimmt, nicht mehr gebraucht).

JJ 4. Neue Schmiede: a. Herdfeuer. b. Vorräte.

JJ 5. Vorräte für Schmiede und Zimmerei.

JJ 6. Bretterschuppen.

K. **Mädchenschule:** a. Schulräume. b. Amphitheatralische Bänke.

L. **Wohnhaus:** a. Wohnstube. b. Wohnstube. (Im Oberstock 2 Schlafstuben über a. und b.)

LL 1. Negerkammern.

LL 2. Badekammern.

LL 3. Waschhaus.

M. **Wohnhaus des Präses:** a. und b. Wohnzimmer. c. Gallerie.

MM 1. Vorräte für die Zimmerei.

MM 2. Negerkammern und Waschküche.

N. **Zentralschule:** a. Klassenzimmer. b. Arbeitszimmer. c. Zimmer für Examen- Kandidaten und Aufsicht haltende Lehrer.

NN 1. Knabenschule.

NN 2. Turnplatz.

NN 3. Negerkammern und Küchengebäude für die Zentralschule.

O. **Provisien-Kontor:** a. Kontor. b. Vorratsstuben. c. Badekammer. d. Gallerieen.

P. **Druckerei.**

Q. Kammern für besuchende Buschneger.

R. Stallungen.

S. **Kleinkinderschule**	}	(auf der anderen Seite der Domine-Straße, dem Verkaufsladen *G* („Winkel") gegenüber.)
T. **Wohnhaus**		

X. Aborte.
Z. Negerküchen.
10. Ueberdeckte Brunnen.
11. Gemauerte Reservoirs für Regenwasser.
12. Offene Brunnen.
13. Abzugsgräben.
14. Straßengräben.
15. Mit Ziegelsteinen gepflasterte Wege und Höfe.